Kursbuch 54

Jugend

Rock me: Diskotheken. Buden. Läden
Arbeitslos oder: Mit der Zeit vergeht das
Der macht seinen Weg
Ich denk, ihr werdet mich noch sehn
Manta-Frau und glücklich, geht das?
Ich möchte ein anständiges Mädchen sein
Dark Ladies: Wenn ich 'ne Karre hab . . .
Ein junger Faschist. Der neue Führer?
Fan-Clubs / Dorfjugend / Drogenszene
Selten allein. Szenen einer WG
Die langandauernde Jugend der Linken

Kursbuch/Rotbuch Verlag 8 Mark

78-1636

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Harald Wieser
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
ausgeschieden am:
05
Kur

54 Jugend

Dezember 1978

Wolfgang Spindler, »Rock me!«. Diskotheken, Buden, Läden 1
Harry Tobinski, Zimmer 24 oder: Mit der Zeit vergeht das 13
Rainald Maria Goetz, Der macht seinen Weg. Privilegien. Anpassung. Widerstand 31
Klaus, Ich denk, ihr werdet mich noch sehn 44
Andrea und Isabell, »Manta-Frau und glücklich – glaubst du, daß das geht?«. Die Schule. Die Alten. Wir selbst 57
Tina und Dagmar, »Ich möchte ein anständiges Mädchen sein.« Bericht von Gudrun Reinke 72
Mary und Doris, »Wenn ich 'ne Karre hab, verzicht ich auf alles.« Die »Dark Ladies« in Berlin 88
Horst-Günter Kessler, »Ruhe bewahren und Befehle abwarten!«. Zu Gast bei drei Fan-Clubs der Bundeswehr 99
Detlef Lecke / Udo Pobel, Unter der Linde und am Wartehäuschen. Jugendliche auf dem Dorf 111
»Ohne daß ich sagen würde, ich bin der neue Führer.« Gespräch mit einem jungen Nationalsozialisten von Alwin Meyer und Karl-Klaus Rabe 127
Das Gefühl, ich hab das Zuhause in der Vene. Zwei Mädchen aus der Schießer-Szene 143
Daß es sich zu leben lohnt. Die »Rote Grütze« plant ein Drogen-Stück 151
Norbert Klugmann, Selten allein. Szenen einer WG 163
Klaus Hartung, Über die langandauernde Jugend im linken Getto. Lebensalter und Politik – Aus der Sicht eines 38jährigen 174

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 6, im Einzelverkauf DM 8. Anschrift der Redaktion: Kursbuch/Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 2 61 11 96. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Harald Wieser. © 1978 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Beilagen: Luchterhand Verlag, Netzwerk Selbsthilfe, Projekt Tageszeitung, Rotbuch Verlag.

Wolfgang Spindler
»Rock me!«

Diskotheken, Buden, Läden

> »Der Begriff Rock 'n' Roll entstammt der Gettosprache nordamerikanischer Neger und galt (dem Jazz ähnlich) unter anderem als Bezeichnung für Koitus. Im Blues waren anzügliche Verse wie ›Rock me all night long‹ gang und gäbe.« Wolfgang Sandner[1]

Saturday Night Fever

Aus den Lautsprechern an der Decke – vier oder acht sind es bestimmt – dröhnt *Fleetwood Mac:* laut, sauber, amerikanisch, perfekt. Aus dem Ei gepellt wie alles und alle hier. Es gibt keinen Lärm, es gibt Musik, Viervierteltakt ohne Unterbrechung. Moderner Pop-Realismus: »I know, I know, there's nothing to say.«[2]

Es ist erbärmlich laut. Die Szene wirkt unwirklich, ist undurchsichtig: ein Durcheinander von Selbstverständlichkeiten, Zigarettenqualm-Aura, Musik als Dampfwalze gegen Kommunikation, die im Dämmerlicht nur noch visuell stattfindet. Wer tanzt hier eigentlich mit wem, auf diesen gestauchten, rammelvollen sechzehn Quadratmetern freien Fußbodens? Wer *tanzt* überhaupt? Sind diese schick trainierten oder unbeholfenen Bewegungen wirklich Tanz zur Musik?

Die Bedienung – ständig beschäftigt, optisch kaum auszumachen, aber doch immer da, wenn die Gäste sie brauchen – schlängelt sich gekonnt durch die hautnahe Enge, durch Parfumschwaden, vorbei an hundert verborgenen Lippenstiften, vorbei an hundert Kosmetikspiegel-Gesichtern. Ja – hier kann man sich jedes Selbstwertgefühl abschminken. Wer hier geht, geht am liebsten zur Toilette.

Die Monotonie, der Zigarettenrauch, die Deodorants, die heimelige Hektik – genau wie letzte Woche. Auch die Bedienung: hübsch bis angemalt schön, freundlich, beinahe freundschaftlich. Sie schaut Dir offen ins Gesicht. Fast glaubst Du, sie schon lange zu kennen. Bitte zahlen.

Es ist heiß, die Leute schwitzen, aber ohne sichtbare Folgen, denn hier schwitzt man »vornehm«. Noch vor einer Stunde war hier gähnende Leere, da hallte die Musik noch wie aus einem Blechtopf. Doch jetzt, kurz vor Samstag Mitternacht, ist es voll bis zum Überlaufen. Drum wird, lässig und langsam, mal schnell das Parkett gewechselt: in die andere Diskothek, gleich nebenan. Hier ist man sowieso, wenn man gefragt wird, zufällig. »Souveräne« Antwort: Achselzucken. Was hier los ist, weiß keiner.

Bewegen fällt schwer, denn es gibt keinen ungenutzten Quadratzentimeter;

alles in diesem hundertfach gleichen Altstadtkneipenverschnitt ist ausgefüllt. Antiquitierte Antiquitäten, teurer Schnickschnack, Omas Trödel auf kommerziellem Hochglanz zeichnen Milieu. Das Interieur: wie ein übergroßes Wohnzimmer.
Tanzen – oder was man so dafür hält – ist ein Vergnügen, das die Innenarchitektur nur widerwillig gewährt. Wer wirklich tanzen will, hat den verkehrten Abend gewählt. Wer tanzt, trinkt nicht. Man sitzt, man steht, durchkreuzt von suchenden Blicken. Man gibt sich entweder lässig oder ist das tiefe, trübe Wasser vom Nebentisch, man sucht, erwartet, aber versteckt sich dabei prächtig. *Was* hier gesucht wird, weiß natürlich jeder. Doch nur auf den zweiten Blick wird dafür Sex zur Show getragen; hier hält man auf chic, soft, schön, schüchtern. Oder man macht auf spontan wie die Pepsi-Cola-Frische, die hektoliterweise fließt und pro Glas vier Mark kostet. Hier fragt man nicht nach Geld, hier hat man es. In diesen Laden investiert man ohne Zögern, schon den Eintritt für sieben Mark – nach der üblichen Gesichtskontrolle. Nein – hier kommt nicht jeder rein. Hier ist man chic und um die zwanzig. Hier herrscht Stil. Hier ist man fröhlich. Die Lord-Extra-Generation probt keine Aufstände.

Das andere Fieber, Samstag Nacht

Auch hier geht es laut zu. Gut zwei Meter unter der Erde jedoch, wohin eine ewig schmuddelige Treppe führt, gleicht nicht ein Ei dem anderen, sieht man sich nicht so zum Verwechseln ähnlich, obwohl auch hier das Bier teuer und der Laden neckermannmäßig antiquiert ist. Die Szene ist bunt.
Hier wird die Story von einem erzählt, der ständig zur Toilette läuft und seine Haare kämmt; von einem, der der Suggestion des Milieus erliegt und glaubt, aus ihm könne in einer Disco, im Kampf um die Frau, noch einmal etwas werden. Das wartende Mädchen, das er später mit nach Hause nehmen wird, erhält von den anderen einen Tip: Küsse seinen Kamm, aber laß ja sein schickes Haar in Ruhe. Er, der winner, der sie mitnehmen wird, forscht vor dem Spiegel nach Schuppen auf den Schultern: der »Disco Boy« von Frank Zappa, im Rock 'n' Roll gespielt.[3]
Oder hier ist die Rede von einem, der ein Buch gelesen hat mit lauter todsicheren Erfolgsrezepten: Wie lege ich ein Mädchen, eine Frau aufs Kreuz. Der »Lover Boy« von *Supertramp:* Er ist immer erfolgreich in seinem Appartement gegenüber. »So you ladies beware!«[4] Hier singt auch Dylan von der Konserve, hier tönt es seit zehn Jahren schon und immer noch: »I can't get no satisfaction.« Man steht da mit dem schweren Glas in der Hand, an den Pfeiler gelehnt, raucht *Gauloise, Rothhändle* und schlürft Whiskey-Cola. Hier gehört auch Systemkritik zum verstaubten Inventar.

Meist unverstanden, ohne Pathos und Engagement, aber sie ist da; im Schmier auf der Theke.
Wer hier tanzen will, kann alleine tanzen. Auch so, wie er will. Hier gibt es keinen Durchschnitt, alles ist erlaubt. Hin und wieder wechselt ein Stück *Shit* den Besitzer, geraucht wird es anderswo. Steve Marriott singt vom »Lazy Sunday Afternoon« mit dem LSD-Trip, aber auf seine Worte hört auch hier niemand mehr. Hier wird jede Schlacht verloren. Man redet noch an gegen die laute Musik. Oder hört ihr zu. Doch obwohl Frank Zappa im belanglosen Englisch singt, versteht man ihn. Die Haare sind noch länger, die Kleidung lässig oder beliebig, obwohl man auch hier das unbestimmt Bestimmte sucht. Asbach-Cola, Whiskey oder ein siebtes Bier wandert über den Tisch. Hier wird nur Rock gespielt, kein Pop. Cola mit viel Eis für drei Mark. Hier tagt die Großstadtscene bis morgens um vier.

Der Traum von San Francisco

Als für mich dies alles anfing, war ich gerade zwölf. Meine Eltern – der Vater Elektriker, die Mutter Schneiderin in Heimarbeit – schufteten damals fast rund um die Uhr, die Familie rappelte sich langsam nach oben. Lebensstandard bedeutete Anschaffungen: Wohnungseinrichtung, Kleidung, ein Auto und – Phono. Heute lebt davon ein Industriegigant. Hifi-Equipments im Wohnzimmer sind zum Status-Symbol geworden; fast jedes Kind hat heute einen Cassettenrecorder. Meine Eltern kauften damals ein teures, aber technisch durchschnittliches Tonbandgerät.
So sehr meine daraus folgende Tonbandliebe auch mit jungenhafter Experimentierfreude zu tun hatte: sie ging einher mit der Tatsache, daß ich offene Ohren bekam – offene Ohren zunächst für Musik. Unser sonst so belanglos daherdudelndes Kofferradio bekam ganz neue Dimensionen – vor allem, weil ich im Besitz meiner neuen Möglichkeiten Dietmar kennenlernte, einen Achtzehnjährigen, dessen Hobby die Rockmusik war. Das heißt: Hobby ist ein merkwürdiges Wort. Aber mit Do-it-yourself hatte, was wir machten, schon zu tun: Das Radio verlor seine Autorität, die totale Konfrontation mit dem täglichen Programm konnte durchbrochen werden. Ich hatte die Möglichkeit der Auswahl, und wie man als kleiner Junge bunte Steine sammelt, sammelte ich nun Songs. Zum Beispiel Scott McKenzie: »When you're going to San Francisco, be sure to wear some flowers in your hair.« Nun war San Francisco unerreichbar, aber ich wollte fortan lange Haare tragen und startete die erste Rebellion gegen die Sonntagskleidung. So hat für mich alles angefangen, in den unruhigen Endsechzigern, im verschlafenen Provinzstädtchen Paderborn. Und heute – fast zehn Jahre später in der hektischen Metropole am Main – noch heute fesselt mich die kleine Rebellion in Vinyl, die meinen Alltag immer wieder minutenweise

auf den Kopf stellt oder mich melancholisch stimmt beim Gang durch leere Hallen, während Roadies lustlos die Anlagen abbauen und ich mich mit meinen Freunden frage, wo wir jetzt noch ein Bier trinken gehen. Unsere Abende sind im Laufe der Zeit trüber geworden. Recht ratlos, etwas mißmutig, aber doch mit einem Rest an Hochgefühl schlendern wir über das Pflaster. Denn die Show ist nicht vorüber. Wir denken an unser kurzes Leben, gerade zwanzig Jahre, und an alte Freunde. Wir denken an die *Small Faces*, an die *Beatles*, die *Rolling Stones*, *King Crimson*, *Yes*, *Genesis* und alles, was davon noch heute in unseren Regalen steht. Denn die Geschichte unseres Lebens war zu einem guten Teil die Geschichte unserer Musik.

Trauriger Status quo?

Dabei sind unsere Biografien gar nichts Besonderes. Wer heute über Jugend reden will, kommt um Pop und Rock, um Musik und ihre Folgen nicht mehr herum. Denn seit dem Aufkommen des Rock 'n' Roll, spätestens seit der millionenfachen Verehrung des Arbeiterjungen Elvis Presley sind musikalische Ereignisse für eine ganze Generation eine Art neuer gesellschaftlicher Qualität. Musik ist für mich, für die Jugend zu einer Erziehungsinstanz geworden, zu einer Einrichtung, die mit den Einflüssen von Schule und Elternhaus durchaus konkurrieren kann. Die Musik hat sich, insbesondere über die Jugendmedien, die fast ausnahmslos von ihr leben, unter den meisten Jugendlichen fest als »Richtlinie« etabliert. Sie begleitet unseren Alltag wie keine andere Erscheinung, vom Zähneputzen bis zum Schlafengehen und darüberhinaus. Rock und Pop sind zugleich Fundament, prachtvolle Fassade und immer wieder neue Stimulantien der heutigen, sagen wir, Jugendkultur.

Trotzdem gibt es »die« Jugend genausowenig, wie sich von »den« Erwachsenen sprechen läßt. Ein »erwachsenes«Vorurteil: Die Jugend hat es sich auf dem Markt der schönen Dinge bequem gemacht und denkt an alles andere als an Alternativen. Sie handelt »angepaßt«. Sie will von Politik nicht sonderlich viel wissen und greift zu den nächstbesten Leckerbissen: sonnt sich im Urlaubsöl, kauft Cassettenrecorder und Mopeds, will irgendwann einmal Familie und alles erreicht haben. Und – auch die Musik ist für sie nichts als Konsum.

Sicher: Wer sich für Jugend interessiert, der stößt sofort auf den »Konsum«. Wenn die Jugendlichen, wie es 46 Prozent der 10-19jährigen heute tun, nicht aktiv Sport treiben[5], dann leben sie tatsächlich im Freudentanz um Waren. Wem fielen nicht sofort Namen wie Levi's, Wrangler, Coca Cola, CBS ein? Wer dächte nicht sofort an Mopeds, Mode, Kosmetik, Autos? Aber sind darum alle »angepaßt«? Oder rüttelt der Konsumartikel Musik nicht auch andere Talente wach? Wer die jugendliche Konsumorien-

tierung pauschal verdammt, der sagt nur die halbe Wahrheit und drückt sich in vielen Fällen vor der eigenen Vergangenheit. Denn er diffamiert Erlebnisse, für die er unter Umständen selbst einmal gestritten hat:

»Du mußt dir das einmal vorstellen: Mitte der 50er Jahre war es überhaupt nicht selbstverständlich, daß man im Radio seine Musik (den Rock 'n' Roll) hörte, im Kleiderschrank seine Sachen (Blue Jeans und was dazugehört) hatte und im Kino seine Idole (z. B. James Dean und Marlon Brando) verehrte. Alles mußte erkämpft werden.« Horst K., Udo L.[6]

War es ein nutzloser Kampf?

Panik und Randale – Prärie in der Großstadt

Zwischen den praktischen Regalsystemen der Eltern, zwischen den hübschen Lampen und niedlichen Relikten aus der Kinderzeit, über dem unaufgeräumten Schreibtisch für die Schularbeiten – dort hängt er: Mal parodierend in Frack mit Fliege, mal posierend in Leder und Nieten, mal als Marsmensch, mal »normal« – jedenfalls meist mit allerhand Frauen. Für seine Mimik ist er eigentlich zu alt. Er kokettiert mit der jugendlichen Mode, stellt sie, wo nötig, hart auf den Kopf und auf die Bühne. Er hat etwas – wie P. und F., die hier wohnen – gegen Langeweile, gegen »Mademoiselle Plastic« aus der Dröhn-Diskothek, gegen den Schulalltag, gegen den Alltag, gegen Rollenklischees, kopfloses Zuschlagen und Drogen. Er hat etwas übrig für seine Fans. Er nimmt ihre Träume ernst, schaut ihnen auf's Maul, spricht ihre Sprache. Er ist der bestverstandene Star der Branche.

Er malträtiert Elternohren, weckt vorhandene, geheime oder halbeingestandene Wünsche nach dem anderen, schöneren Leben, betreibt Rocker-Pädagogik ebenso wie Kosmetik-Kritik und stillt ein Stückchen der Sehnsucht nach dem, was er proklamiert: *action*, Freiheit, Spaß. Er ist damit überall zuhause.

Er sucht die Prärie noch in der Großstadt und findet sie: bei den kleinen und großen Motorradhelden und Fußballfans, bei den Musik- und Western-Verehrern, bei denen, die abhauen wollen und es tun, im trauten Alltag, in der Kneipe, auf der Straße. Er spürt der Jugend hinterher und berichtet über den Befund. Er probt den Aufstand gegen die öde Welt mit Rock 'n' Roll und Show. In Diskotheken wird er kaum gespielt. P. und F. machen Schularbeiten wie jeden Tag und drehen den Plattenspieler auf volle Lautstärke.

Auch er: Nur ein Klischee, ein Abziehbild, ein belangloser Konsumartikel? – Sicher, auch er ist nur die Revolution im *Fernsehen*, nur der Held der Helden auf dem *Poster*, nur die geträumte Faust, mit der man auf den Tisch schlägt. Aber er spricht den Unmut aus, er schafft die tolle Vision vom

ereignisreicheren Leben. Er nennt's eben nur Panik und Randale. Aber man hört ihm zu und macht gedanklich mit. Oder muß alles Revolution heißen?

Hesse, Räucherstäbchen und Alan Parsons

Die Stereoanlage hat schon etwas mehr gekostet. Udo Lindenberg wird nur selten aufgelegt, die neuen *Fleetwood Mac* gibt's gar nicht. Es geht romantisch zu, riecht süßlich nach Räucherstäbchen, ein zierliches Tee-Gedeck ist in Gebrauch, der Tee wird noch, wird wieder mit Liebe aufgebrüht. Hier wohnt, sagen wir, M. Das Zimmer ist alles andere als modern: Ein eher bescheidenes Bücherregal (Hesse, Castañeda, Kerouac, Max Frisch, ein paar *Reclam*-Bände), der Plattenspieler samt Verstärker und ein paar Dutzend Platten auf dem Boden, ein alter unaufgeräumter Schreibtisch, ein paar tiefe Sitzgelegenheiten, einige Matratzen mit einer unauffälligen Tagesdecke, billige Felle. Ein kleiner Tisch mit Omas Deckchen, einige Aschenbecher und Vasen runden das Bild ab. Hier findet das Leben auf dem Boden statt, aber nicht auf dem der sogenannten Tatsachen. Ein alter Teppich sorgt für Gemütlichkeit.
Grelle Farben fehlen, auch glänzende Vierfarb-Poster gibt es nicht. Hier hängen eher zurückhaltende, ruhige Plakate, die manchmal wie »richtige« Kunst aussehen. Das Bleistiftporträt von der Freundin, einige selbstgemalte Bilder, Urlaubspostkarten und Fotos von Freunden ergänzen den Wandschmuck. Hier ist man, nach eigenem Gusto, zu Hause.
Klar: man muß Rücksicht nehmen: auf die Nachbarn, die Mutter in der Küche; und »Mach die Musik leiser« ist ein Satz, den alle zum Überdruß kennen. Aber man arrangiert sich. Hier gedeiht die Subkultur im Familienschoß, der irgendwann einmal zwangsliberalisiert wurde. Natürlich gibt es Probleme beim Nebeneinander.
M. ist Musikliebhaber. Von seinem Vater, dem Büro-Angestellten, hält er nicht viel (wie umgekehrt), aber er akzeptiert ihn, solange er Ruhe hält. M. trägt langes Haar, auf Mittelscheitel, nicht ungepflegt, aber ohne Modefrisur. Er kleidet sich am liebsten in weite Cordjeans, ein Khaki-Hemd oder T-Shirt, im Winter mit Parka oder Fellmantel und einem dicken Wollpullover. Man trifft ihn ständig mit seiner schmuddeligen Umhängetasche; der Inhalt: Tabak mit Zigarettenpapier, ein Einwegfeuerzeug, eine Bürste, ein kleines Fläschchen chinesisches Parfum, ein Kugelschreiber, ein Schlüssel, ein geöffneter Brief. Meist auf seinem alten schwarzen Fahrrad.
In der Schule ist M. mittelmäßig. Was dort geschieht, interessiert ihn wenig. Irgendetwas stimmt dort nicht, ist nicht hinreichend durchdacht, oder sogar widersinnig, autoritär. Aber M. ist deshalb selten aggressiv. Er fühlt sich nicht angewiesen auf das, was mit ihm geschehen soll. Er lebt sein Leben, mehr oder minder in den Tag und die großen Ziele hinein. Natürlich gibt es

Sternstunden: der letzte Camp-Urlaub in Südfrankreich, die Tramp-Tour nach Amsterdam, eine neue Platte von Peter Gabriel oder Alan Parsons. Auch in den Büchern stehen noch konstruktive Wahrheiten, über die man ausgiebig reden und nachdenken kann. Alles in allem jedoch ist das Leben ruhig.
Die Szene hat vieles, zumindest gedanklich, hinter sich. Meditation, asiatische Weisheiten, amerikanische Freakphilosophie und alles, was mit Musik zusammenhängt, mit Rockmusik. Man weiß, daß man sich selber sucht, sein Leben, auch wenn man erst siebzehn ist. Das Alter hat keine Bedeutung. Man will seinen eigenen Weg gehen, jenseits vom Üblichen, Vordergründigen, das nichts bedeutet.
Gespräche haben Gewicht. Man übt das Erzählen. Man freut sich wirklich, wenn der andere sagt, es gehe ihm gut. Denn das hat etwas zu bedeuten. Man freut sich gemeinsam auf den Sommer, geht spazieren, träumt vom Bauernhof mit Freunden, vom Leben ohne Schule, Uhr, Büro und Auto. Man ist sich der Zivilisationsflucht und der romantischen Ader bewußt. Irgendwo im Zimmer steht eine Gitarre herum. Man besucht einander oft und lange, spielt die neuen Platten. Von außen wirkt alles sehr undurchsichtig, was in diesem Zimmer geschieht. Dort schlürft man Tee und redet ausgiebig und lange. Dort treffen sich Leute und hören Musik.

Die »Kaderschmiede« der Musik

Natürlich: Musik ist keine Kaderschule der Revolte. Aber die die »Schule der Musik« bewußt durchlaufen, sind vielleicht näher an der Rebellion als andere. Sie schulen ihre Sensibilität, bekommen ein Gefühl für Harmonie und Disharmonie, ein Gefühl für Mißklänge in der Außenwelt. Denn die Wirklichkeit *ist* unmusikalisch, sie ist ungeordneter, eckiger, schroffer. Und vor allem: In ihr gibt es den Erfolg nicht, den ein Hörer in fast jedem Musikstück findet: Dort gibt es für fünf oder fünfundvierzig Minuten ein schönes Ganzes, begonnen und zu Ende geführt, überschaubar und doch unerforschlich, interessant, erlebnisreich und angenehm bewegt. Wer könnte das von seinem eigenen Leben behaupten? Vor allem welcher Jugendliche, dessen Leben voller Zensuren und Zeugnisse, Autoritäten, Entfremdungen, Partner- und Elternprobleme steckt?
Eine wirkliche Affinität zur Musik geht fast unweigerlich mit dem Wunsch nach einem anderen Leben einher. Das Problem ist nur, daß diese Sehnsucht zwar »intellektuell«, aber nicht »politisch« begriffen wird.
Doch auch dahin, zur politischen Kritik, ist der Weg im wahren Sinn des Wortes nicht weit. Einmal abgesehen davon, daß die Beschäftigung mit der Musik als »Erzählweise«[7] langsam auch in der deutschsprachigen, rock-musikalisch fast traditionslosen Bundesrepublik Fuß zu fassen scheint – dies

läßt sich am aktuellen Boom der Songbücher und auch an der Tatsache ablesen, daß Plattenfirmen immer häufiger Texte auf die LP-Cover drucken –, ist die *kommerzielle Grundlage* für eine Brücke von der Musik zur politischen Intelligenz vor allem in den Großstädten heute gegeben (sie kann im übrigen nur Reaktion auf Käuferwünsche sein): Dort sind die wichtigsten Schallplattengeschäfte gleichzeitig *»bookstores«*, wie etwa die Ladenketten *Montanus* und *Zweitausendeins*. Dort beträgt selbst der Abstand zwischen einer *Bee Gees*-LP und dem *Kursbuch* nur 2,50 Meter . . . Kein Grund zur Freude?

Zwischen Tür und Angel

Im Schaufenster steht das neueste oder das billigste: mit dicken Preisbuttons in Leuchtfarbe, schon von weitem erkennbar. Man öffnet die Ladentür und ist mitten im Geschehen. Eben noch Passantenlärm und Autohupen, doch jetzt rennt ein Schlagzeugwirbel durch die Luft, Baß und Synthesizer setzen ein, die Kasse klingelt . . . *»Money, it's a gas, grab that cash with both hands and make a stash«*[8]. Hier steht man vor den Plattenkästen wie vor Flipperautomaten und stöbert herum. Wieder klingelt die Kasse, und ein stolzer Besitzer verläßt mit der Plastiktüte den Raum. Ein kurzer Hauch von Straßenlärm beim Öffnen der Tür, dann ist wieder angenehme Ruhe, Musik. Also vorbei an den Büchertischen, zum Ständer mit den »aktuellen« Neuerscheinungen. Anhören kann man sich Platten hier nicht. Der Verkäufer läßt scheinbar nach eigenem Geschmack diese oder jene Neuerscheinung laufen und hin und wieder etwas Altes, das gerade im Sonderangebot zu haben ist. Das Cover der gespielten LP steht auf einem Ständer mit der Inschrift: »Es läuft:«

Man forstet zunächst durch Berge von Platten, obwohl man weiß, was man haben will. Vielleicht findet man ja noch etwas. Renaissance der Endsechziger: Haufenweise *Rolling Stones, Lou Reed, Small Faces, Beatles, Procul Harum*. Gerade läuft die neue Patti Smith für 9,90 DM: *»Outside the society, that's where I wanna be . . .«*[9] Auch die alten, die authentischen *Fleetwood Mac* gibt's wieder. Der Laden ist immer für eine Überraschung gut.

Die Platte, und nochmal am Büchertisch vorbei. Von Hesse bis David Cooper ist alles da, farbenprächtige Bildbände, Kalender, Postkarten von David Hamilton, der Coverband von Roger Dean. Poster gibt es auch en masse. Man kauft einen Gedichtband, den man schon länger haben will. Die Kasse in diesem überaus hellen Laden klingelt noch einmal, dann die Tür (Patti Smith: *»Outside the society, that's where I gonna be!«*), und wieder Straßenlärm, Autoabgas, Krach. Man geht nach Hause und prüft seinen Kauf. Blättert im Buch und hört Musik.[10]

Jeans, Jeans, Jeans

So eine Ladeneinrichtung ist nicht billig: Schwingtüren nach Western-Art schotten die Kabinen gegen indiskrete Blicke ab, Palisanderholz mit einigen poppigen Aufklebern, überall Teppich, ein paar Poster: *»Levi's. Eine Welt für sich«*. Hier kaufen Sechzehn- und Vierzigjährige.
An den Wänden findet sich kilometerweise dunkelblaue Baumwolle und mittlerweile meterweise das saisonfarbige, flüchtige Interieur: Jeans und Jackets in allen Größen und Farben. Ein leichter oder starker Hauch von Sex auf den wenigen ausgehängten Postern, in den Spiegeln ab und zu ein ganz normaler Mensch. Die Preise sind hier wie anderswo gesalzen; um die siebzig Mark für eine ganz normale Jeans.
Man zahlt bereitwillig oder (innerlich) murrend, meist ohne es zu wissen, auch ohne es wissen zu wollen, für ein Stück Geschichte: Die Hosen dieser Machart trugen die, die im Aufbruch waren – Siedler in der Neuen Welt, später die Nigger und Underdogs, Generationen später die Rock 'n' Roller und Pilgerer von Woodstock. Geschichte gerinnt zu Werbung: *»Archäologen späterer Zeiten würden beim Sondieren der Überreste unserer Zivilisation mit Sicherheit ein Paar Levi's finden.«* Jeans: Sie müssen sitzen. Laut Werbung knalleng, Konturen zeigend. Man gewinnt Profil. Und keine Frage: Sie sind ehrlicher, authentischer, nicht begradigend und lustfern wie Bügelfalten-Hosen und ausstaffierte Trevira-Schultern. Die Frechheit macht kommerzielle Karriere. Sex ist hier kein Verkaufsvehikel, sondern Ware selbst. Außerdem praktisch. Halten müssen sie. Und sitzen. Koste es, was es koste.
Wie kleidet sich wohl der Sozialismus? *»Wrangler zeigt Ihnen alles.«* Und man geht hinaus nach dem Kassenklingeln in der Gewißheit: Sie paßt.

Kleine Freiheit

Irgendwo, versteckt, in der Badetasche hineingemogelt, dudelt ein Kofferradio. P. und seine Freunde liegen auf dem Bauch und lassen sich die Sonne auf den Pelz brennen. Ein paar spielen Fußball, man hört es an den entfernten Rufen und dem dumpfen Pöhlen des Balles. Es ist heißt an diesem Sommertag im randvollen Freibad.
Aus dem Radio, wahrscheinlich eine Radio-Cassettenrecorder-Kombination, klingt *Pink Floyd*, »Animals«. Dem, der das nötige Kleingeld hat und in einer Großstadt wohnt, können da Erinnerungen kommen: Ein riesiges Plastikschwein, das aufgeblasen durch die Halle schwebt, eine perfekte Trick-Lightshow mit Leinwandfilmen, Quadrosound, eine bombastische Anlage. Ja, es war schon »irre«, das letzte *Floyd*-Konzert.

P. und seine Freunde waren auch da, haben die zwanzig Mark Eintritt von ihrem spärlichen Taschengeld abgezwackt und sich prächtig wohlgefühlt. Davon kann man Tage und Wochen schwärmen, den Nichtdabeigewesenen erzählen, wie toll es war, das ist richtig etwas für Aug' und Ohr. Und so tönt's vom Cassettenrecorder-Mitschnitt noch immer, zwar etwas krächzig, aber authentisch, selber aufgenommen. P. klopft mit den Zehen den Takt auf der Decke.
Er blinzelt unter seinem Scheitel hervor. Der Badebeutel mit den Schulbüchern und ungemachten Hausaufgaben ist so ungefähr das letzte, was interessiert, aber gemacht werden müssen die nun auch irgendwie. Aber Scheißwasdrauf. Irgendeine Ausrede wird einem schon einfallen. Gerade kommt H. mit ein paar eiskalten Cola-Dosen. Die anderen sind sofort zur Stelle: triefend vor Schweiß, abgekämpft, in Laune. Also ab ins volle Wasser.
Es gibt eine Menge nette Mädchen hier, aber im Freibad was anfangen? Das könnte peinlich werden. H. hat seine Freundin mitgebracht, aber die beiden tun hier auch fast so, als hätten sie nichts miteinander zu tun. Naja, verständlich: so in aller Öffentlichkeit, am hellen Tag . . .
Es wird langsam Zeit zu gehen, also rein in die Jeans (zwar unpraktisch, bei diesem Wetter lange Hosen zu tragen, aber sieht besser aus), packen und los. Die schwarze Polyester-Jacke mit den Rallye-Streifen zwischen die Henkel gesteckt für den Fall, daß es zu regnen beginnt, und durch die Sperre. Draußen: Haufenweise Fahrräder, Mofas, Mopeds. P.'s Ziel für den Herbst: der Führerschein fürs Kleinkraftrad. In den Sommerferien muß er noch arbeiten, dann ist das Geld zusammen; die Versicherung zahlt Vater.
Es blitzt schon im Schaufenster, beim Mopedhändler in der Innenstadt. Eine orange *Kreidler* . . .

»Ihr lacht gar nicht mehr«

Wer von Jugend redet, spricht wie über Träume: Man hat sie gehabt oder erwartet ihre Erfüllung. Niemand weiß jedoch zu sagen, was Jugend eigentlich ist. Die einen erwarten von ihr den entscheidenden politischen Impuls, die anderen sehen in ihr nichts als einen noch unzulänglichen Träger ihrer eigenen Wertvorstellungen, wieder anderen ist sie völlig egal und soll tun und lassen, was sie will. Jugend ist grundsätzlich anrüchig, muß geformt und gezähmt werden. Jugend ist, was sie sein *soll*, nicht, was sie ist. Auch für die Linke.
Sie erscheint nur als Problem auf der Bildfläche des eigenen oder gesellschaftlichen Bewußtseins: als Erfahrung langsamen Abschieds im Zuge des Älter- und Erwachsenwerdens, als Arbeitslosenfrage, als Leidensträger von Bildungspolitik oder als unbekömmliche Gruppe von Kriminellen, Rok-

kern, Drogensüchtigen. Jugend trägt in dieser Gesellschaft den Fluch, nur als Problem wirklich präsent zu sein.
Dabei ist sie es, fast wortlos, auch anders: als Idealbild eines jeden Erwachsenen. Ihre Attraktivität (woher kommt sie eigentlich?) gereicht der Werbung quadratkilometerweise zum Besten, ihr Verkaufsmoment ist von volkswirtschaftlich unschätzbarem Wert. Sie ist der ökonomische Hit der letzten zwanzig Jahre.
Natürlich ist jedes Werbefoto eine Lüge. Meine Mutter fragte mich einmal, als ich siebzehn war: »Weißt Du, was mir an Eurer Generation aufgefallen ist?« Ich, politisch engagierter Schülerzeitungsmacher, Musikfan, Leseratte, schwieg verdutzt. »Ihr lacht gar nicht mehr.« Mir wurde etwas komisch zumute, ich fragte nach. »Ja, als wir so alt waren wie Ihr, waren überall Trümmer und Schutt. Trotzdem waren wir viel fröhlicher. Ihr seid so ernst. Ihr habt so ernste Gesichter.« Ich fragte mich, woher das wohl kommt, und antwortete verlegen, weil es stimmte. Damals schob ich es etwas unsicher auf die Probleme, die wir in der Schule hatten. Mir ist diese Begebenheit jedoch nie ganz aus dem Kopf gegangen. Heute glaube ich manchmal, daß auch wir wieder lachen könnten, wenn rundherum Trümmer lägen und wir Hand anlegen müßten, hemdsärmelig, aufbauend oder wie auch immer. Aber das sagt ein Zwanzigjähriger, der heute am Schreibtisch sitzt oder, genauer gesagt, auf ein paar Matratzen liegt und der Jugend hinterherschreibt.

Schöne Dinge

Was aber läßt sich zugunsten der Leute sagen, die allwöchentlich in Discos und Disco-Filme rennen? Gott segne sie, denn sie wissen nicht, was sie tun? Was läßt sich sagen zum Subkulturverschnitt in den Großstadtkellern? Daß sie die Musik und ihre Sprache nicht verstehen, sich nur bemühen müßten? Sind P. und F. mit ihren Träumen vom Rabbatz nur pubertäre Dummköpfe, denen das schon wieder vergehen wird? Ist M. ein romantischer Spinner, der nie begreifen wird, wo's wirklich langgeht? Sind Jeans-Käufer nur konsumgläubige Schlappschwänze? – Sollte man den Schülern erzählen, daß ihre immer wiederkehrenden Streiche »eigentlich« antikapitalistische Aktionen sind?
Zweifellos: die Jugendlichen leben heute »angepaßter« als vor zehn Jahren. Aber angepaßt woran? Vielleicht ist diese Antwort richtig: An einen durch die Rock 'n' Roll- und die antiautoritäre Bewegung von seinen gröbsten Verschrobenheiten gereinigten Kapitalismus. Ich weiß, daß dies angesichts von Berufsverboten, Jugendarbeitslosigkeit und einer Fülle anderer politischer Repressionen wie Hohn klingt: Der Kapitalismus ist in vielen Bereichen, gerade für die Jugend, liberaler geworden, erträglicher,

lustvoller. Die kulturelle »Gegenbewegung« hat ihn auf Vordermann gebracht.
Erziehungsziele und auch linke Theorien, die heute, ohne selber attraktiver zu sein, die Askese proklamieren oder in der Abkehr von den schönen Dingen die alleinseligmachende Lebenshaltung sehen, bleiben intellektuelle Monumente mit Denkmalscharakter: Sie stehen irgendwo in der Gegend herum.

Anmerkungen

1 Wolfgang Sandner, »Erotik und Sexualität in der Rockmusik«, in: *Hifi-Stereophonie* 4/78, Karlsruhe 1978.
2 Zu hören auf Fleetwood Mac, *Rumours*, Warner Bros. BSK 3010. Diese Platte gehört schon zu den »Klassikern« des DISCO-Sounds.
3 Zu hören auf Frank Zappa, *Zoot Allures*, Warner Bros. WB 56 298. Das Stück ist sicher eine der gelungensten musikalischen Beschreibungen des Diskotheken-Milieus und seiner Charaktere.
4 Zu hören auf Supertramp, *Even In The Quietest Moments*, A & M Records, AMLK 64 634. Supertramp vollziehen auf dieser Platte die Gratwanderung zwischen Rock und Pop.
5 McCann Jugendstudie 76, Frankfurt am Main 1977.
6 Das Zitat findet sich in dem hervorragenden Textheft zur Udo Lindenberg-LP *Lindenbergs Rock-Revue*, TELDEC 6.23474 AS. Eine Platte, die sich auch jeder politisch Denkende ohne Legitimationsschwierigkeiten anhören kann. Sie sei wärmstens empfohlen als mustergültiges Beispiel für deutschsprachige Rockmusik.
7 Vgl. Rudi Thiessen, »Rock als Erzählweise«, in: *Ästhetik und Kommunikation* Nr. 31, Berlin 1978.
8 Zu hören auf der überaus erfolgreichen Pink Floyd-LP, *The Dark Side Of The Moon*, EMI 1 C 062-05 249.
9 Zu hören auf Patti Smith Group, *Easter*, EMI 1 C 064-60 561: »Rock'n'Roll Nigger.«
10 Etwa 30 Prozent der Jugendlichen zwischen 10 und 19 Jahren geben als ihre Lieblingsbeschäftigung das Lesen an. Quelle: McCann Jugendstudie, a.a.O.

Harry Tobinski
Zimmer 24
oder: Mit der Zeit vergeht das

»Die Frühjahrssonne taute auch den Arbeitsmarkt spürbar auf: ... Nach dem am Mittwoch vorgelegten Bericht der Bundesanstalt für Arbeit (BA) nahm die Arbeitslosenzahl um 98 500 oder neun Prozent auf 1 Million 400 ab ...« *Kieler Nachrichten* vom 4. Mai 1978
»Alle Deutschen haben das Recht, Beruf, Arbeitsplatz und Ausbildungsstelle frei zu wählen.« *Grundgesetz*, Artikel 12, Absatz 1
»... and there we're all now in one place – a generation lost in space, with no time left to start again ...« Don McLean

1

Irgendwo im Modell Deutschland, zwischen Betonblöcken, verkrüppelten Bäumen, Autoabgasen, scheißenden Hunden, kreischenden Kindern, zwischen lieblosen Menschen mit Gesichtern aus Plastik. In diesem Modell Deutschland, bei dem man sich fragen muß, wofür *das* nun eigentlich ein Modell sein soll. Ich hatte die Schule geschmissen, ein aussichtsreicher Abiturkandidat. Ein Jahr vor dem Ende. Und jetzt? Ohne Abschluß, seit Monaten ohne Arbeit, immer noch bei den Eltern zu Hause.
Hier stand ich nun: ausgestoßen? gezeichnet? verloren? Oder waren diese Gedanken nur Selbstmitleid?
Hier also stand ich nun am Eingang des städtischen Arbeitsamtes. Sie hatten am Eingang gebaut. Es gab jetzt Glastüren. Sie sahen nichtssagend und leblos aus. Fast schlimmer als vorher. Warum haben sie es dann gemacht? Weil es ganz einfach unmöglich war, so einen Behördeneingang anders zu machen? Mag sein, daß das in der Natur der Sache lag. Wer konnte es wissen? Sie hatten mich herbestellt. Per Postkarte. Das war nicht normal. Normal war: man mußte sich einmal im Monat melden. Ich war neunmal so hingekommen. Monat für Monat. Immer das gleiche Spiel. Normal war: Ich ging hinein, direkt zu Zimmer 24. Zimmer 24: das waren die Ungelernten, die Hilfsarbeiter, der lange Schwanz der langen Schlange. Vor Zimmer 24 warteten immer die meisten Leute. Dann kam man nach anderthalb Stunden dran. Zwei Angestellte an Schreibtischen. Davor ein paar Stühle. Man setzte sich.
»Was kann ich für Sie tun?« fragte dann einer von den beiden.
»Ich soll mich einmal im Monat melden«, sagte man da.
»Wie ist der Name?«
»Tobinski.«
»Duwinski?«
»Nein, Tobinski, T ... O ... B ...«
Dann holte man eine rosa Postkarte heraus, auf der irgendwelche Zahlen

standen. Auf meiner stand: Vermittlungsstelle Ia07, Berufsklasse 9832. Der Mann sah sie sich an, kramte in einer Kartei, holte eine große, sehr dünne Akte heraus und überflog sie kurz.
»Sie haben noch keine Arbeit gefunden?«
»Nö.«
»Tja . . . wir haben im Moment auch nichts für Sie.«
Der Mann machte ein Kreuz in die Akte, was zeigen sollte, daß man in diesem Monat dagewesen war. Dann steckte er sie wieder in die Kartei und gab einem seine rosa Postkarte zurück.
»Kann man nichts machen« und »Wiedersehen« konnte man noch sagen und wieder nach Hause fahren. Es dauerte gewöhnlich fünfeinhalb Sekunden. Und es lief, wie gesagt, jedesmal fast wortwörtlich genauso ab.
Aber diesmal? Diesmal hatten sie mir eine Postkarte geschickt. Ich sollte mich bei einem Supermarkt als Aushilfe vorstellen. Das hieß: Regale auffüllen, Fußböden wischen, Gänge ausfegen. Ich hatte keine große Lust dazu, aber nach neun Monaten . . . Ich fuhr also hin, mit dem Bus, es war heiß. Die Fahrt dauerte zwei Stunden. Ich stellte mich bei einem kleinen Mann vor:
»Ich habe schon jemanden eingestellt«, sagte der kleine Mann.
Wir gingen in sein Büro. Er stempelte und unterschrieb die Karte vom Arbeitsamt, damit die wußten, daß ich auch wirklich bei ihm war. Neben meiner lagen noch etwa zehn oder fünfzehn andere Karten auf dem Tisch. Das war sehr deprimierend.
Auf der Rückseite der Karte ein großer Stempel: Bei Nichteinstellung bitte ich Sie, sich am . . . um . . . Uhr in Zimmer . . . einzufinden.
Also fand ich mich ein und stand da, vor diesem umgebauten Eingang; es regnete draußen, Autos fuhren, Autos parkten, ein Bus hielt gerade an.
Ich ging hinein.
Da waren diese langen Gänge. Alles sah genauso aus wie auf den Fotos, die sie immer bei Statistiken in den Nachrichten zeigen. Meine Schuhe klackten auf dem ausgetretenen Linoleum. Ein paar Ausländer saßen da. Sie sahen mich an. Ich schaute verlegen weg. Vor Zimmer 24 saßen wie erwartet zehn bis zwanzig Leute. Einige redeten miteinander. Über irgendein Fußballspiel. Es waren ein paar junge Leute da. Ich wollte sie fragen, ob man sie auch zu diesem Supermarkt geschickt hatte. Aber irgendwie traute ich mich nicht. Ich war so verdammt unsicher. Wie ruhig die dagegen waren! Oder war diese Ruhe auch nur eine andere Form der Unsicherheit, der Angst?
Ich setzte mich und saß vielleicht zwei Stunden da, ließ ein paar Leute vor, die nach mir kamen und es eilig zu haben schienen, dann ging ich schließlich selber rein. Der eine von den beiden Angestellten sah mich fragend an. Ich gab ihm die Karte, die sie mir geschickt hatten. Eigentlich hätte sie der kleine Mann vom Supermarkt gestemptelt zurückschicken

müssen, aber er hatte Porto sparen wollen und sie mir deshalb gleich mit gegeben.
»Ich sollte mich da vorstellen. Ich bin nun gestern hin, aber es warn schon fünf oder zehn Typen vor mir dagewesen und sie hatten schon einen eingestellt.«
»*Typen?*« fragte er ganz entgeistert. Ich war irritiert. Was sollte das?
»Ja . . . hm, würd ich schon sagen . . ., daß das Typen waren, meine ich.«
»So? Naja.«
Er packte die Karte weg und strich in einer Liste irgendetwas durch.
»Tja, mehr kann ich Ihnen im Moment auch nicht anbieten.«
»Ach ja, okay.«
Ich konnte wieder gehen.
Das war die einzige Stelle, die sie mir in neun Monaten angeboten hatten. Da konnte man wirklich alle Hoffnung verlieren. Wo sollte das nur hinführen? Würde sich denn nie etwas ändern?
Ich dachte für einen Moment, ob man sich als Arbeitsloser nicht organisieren sollte – mit anderen, denen es genauso ging. Aber ich fand es hoffnungslos. Wie sollte das funktionieren? Wie sollte man die Arbeitslosen aus ihrer Isolation holen? Und wie sollte es weitergehen? Wer war denn schon arbeitslos? Das wechselte doch dauernd. Ein ewiges Kommen und Gehen. Wie sollte man diese ständig pulsierende, wabbelige Masse Menschen denn unter einen Hut bringen?
Ich stieg in den Bus und fuhr nach Hause. Es regnete nicht mehr, aber es war wieder heißer geworden. Heiß und schwül. Alle Leute schwitzten. Im Bus stank es entsetzlich. Ich war müde. Die Fahrt schien endlos zu sein. Ich versuchte, mein Gähnen zu unterdrücken. Ich war plötzlich unglaublich fertig. Ich dachte an Kinder, die irgendwo verhungerten, in ihrer eigenen Scheiße verhungerten. Ich dachte an die Tschechoslowakei, an Pavel Kohout und andere Leute. Ich dachte an Äthiopien. An die Milliarden, die für Kriege ausgegeben wurden, und an die Pfennige, die wir den Hungernden hinwarfen, um unser Gewissen zu beruhigen.
Plötzlich fand ich mich selbst so nebensächlich, so nichtig; fand albern, daß ich mich über meine Lage beschwerte, während die Welt sich ihr Grab schaufelte.
Auf dem Rückweg traf ich einen Bekannten von früher. Ich hatte ihn in der Schule »gekannt«, wie man so sagt. Das heißt ungefähr: ich wußte immer, wieviel Punkte er in der letzten Matheklausur geschrieben hatte. Ich sah, daß er mir auf einer Fußgängerbrücke entgegenkam. Ich fragte mich, ob ich wohl kehrt machen sollte. Aber er hatte mich schon entdeckt. Ich ging also weiter und tat so, als hätte ich ihn nicht bemerkt. Wir wohnten im gleichen Stadtteil, dem Neubauviertel, der Orgie aus Beton, dem wirklichen Dschungel. Da wohnen ungefähr dreißigtausend Menschen. Ich kenne

vielleicht fünf davon. Er war einer von ihnen. Er kam auf mich zu. Wir hatten uns seit einem halben Jahr nicht gesehen, und das, obwohl wir kaum einen Kilometer auseinander wohnten. Ich fragte mich, wie ich mich ihm gegenüber verhalten sollte. Er hatte sich ziemlich verändert – jedenfalls äußerlich. Er sah ernster aus. Aber auch unsicherer, nervöser. Und er hatte die Haare kurz geschnitten.
»He«, rief er ziemlich laut, »wie gehts?«
Ich sagte nichts.
»Was machst du denn so?«
»Hm.«
Was sollte man darauf schon antworten? Es war schrecklich. Ganz gleich, wen man traf und wie lange man ihn nicht gesehen hatte: »Was machst du denn so?«, das war die erste oder zweite Frage. Es gab scheinbar nichts Wichtigeres. Aber an dem Ton, an allem merkte man sofort, daß der, der so fragte, nicht das geringste Interesse an einem hatte und auch nicht an dem, was man so machte. Es interessierte ihn wirklich nicht die Bohne.
»Ich schlag mich so durch«, sagte ich ausweichend.
Er sah mich forschend an.
»Und du?« fragte ich.
»Naja, Schule. Bald sind Prüfungen.«
»Hm.«
Es entstand eine Pause. Ich suchte krampfhaft nach irgendwelchen Sätzen. Doch er kam mir zuvor.
»Sag mal, wie bist du eigentlich damals auf die Idee gekommen, die Schule zu schmeißen?«
Ich zuckte mit den Schultern. Ich haßte das. Ich haßte es, irgendwelchen Leuten Erklärungen über mein Seelenleben zu geben. Über irgendwelche sachlichen, objektiven Gründe. Hatte Hemingway nicht auch die Schule abgebrochen? Mein Gott, warum hatte ich die Schule geschmissen? Warum wohl? Weil ich es nicht mehr ertragen konnte, wie pseudo-soziale Lehrer sich hinter ihrer Autorität verschanzten, wenn jemand Alternativen vorschlug. Weil ich nicht mehr mitansehen konnte, wie sich Schüler gegenseitig fertigmachten, wenn dabei ein paar Punkte heraussprangen; nicht mehr mitansehen konnte, wie erwachsene Schüler zusammengeschrieen wurden, weil sie fünf Minuten zu spät kamen; wie man praktisch dafür bestraft wurde, daß man barfuß zum Unterricht kam; wie man gute Bücher auseinandernahm; wie man gute Menschen auseinandernahm; wie man Haß verbreitete. Vielleicht hatte ich die Schule geschmissen, weil mir weh tat, was anderen nur leid tat.
Ich war tatsächlich soweit gewesen, daß ich plante, einen Lehrer umzubringen. Ich hatte schon die Waffe. Ich brachte ihn nicht um. Aber was sollte angesichts dieses Elends die Frage nach den »Gründen«?

»Ich glaube, die Idee kam auf mich und nicht umgekehrt«, sagte ich. Ich traute ihm nicht zu, daß er es verstanden hätte, so, wie es wirklich gewesen war.
»Haha«, lachte er laut, »das ist wirklich gut gesagt.«
»Jaja«, sagte ich und zwang mich zu einem Lächeln, »ist es wohl.«
»Was willst du denn machen, wenn du mit der Schule fertig bist?« fragte ich, weil mir jetzt einfach nichts Besseres einfiel.
»Ich geh wahrscheinlich zum Bund.«
Diese Auskunft traf mich wie ein Schlag. Er wollte zur Bundeswehr. Freiwillig. Das konnte ich einfach nicht begreifen. Was hatten sie nur mit ihm gemacht? So viel wußte ich noch von ihm: er hatte früher nicht hingewollt. Was war mit ihm passiert?
»Naja. Warum denn das?«
»Wegen des Geldes. Und außerdem hab ich es dann hinter mir.«
Ich schüttelte den Kopf. Ich dachte an all das Andere. Das *Andere* in der Schule. An unsere Schülerzeitung, die wir Schüler ganz allein gemacht hatten; sogar das Drucken. Ich dachte an die Arbeitsgemeinschaft Umweltschutz. An die Veranstaltungen, die wir organisiert, die Flugblätter, die wir verteilt hatten. Er erzählte mir, daß damit alles vorbei sei. Mit der Zeitung, der AG, der Schülervertretung. Mit aller Aktivität.
Ich dachte an die Demonstrationen, an denen ich teilgenommen hatte. Ich erinnerte mich, daß auch er bei einigen dabeigewesen war. Was war nur geschehen seit damals? Was war nur los?
Wir redeten noch ein bißchen weiter und gingen dann auseinander. Ich verstand das nicht. Irgend etwas stimmte da doch nicht. Es war nicht einmal ein Jahr her, und es war alles völlig anders geworden. In der Schule glaubten sie anscheinend nicht mehr an die Ideen, die sie früher vertreten hatten. Jedenfalls kämpften sie nicht mehr dafür. Das brachte mich ziemlich durcheinander. Aber im gleichen Augenblick stellte ich fest, daß es mir ja im Grunde genauso ging: Auch ich war nicht mehr überzeugt, auch ich zweifelte, auch ich war mutlos, auch ich kämpfte nicht mehr.
Ich kam nach Hause, es war stickig und roch nach billiger Pappschachtel-Brühe. Ich hängte meinen Mantel weg, zog die Schuhe aus, wusch mich flüchtig und ging ins Wohnzimmer. Mein Bruder und meine Schwester waren da und lasen. Ich setzte mich auf den Boden. Sie lasen und schienen mich nicht zu bemerken. Mein Bruder las Karl May, meine Schwester Sartre. Sie saßen beide genau gleich da, lasen und schlürften Suppe. Ich war nahe am Durchdrehen. Ich hielt das ganz einfach nicht aus, wie sie da saßen und lasen, als sei es das Natürlichste auf der Welt.
»He!« sagte ich.
Sie hörten nicht.
»He!«

Keine Antwort.
»He, ihr Idioten!« Ich brüllte laut. Es tat mir leid.
»Was ist?« fragte mein Bruder rauh. Er verzog das Gesicht.
»Ich will mit euch reden.«
»Was hast du gesagt?«
»Daß ich mit euch reden will.«
»Nein. Was hast du davor gesagt?«
»Davor? Nichts.«
»Doch. Idioten hast du gesagt. Mit Idioten redet man nicht.«
Ich schüttelte den Kopf.
»Es tut mir leid. Ich habs doch nicht so gemeint.«
»Warum sagst du es dann?«
»Ach, warum sagt man sowas. Es war doch nur ein Witz.«
»Sehr witzig. Haha. Wirklich.«
Er löffelte weiter seine Suppe und las. Sie beachteten mich nicht. Ich ging in mein Zimmer, holte Papier und Stifte und legte beides auf den Tisch. Ich kam mir sehr professionell vor. Ich versuchte, irgend etwas zu zeichnen. Etwas, das ich jetzt fühlte. Aber mir fiel nichts ein. Ich dachte an Van Gogh. An Paul Gauguin. Ja, auch ich war ein verzweifelter Mensch, aber ich konnte nicht einmal malen.
Ich warf die Stifte wütend in die Gegend. Zerfetzte das Papier. Aber das half nichts. Ich war fertig, verzweifelt, hoffnungslos. Was war das für ein Tag! Was für ein Tag in was für einem Leben!
Hinter dem Tisch stand eine halbvolle Weinflasche. Ich trank eigentlich nicht gerne. Aber seit einiger Zeit . . . Ab und zu brauchte ich einfach etwas. Wein war ja nichts Starkes. Aber es half, wenn man genug trank. Manchmal ging es anders nicht mehr. So wie jetzt. Ich trank die Flasche leer. Es nebelte mich ein wenig ein, nicht viel, aber immerhin. Wieder fragte ich mich, was das sollte: das Trinken, das Arbeitsamt, die Brüder und Schwestern, die Bekannten aus der Schule. Was hatte das alles für einen Sinn?
Machte man das alles, um zu überleben? Und wozu sollte man überleben?
Später kam meine Mutter zu mir. Sie wollte wissen, was auf dem Arbeitsamt gewesen war. Als ich die Postkarte gekriegt hatte, hatte sie gesagt, jetzt »würden sie wohl energisch« und »mit meinem Faulenzen sei es endlich vorbei«.
»Was soll schon gewesen sein?« fragte ich.
»Sei nicht albern.«
»Naja, es war nur das Übliche, genau wie immer.«
»Was heißt ›das Übliche‹?«
Sie war laut und ungeduldig. Ich verstand sie sogar. Auch für sie war es nicht leicht.

»Na was schon! Ich kam hin, durfte die Karte abgeben, der Mann machte ein Kreuzchen, sagte ›sorry, mehr gibts nich‹, und ich durfte wieder gehen.«
»Was?«
»Ich hab doch gesagt, es war wie immer.«
»Und dafür bestellen die dich extra hin?«
Das klang sehr mißtrauisch. Sie war aggressiv.
»Anscheinend ja.«
»Das kann ich mir nicht vorstellen.«
»Vielleicht wollten sie nur sehen, ob ich noch lebe.«
Sie schüttelte empört den Kopf.
»Ich finde daran wirklich nichts Lustiges.«
»Du glaubst mir wohl nicht?«
Ich schrie ziemlich laut. Sowas konnte mich aufregen. Nie glaubte mir jemand, wie es auf dem Arbeitsamt zuging. Oder wenn einer es glaubte, fand er es immer unheimlich komisch und mußte lachen.
»Wem glaubst du mehr? Mir oder deiner Vorstellung?«
»Das weiß ich nicht«, sagte sie zögernd, »ich weiß wirklich nicht mehr, was ich glauben kann.«
»Dann ruf die doch an, dann können sie es ja erzählen.«
Ich stand auf. Ich mußte jetzt hier raus. Das war einfach unfaßbar. War ich denn ein Niemand, daß mir meine eigene Mutter nicht glaubte? Was hatte ich denn nur Schlimmes angestellt? War es so ein Verbrechen, die Schule zu schmeißen? Ich zog mir Schuhe an, nahm den Wohnungsschlüssel und ging nach draußen. Erstmal atmete ich tief durch. Ich konnte mich einfach nicht beruhigen.
Ein heftiger Wind blies mir die Haare durcheinander. Ich ging irgendwo lang. In der Nähe gab es ein großes Schulgelände. Gesamtschule mit über 2000 Schülern. Massenhaft Parkplätze, zwei Turnhallen. Sportplätze für Fußball, Handball, Basketball. Eine riesenhafte Betonkultur. Eine Menschenfabrik. Im Vorbeigehen sah ich die Schüler und Lehrer hinter den Glasscheiben. Man konnte die Fenster nicht öffnen. Wahrscheinlich wurden sie in der Hitze regelrecht gebraten. Da nützte auch der Wind nichts. Moderne Architektur.
Ich fand meine Situation plötzlich unglaublich. Mir gingen Fragen durch den Kopf. Es ging mir doch gut: Keine Arbeit – kein Streß. Ich war einfach frei. Konnte tun, was ich wollte. War es nicht so, daß ich der glücklichste Mensch auf der Welt sein könnte, wenn ich nicht so ein Idiot wäre? Aber statt glücklich zu sein, regte ich mich über jede Kleinigkeit auf.
Ich drehte wieder um. Verdammt, sagte ich mir. Was gingen mich die anderen Leute an? Was interessierte es mich, was sie taten, dachten, fühlten. Ich versuchte mir einzureden, daß mir das egal war. Auch, daß mir egal war, wie sie über mich dachten. Doch es gelang nicht.

Die warme Sonne tat gut auf der Haut und ich verfiel plötzlich ins Träumen. Ich dachte an meine großen Pläne. Daran, daß ich eine Dritte-Welt-Zeitung machen wollte. Ich fand, sie sei notwendig. Wir regen uns immer so groß über unsere Probleme auf, aber was sind diese Probleme schon gegen die Zustände in den meisten anderen Ländern. Ich mußte wieder an die Hungernden denken. Es war ja nicht nur, daß so viele starben. Viel schlimmer fand ich, daß durch den Vitaminmangel alles kaputtging. Die geistig und körperlich zurückbleibenden Kinder. Die Bilder von 15jährigen Mädchen, die bestenfalls wie sechs oder sieben aussahen und kaum richtig sprechen konnten. Welche Chancen hatten diese Menschen! Eine andere Welt?
Das war keine andere Welt. Nein, es gab nur eine Welt. Aber wir haben uns so daran gewöhnt. »Diese normale Kälte«, schreibt Walter Moßmann. Und dagegen sollte nichts zu machen sein?
Ich dachte an meinen völlig irrealen Plan, den *Herrn der Ringe* von Tolkien zu verfilmen. Ich träumte davon, große Leute kennenzulernen. Leute, die ich bewunderte. Leute wie Ken Kesey, Bob Marley, John Cassavetes oder Jack Nicholson.
Schließlich kam ich wieder nach Hause. Meine Mutter sagte irgendwas von »ich solle mich nicht so albern benehmen« und »langsam könnte ich ja mal erwachsen werden«. Aber das störte mich jetzt nicht.

2

> »Um zweierlei beneide ich die Tiere – sie wissen nicht, was an Bösem droht, und sie wissen nicht, was über sie geredet wird.« Voltaire

Da stand man nun morgens irgendwann auf, stand auf, obgleich man nicht mußte, ja nicht einmal wollte. Aber man ließ sich treiben, man machte es eben. Es schien absolut sinnlos, es *war* absolut sinnlos.
Ich ging spazieren oder wie man das nennt. Der Himmel war grau, grau und blaß. Leer, ausgesaugt, ein altes Kaugummi. Der Himmel war Himmel. Ich ging da lang, unter dem Himmel, durch die Straßen, an Menschen vorbei, durch sie hindurch und über sie hinweg. Ich war einer von ihnen, ich sah aus wie sie, aß wie sie, atmete wie sie, und doch: irgendwie war ich nicht wie sie.
Ich ging nach Hause, wusch das Geschirr ab, machte die Betten und sah fern. Das war es nicht. Nein. Das konnte unmöglich alles sein. Sollte es etwa ewig so weitergehen?
Ich ging in mein Zimmer, legte mich auf mein hartes Bett, mein hartes weißes Bett, lag da und dachte. Wie konnte ich nur hier heraus? Ich fühlte, daß ich etwas tun mußte, sonst war es aus. Einmal kam der Tag, da war es

vorbei mit mir. Irgendwann würde ich aufgeben. Ich glaube, der Mensch erträgt schließlich alles, aber – bis dahin ging viel zu Bruch.
Ich lag lange so da und hörte draußen ein paar Kinder spielen. Das Fenster war auf und der Wind zog an der Gardine. Die Gardine hatte ein Muster, das mich stark an die Gitterstäbe eines Gefängnisses erinnerte. Oder war das Einbildung?
Irgendwann stand ich auf, legte eine Platte auf und suchte nach einem einigermaßen lesbaren Buch. Bücher und Platten. Das konnte doch nicht der einzige Lebensinhalt eines Menschen sein. Aber war ich überhaupt noch ein Mensch? Muddy Waters sang: »I don't wanna be no millionaire – to be a millionaire you have to treat somebody wrong«. Es tat irgendwie gut. Es machte mir Mut. Ich las in Henry Millers *Tropic of Cancer*. Irgenwie hatte ich plötzlich die Hoffnung, daß ich doch nicht allein bin; daß es noch mehr verzweifelte Menschen gibt.
Ich hörte, daß jemand nach Hause kam. Irgendwer schloß geräuschvoll die Wohnungstür auf. Ich schreckte hoch. Ich stellte das Buch ins Regal und nahm nervös die Platte vom Apparat. Verflucht, dachte ich. Und dann war sie wieder da, diese verdammte Angst, diese Angst, daß irgendjemand irgendetwas von einem wollte. Daß irgendwer einem für irgendwas eine reinziehen wollte. Immer, wenn jemand nach Hause kam, war diese Angst da und ich konnte nichts dagegen machen. Es war lächerlich. Vielleicht war ich verrückt.
Ich hörte Stimmen da draußen. Draußen auf dem Flur. Meine Mutter und ein paar Verwandte. Eine Tante, ein Onkel. Herr Gott, dachte ich, und schloß die Tür zu meinem Zimmer ab. Ich hatte plötzlich keine Lust, mit ihnen zu reden. Ich setzte mir die Kopfhörer auf und hörte wieder Muddy Waters. Aber es gab mir nichts. Nicht jetzt. Ich horchte nur die ganze Zeit, ob nicht jemand an meine Tür klopfte, und hoffte, er würde wieder weggehen. Aber es kam niemand. Irgendwann nahm ich die Kopfhörer ab und mich umfing wieder all das. Die Kinder draußen, die Autos, das Baby von oben und meine Mutter, die irgendwo da hinten laut redete. Ich merkte sofort, daß es um mich ging.
»Wer arbeiten will, der findet auch was«, sagte meine Tante.
»Mag sein«, antwortete meine Mutter.
Sie tranken Kaffee. Ich bildete mir ein, sie direkt vor mir zu sehen. Mit ihrem Kuchen und dem. Was sie redeten, bekam ich oft zu hören. Nein, nicht oft. Immer. Immer und ausschließlich. Es schien nichts anderes mehr zu geben für sie. Bestand ich denn nur noch aus Arbeitslosigkeit?
Es trommelte in mir. Die hatten nie in ihrem Leben etwas mit meinen Problemen zu tun gehabt. Aber sie wußten natürlich bescheid. Verdammt, fragte ich mich, muß ich mir das bieten lassen? Muß ich mir diese Bildzeitungsweisheiten bieten lassen?

Ich stand hinter meiner Tür und in mir kämpfte es, ob ich nicht hinausgehen und irgendetwas dazu sagen sollte. Aber ich tat es nicht. In diesem Augenblick verachtete ich mich.
Sie redeten weiter. Nicht ausschließlich über Themen, die mich betrafen, die mich trafen, irgendwo tief drinnen. Trotzdem hörte ich diese Themen geradezu heraus.
Meine Schwester war gekommen.
»Ich würd auch gern mal eine Weile arbeitslos sein«, sagte sie.
»Ich stell mir das toll vor. Man braucht nichts tun, ist ganz sein eigener Herr. Man kann wirklich tun, was man will.«
»Hm«, machte meine Mutter.
Es gab eine Pause. Jemand schlürfte Kaffee.
»Auf die Dauer ist das aber auch nichts«, meinte meine Tante.
Ich hörte sie schmatzen, ich sah sie vor mir und spürte etwas wie Haß. Blinden, ausweglosen Haß.
»Nein, irgendwie verlottert man total, so mit der Zeit. Man verliert jeden Halt.«
Sie meinten wohl nicht mich. Ganz sicher nicht. Aber es traf mich. Mitten ins Herz hinein. Man kann sich das nicht vorstellen. Zweifel. Haß. Fragen. Was waren das nur für Menschen? Das war ja nicht zum Aushalten. Es ging immer so weiter. Eigentlich hätte ich lachen sollen, denn was sie redeten, war lächerlich. Lächerlich, aber ganz und gar nicht komisch.
»Was macht Harry eigentlich so den ganzen Tag?« fragte mein Onkel.
Eine Pause entstand.
»Ich weiß nicht«, sagte meine Mutter dann, »ich weiß von dem Jungen nur so wenig. Es kommt mir vor, als würde er nur dasitzen, sich langweilen und herummäkeln.«
»Warum wirfst du ihn dann nicht raus? Soll er doch sehen, wo er bleibt. Aus dem Jungen wird doch nie etwas.«
»Ja, Papa hat recht. Er hat doch die langen Haare. Damit zeigt er doch, daß er sich nicht anpassen will. Die sind doch überhaupt nicht mehr modern. Welches Mädchen soll ihn denn da heiraten? Einen Jungen, der sich nicht anpassen will, den heiratet doch keine. Und Arbeit wird er auch nicht finden, so.«
Ich schüttelte den Kopf. Was sollte das? Das war einfach unerträglich. Wenn die sich hören könnten! Aber wahrscheinlich glaubten sie das sogar. Fast taten sie mir leid. Aber dann wieder: Wut, Verachtung, Haß.
Mein Onkel brachte schließlich den Satz fertig: »Das hätte es bei Hitler ja wohl nicht gegeben.« Wirklich. Hörte ich auch richtig? Ich konnte das alles nicht fassen. Ich sank buchstäblich auf das Bett. Verdammt, brüllte es in mir, ich bin doch *euer* Kind, ich bin dieser Idiot doch nicht absichtlich. Ihr alle habt mich dazu gemacht. Oder nicht? *Euer* Kind?

Es schrie in mir und ich fühlte, daß es hinauswollte, daß ich es hinausheulen mußte. Das alles tat mir weh. Was waren denn das nur für Menschen? Was für Menschen? Was für Menschen! Aber vielleicht war es gerade das: Daß sie Menschen waren. Vielleicht waren Menschen eben so. Vielleicht war da nichts zu machen. Aber wie sollte man es dann in der Welt aushalten?
Ich versuchte mich zu trösten: Eigentlich war das doch nichts. Gerede, Kleinigkeiten, belangloses Zeug, alles mehr oder minder unabsichtlich dahingesagt . . . Aber das überzeugte mich leider nicht.
Es war schon dunkel draußen, als sie gingen. Meine Mutter brachte sie zur Tür. Eine Tante, ein Onkel. Sonst nichts? Natürlich klopften sie noch bei mir an. Ich wollte nicht aufmachen. Aber ich machte auf. Meine Tante streckte mir die Hand entgegen. Ich drückte sie flüchtig.
»Na, du bist ja doch da«, sagte sie. »Wie geht es dir denn?«
Ich zögerte. »Ganz gut.«
»Na prima.«
Damit gingen sie. Ich hätte mich selbst ohrfeigen können. Wie konnte ich sowas sagen? Warum hatte ich überhaupt aufgemacht?
Ich setzte mich hin und legte den »Bolero« von Ravel auf. Ein schönes Stück. Aber diesmal sagte es mir nichts. Alles war leblos. Die Musik wurde langsam lauter. Aber nur lauter. Lauter und sonst nichts. Ich konnte das nicht vergessen: Ich konnte meine eigene Schwäche nicht vergessen. Ich mußte verrückt sein. Ein Fehlgriff der Natur. War das vielleicht normal? Ich sah mich selbst vor mir. Ich saß da und tat nichts und dachte nichts, außer an mich selbst. Ich tat mir selbst sehr leid. So kam ich mir vor. Sah ich mich richtig?

3

> »Weiß Gott! ich lege mich so oft zu Bette mit dem Wunsche, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen: und morgens schlage ich die Augen auf, sehe die Sonne wieder und bin elend.«
> J. W. Goethe, *Die Leiden des jungen Werther*

Ich hatte einen Traum: Hochzeitsessen. Männer in schwarzen Anzügen. Eine Braut in Weiß. Eine Braut? Nein; zwei, drei, viele Bräute. Mit Schleiern. Lauter gesichtslose Männer und Frauen. Ein großer, festlich geschmückter Tisch. Künstliches Licht. Auf dem Tisch liegen Vögel, Spatzen. Tote Spatzen. Alles voll. Eine der Bräute versucht, einen Spatzen anzuschneiden. Aber es geht nicht. Das Messer rutscht ab. Undurchdringliche Federn. Unsichere Blicke. Ungeduldige Blicke. Unfreundliche Blicke.
Da plötzlich: mittendrin ich selbst, völlig nackt. Ich erschrecke vor meiner eigenen Häßlichkeit. Die Braut mit dem mißglückten Anschneideversuch starrt mich an.

»Ich bin Rübezahl, der Vogelschlächter«, sage ich.
Oder das nackte eklige Etwas, das mich darstellt, sagt es. Lauter gesichtslose Leute um mich nackten Idioten.
»Lassen Sie mich das machen.«
Rasiermesser. Sorgfältig aufgeschlitzte Vogelbäuche. Kein Tropfen Blut. Vertrocknete Eingeweide. Das Festessen ist stürmisch.
Am Morgen stand ich auf. Ich hatte schlecht geschlafen. Der verrückte Traum spukte mir im Hirn herum. Der ganze Tag schien von Anfang an verloren zu sein. Dann schlug ich auch noch die Zeitung auf. Ich blätterte sie flüchtig durch. Ich sah ein Bild von Landesvater Stoltenberg. Diskussion um den NDR. Diskussion? Dann im Wirtschaftsteil sprang es mir direkt entgegen:

»Die Frühjahrssonne taute auch den Arbeitsmarkt spürbar auf«.

Es war unerträglich. Da war die Rede von Prozenten, Zahlen, Quoten, Ziffern hinter dem Komma . . .
War das die einzige Sprache, die die Welt verstand? War das tatsächlich die einzige Sprache? Wie war meine Sprache? Ich las: »Lebensqualität«, »Freizeitwert«, »Entsorgungspark«, »Bürgernähe«, »Arbeitslosenquote«. Was hatten diese Wörter zu bedeuten? Ging es wirklich nicht mehr um Menschen, sondern nur noch um Sachen, Zwänge, Daten?
Unsere Zeitungen, Bücher, Filme, Nachrichten, Reden, Lieder schwimmen direkt darin. In dieser leblosen Plastiksprache. War das nicht die Sprache des Großen Bruders? *Seine* Sprache vergiftete unsere Welt, beherrschte unser Denken, Reden, Handeln. Schleichende Machtübernahme?
Ich warf die Zeitung in die Ecke. Ich sah im Briefkasten nach Post. Aber es gab keine Post. Nicht für mich. Wer sollte mir auch schreiben?
Ich dachte nach. Da war ja noch Stade. Das Arbeitsamt Stade. Ich hatte irgendwo gelesen, daß sie tausend Saisonarbeiter für die Obsternte im Alten Land suchten. Ich wollte es machen. Nach allem, was ich so gehört hatte, war es zwar die reinste Knochenarbeit, aber ich konnte mir nicht mehr viel aussuchen. Täglich mindestens zehn Stunden Arbeit. Feste Akkordzahlen. Soundsoviel Kilogramm pro Stunde. Laut Wandanschlag im Arbeitsamt pro Stunde 7,– DM. Brutto oder Netto. Sieben Mark die Stunde plus freie Unterkunft. Drei oder vier Monate lang.
Ich hatte also nach Stade geschrieben. Wie lange war das her? Tage, Wochen, Monate. Sie reagierten nicht. Es schien sie nicht zu interessieren. Wieso auch? Wer war ich denn schon? Einer von einer Million. Von einer Million und genau Vierhundert.
Dieser verrückte Traum, diese verrückte Zeitung, das verrückte Stader Arbeitsamt. Alles Verzweiflung und Resignation.
Ich kramte mein ganzes Geld zusammen. Es waren etwa zwanzig Mark. Ich nahm den nächsten Bus und fuhr in die Stadt. Ich ging durch die Einkaufs-

straßen, durch die Fußgängerzone. Da waren sie überall. Die Menschen mit ihren Einkaufstaschen, ihren Kindern, ihren Hunden. Da waren die ganzen bemalten, getünchten Gesichter in all den modischen oder nicht modischen Hosen, Röcken, Jacken, Schals, Hüten, Schuhen. Alles ganz normal. Und dennoch zogen sie mich an. Denn: da waren diese Augen. Die Augen, die zu all dem nicht paßten, Die Augen, aus denen die Verzweiflung sprach. Die Müdigkeit. Die Mutlosigkeit. Der ganze Selbstbetrug. Das machte mich sehr traurig.

Ich ging in einen Supermarkt. Ich fuhr die Gänge mit einem Einkaufswagen entlang. Kojak-Lollies und Nylonstrümpfe. Ich kaufte eine Sechserpackung Bier und zwei Flaschen billigen Wein, 1,98 DM pro Flasche.

Fußgängerzone: großer Betonplatz, ein paar einsame Bäume, akkurat umrandet von Beton. Die Ränder der Grasflächen unter den Bäumen gelb und verdorrt. Sie hatten irgendetwas gespritzt, damit das Gras, das »Unkraut«, nicht auf die Ritzen zwischen den Betonplatten übergreifen konnte. Hatten sie etwa Angst vor dem Gras? Dann: Bänke. Hölzerne Bänke. Ich setzte mich irgendwo hin und stellte die Flaschen neben mich. Ich sah mich um. Ein paar junge Leute verteilten Flugblätter. Sie waren vom KBW. Ich kannte sie vom Sehen. Sie waren öfter hier. Einer von ihnen kam auf mich zu. Er sah mich eigenartig an.

»Flugblatt?« fragte er.

»Her damit.«

Es ging um die Kernenergie. Schlagzeile: *Nicht die Technik ist gefährlich, sondern ihre Anwendung durch die Kapitalistenklasse.* Im Text die alte Leier: In den Händen des Volkes dagegen würden die Kraftwerke von Nutzen sein. Drum wurde die »proletarische Revolution« gefordert.

Was sollte man dazu sagen?

Auch ich bin gegen Atomkraftwerke. Jeder denkende Mensch *muß* einfach dagegen sein. Aber genauso wie gegen Atomkraftwerke bin ich gegen Analphabetentum oder Krebs. Aber nun dieses Flugblatt, auf dem so mir nichts dir nichts von der proletarischen Revolution geredet wurde. War das nicht die Sinnlosigkeit selbst?

Wenig später hatte ich ein zweites Flugblatt in der Hand. Ein Flugblatt von einer Frauengruppe. Ich sah sie da stehen. Sie kämpften für ein Frauenhaus. Sie sammelten Unterschriften. Ich unterschrieb. Dann hörte ich, wie ein paar Leute, die sich Kommunisten nannten, sehr hitzig mit den Frauen stritten: Man müsse für »richtige« Ziele eintreten, nicht für ein »spalterisches« Frauenhaus. Die Streitenden sagten, die Gesellschaft sei schuld, und nicht die prügelnden Männer. Anstatt die Zeit mit einem Frauenhaus zu vertun, müsse man darum die Gesellschaft ändern, den Kapitalismus abschaffen. Da war natürlich etwas dran. Aber ich fragte mich, was die mißhandelten, vergewaltigten, geprügelten Frauen wohl machen sollten, bis

eines Tages der Kapitalismus abgeschafft wäre. Ich war wütend auf die Leute. Sie stellten sich einfach hin und benahmen sich so, als hätten sie den Stein der Weisen gefunden, und schrieen alle nieder, die nicht millimetergenau ihrer Meinung waren. War das nicht der Stil des Gegners? Der Stil der Begins, Vorsters, Strauß', Breshnevs?
Oder irrte ich mich: waren sie trotz ihrer Unnachgiebigkeit die bewußteren Menschen? Sie taten doch wenigstens etwas. Sie standen zu ihren Überzeugungen. Sie opferten Bequemlichkeit und freie Zeit. Sie kämpften.
Was war dagegen mit mir? Mit mir, der ich keine Überzeugungen hatte. Hatte ich keine? Doch! Warum tat ich dann nichts? Weil Politik eine Schmierenkomödie ist, freilich eine mit hohen Gagen? Aber es gab doch Alternativen. Man konnte doch so vieles tun. Was war z. B. mit den »Bunten Listen«? Irgendetwas ließ sich doch tun. Mehr als nur ein Papier unterschreiben. Vielleicht war ich nur zu empfindlich. Nahm alles zu schwer. Ich kann einfach keine Kompromisse schließen. Entweder es stimmte alles oder es stimmte gar nichts. Denn: sind Liebe und Wahrheit nicht unteilbar? Aber: etwas tun! Ist Handeln nicht eine Verpflichtung?
Ich kenne einige Arbeitslose, die nur rumhängen, Bier saufen und vor den Fernsehapparaten sitzen. Ich habe sie immer verachtet. Aber war ich inzwischen nicht genauso? Eine schreckliche Vermutung. Die allumfassende, allgegenwärtige Ohnmacht. Ich war machtlos, konnte nichts gegen meine Lage tun. Wie sollte ich da für andere etwas tun, wie sollte ich helfen können?
Aber andererseits: Warum helfen? Warum kämpfen? Warum irgendetwas tun?
War es nicht vielmehr so, daß sich nie etwas änderte? War nicht alles, was *Fortschritt* hieß, im Grunde gar nichts? Kein wirklicher Schritt, nur ein Auf-der-Stelle-treten? Es hatte sogenannte Verbesserungen gegeben. Ja. Aber waren sie mehr als Kosmetik? Das Prinzip war doch immer gleich geblieben. Es hatte nur den Namen und, wenn es hoch kam, den äußeren Schein geändert. Noch immer gibt es Ausbeutung, Zwang, Streß, Unterdrückung, Haß, Ungerechtigkeit, Vergewaltigung. Sklaven unter Cäsar. Sklaven unter Lincoln, Sklaven unter Hitler. Und jetzt: »Modell Deutschland«?
Während ich das so dachte, trank ich. Wein für 1,98 DM. Man trank, dachte, saß da. Im Hirn, da liebte es und haßte und wütete und überlegte und kommentierte und argumentierte und wägte ab und kam zu einem Ergebnis, und all das war so dumm und nichtssagend und sinnlos. Und der Wein, der nützte nichts, aber man trank ihn trotzdem.
Warum? Weil man so oft getötet wurde? Jeden Tag ein bißchen? Man wurde in die Welt geworfen und bei der ersten Gelegenheit getötet. Von Verwandten, die nichts verstanden; Leuten beim Arbeitsamt, die einem

nicht helfen konnten; Bekannten aus der Schule, die freiwillig zur Bundeswehr wollten.
War ich verloren?
Aber was hieß schon »verloren«? Hatte es – in all den Jahrtausenden – jemals jemanden gegeben, der nicht verloren war?
Ein Passant ging vorbei. Er hatte eine Zeitung unter den Arm geklemmt: »Terroristen gefaßt!« Ganz deutlich stand es da. Terroristen? Ja, Terroristen. Ich dachte, daß sie wahrscheinlich auch nur Verlorene waren. So wie ich. Daß sie aber verwegener waren. Sie verzweifelten an der Ungerechtigkeit der Welt. Dieser gemeinen alten Welt. Und an ihrer eigenen Machtlosigkeit. Wie ich. Nur, daß ich nicht den Mut hatte, »konsequent« zu sein. Ich verstand sie einen Moment lang gut. Mußte man sie nicht einfach verstehen? Wie oft griff ich in Gedanken zur MP. War ich ein geistiger Mittäter? Ja – so nannte man das wohl. Ich fand nicht einmal etwas dabei. Nicht hier und heute. Hans Filbinger zum Beispiel. Dieser Mann. Hatte einen töten lassen. Einen, nicht viel älter als ich. Hatte ihn töten lassen, weil er an Heimweh litt.
Töten und wieder töten. Aber war das Mut? Man konnte im Namen der Gerechtigkeit doch nicht ungerecht sein. Ist das nicht die Technik derer, die es zu bekämpfen gilt? Wo war da ein Unterschied? Darf man eine blutbefleckte Welt mit neuem Blut reinigen? Mußte die Konsequenz der eigenen Überzeugung nicht da aufhören, wo die Person des Anderen beginnt?
Ich trank eine Flasche Bier leer, ohne sie abzusetzen.
Plötzlich sah ich wieder einen dieser Bekannten aus der Schule. Ich stand auf und ging weiter zu einer Bank, auf der er mich nicht sehen konnte. Er hatte mich sicher nicht bemerkt. Ich hatte keine Lust auf dieses bla-bla, bei dem man so ganz beiläufig erfährt, daß der andere fertiggemacht worden ist, und bei dem man mit dem anderen fühlt, aber kein Wort sagt, weil man sein Leben lang eingetrichtert bekommen hat, daß Gefühle zu verstecken sind. Aber er hatte mich doch gesehen. Er kam direkt auf mich zu, grinste mich an und hob die Hand zu einer Art Gruß. Ich grinste auch. Es ging automatisch und war ganz leicht.
»Hallo!« rief ich, »fast hätte ich dich nicht erkannt.«
»Mensch, Harry!« rief er laut und es hörte sich an, als freue er sich tatsächlich. Das tat mir jetzt ganz gut.
Er fragte mich, was ich so mache, und ich erzählte etwas von Amerika, und daß ich dagewesen wäre, um zu jobben und so. Das war natürlich alles Quatsch. Er sagte, er habe sich vorgestellt. Wegen einer Lehre als Bankkaufmann.
»Fünfmal war ich nun schon da, aber ich weiß immer noch nicht, ob die mich überhaupt nehmen.«
»Ganz schöner Mist«, trat ich ihm bei.

»Kann man wohl sagen.«
Ich sagte nichts.
»Weißt du, wenn das jetzt nicht klappt, geh ich wahrscheinlich zum Bund. Lust hab ich zwar keine, aber wir müssen ja sowieso, und wenn ich mich für zwei Jahre verpflichte, kann ich am Ende monatlich mit knapp tausend Mark rauskommen. Das will ich mir nicht entgehen lassen. Sonst geht's mir nachher noch wie dir.«
Ich erschrak. Hatte ich richtig gehört? Er hatte »sonst geht's mir nachher noch wie dir« gesagt. Das hieß: also meinetwegen rannten die Leute zum Militär. Weil sie mein Schicksal vor Augen hatten. Das durfte doch nicht wahr sein.
Darauf trank ich. Trinken. Mehr brachte ich nicht zustande. Er wollte weiter und ich sagte nichts. Es war genau, wie ich es mir gedacht hatte.
»Machs gut«, sagte er.
»Du auch«, brachte ich fertig.
Ich dachte: Was war ich nur für ein Mensch? Warum sagte ich ihm nichts davon? Davon, daß ich ihn mochte. Daß ich ihn verstand.
War das die Erziehung? Es fing schon ganz früh an. Als Baby schrie man, wenn man Hunger hatte. Dann kriegte man eine rein. Und so ging es weiter. In der Schule lernte man, Sympathien gegenüber Lehrern zu unterdrücken, weil die »nicht dazugehörten«. Schließlich war man irgendwann soweit, daß man mit anderen über nichts mehr reden konnte. War man soweit, alles zu unterdrücken, was nur entfernte Ähnlichkeit mit Gefühlen hatte. Und man unterdrückte es so lange, bis es völlig pervertiert wieder herausbrach: als Aggression; nicht mehr positiv, verstehend, mitfühlend, sondern nur noch hassend, zerstörend, tötend.
Ich dachte an früher. Als kleiner Junge habe ich fest an den lieben Gott geglaubt. Ich kniete mich häufig nieder und betete. Ich sprach mit Jesus. Ich zündete immer eine Kerze an und kniete mich hin. Ich dachte: in einer Welt, wo soviel Unrecht möglich ist, kann etwas nicht stimmen. Die Welt war offensichtlich schlecht und würde es auch bleiben. Da war überall dieser Wahnsinn: in der Kalahari verdursten die Menschen und wir spülen unsere Scheiße mit bestem Trinkwasser weg. Mußte man da nicht verzweifeln? Verzweifeln und zweifeln. Mit welchem Recht stellte ich mich eigentlich hin und nannte diese Welt schlecht? Vielleicht glaubten andere, sie sei es nicht. Vielleicht glaubten es sogar alle außer mir? Durfte ich meine Empfindungen über alle anderen stellen? Aber es stimmte: töten änderte nichts. Es verschlimmerte nur. Mord mit Mord zu vergelten? Nein. Das Prinzip der Blutrache. Und das war keine Frage der Taktik.
Allmählich stieg mir der Alkohol zu Kopf. Ich konnte nicht viel vertragen. Meine Gedanken verirrten, verwirrten sich.
Ich dachte: in der Leere unseres Zeitalters, der Leere der Supermärkte,

Fernsehgeräte und automatisierten Liebe, der Leere der eingeteilten Lebewesen, der eingeteilten Überlegungen, der bewerteten Wünsche, der Leere der Leistungsklassen, Altersgruppen, Gütestempel . . . in dieser umfassenden Leere und Sinnlosigkeit eines Lebens »von Futter zu Futter« starb auch der letzte Rest von Menschlichkeit oder dessen, was so genannt wird. Da brachte ich es gerade noch fertig, mich mit billigem Wein zu benebeln und über irgendetwas nachzudenken. Aber das war auch schon alles.
Ich dachte: mit der Arbeitslosigkeit hatten sich die Herrschenden wirklich einen Blankoscheck ausgestellt. Sie war tatsächlich ein Geschenk des Himmels für sie. Was sich damit nicht alles »rechtfertigen« ließ: Kernkraftwerke, Umweltverschmutzung und Steuergeschenke an Unternehmer, sogar die Rationalisierung und damit die Arbeitslosigkeit selbst. Es konnte einem schlecht werden, wie dümmlich sie damit argumentierten. Und noch schlimmer war, daß man selbst als Argument von ihnen benutzt wurde: als ein Argument für irgendeine Schikane. Als leere Zahl, die sich nach Belieben verformen ließ. Entweder war man die *Schreckenszahl:* eine Million (oder zumindest ein Teil davon), oder man war die um 9% gesunkene Zahl: die *nur noch* eine Million.
Und ich konnte nur dasitzen, konnte zusehen und verstehen, was mit mir passierte; aber warum und wie das in mir geschah, warum ich so und nicht anders reagierte, warum ich an meinen Zweifeln verzweifelte: über all dies wußte ich nichts.
Ich trank meine letzte Flasche leer und warf sie mit einem Schwung mitten auf die Betonplatten vor mir. Das Glas zersplitterte laut. Die Leute rissen ihre Köpfe herum und starrten mich an. Ich rülpste. Sie schüttelten empört und angewidert den Kopf und gingen weiter.
»Irgendwie verlottert man total . . .«
Ich hielt es nicht mehr aus. Ich mußte jetzt mit irgendjemandem reden. Nur wieder eine *menschliche* Stimme hören, die etwas Verständnis hat. Ich lief direkt zur nächsten Telefonzelle. Aber mir fiel niemand ein. Dann erinnerte ich mich an ein Mädchen, das ich kürzlich kennengelernt hatte. Ich suchte nach ihrer Telefonnummer. Es dauerte eine Weile, aber schließlich fand ich sie. Ich steckte zwanzig Pfennig in den Schlitz und wählte. Ich wurde plötzlich ziemlich nervös. Es rumorte in der Magengegend. Ich war aufgeregt. Vielleicht ging ihr Vater ans Telefon. Vielleicht wollte er wissen, wer ich war und was ich machte. Vielleicht wollte er nicht, daß ich mit seiner Tochter sprach. Ich hörte meinen eigenen Atem im Hörer.
»Hallo?«
Es war das Mädchen, nicht ihr Vater. Ich sagte meinen Namen. Sie begann gleich loszureden. Sie erzählte, daß sie im Kino war.
»Es war wirklich ein guter Film. ›Nur Samstag Nacht‹ mit John Travolta. Kennst du ja wohl auch. Echt toll.«

»Jaja«, sagte ich, »ich hab ihn mir auch angesehen. Er ist ganz gut.«
Tatsächlich kannte ich ihn nicht. Ihn anzusehen wäre für mich das gleiche gewesen wie *Bild* zu lesen. Aber ich log sie an. Denn ich wollte nicht, daß sie gleich wieder auflegt. Mein Anruf war ein Kampf.
»Weißt du, ich glaube, der Film ist nur so erfolgreich – was heißt da eigentlich ›nur‹? –, weil er den Leuten aus dem Herzen spricht. Er zeigt ihnen völlig neue Lebensformen. Nicht mehr nur fernsehen. Man kann tanzen und Musik hören, man redet wieder miteinander. Das begeistert mich echt. Dich nicht?«
Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. Meiner Ansicht nach war dieser Film ein ziemlich verlogener Schwachsinn. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Discotheken neue Lebensformen waren, Lebensformen, nach deren Gesetzen es nicht einmal möglich war, ein Gespräch zu führen. Ich überlegte: vermutlich hat sie das aus der Zeitung, aus der Werbung oder so.
Ich sagte nichts. Die Stille war peinlich.
»Sag mal«, unterbrach sie endlich, »wieso rufst du eigentlich gerade jetzt an? Mußt du nicht arbeiten? Oder gehst du noch zur Schule?«
»Hm, ja, ich hab mir heute freigenommen. Ich fühl mich nicht besonders gut.«
»So? Was hast du denn?«
»Ich weiß nicht recht. Ich bin irgendwie elend. Ich denke an alle möglichen Sachen und es ist einfach alles schrecklich.«
»Das kenne ich auch. Sowas hatte ich auch in einem bestimmten Alter. Mit der Zeit vergeht das.«
Was sollte denn das heißen? Was hatte das mit dem Alter zu tun? Waren meine Gefühle eine Frage des Alters? War man nur als Jugendlicher so? Verging das tatsächlich mit der Zeit?
Was ich am meisten haßte, waren solche Redensarten wie »Mach dir nichts draus« oder »Alles geht vorbei« oder »Die Zeit heilt alle Wunden« oder »Eines Tages, da . . .« oder oder oder. Ich wollte nicht, daß *Alles* vorbeiging. Ich wollte mir etwas daraus machen. Ich wollte nicht, daß die Zeit die Wunden heilte. Ich wollte nicht, daß irgendwann eines Tages mal etwas passierte.
Ich hing am Telefonhörer, sie erzählte von ihrer Arbeit im Kaufhaus. Ein Kind fuhr auf einem batteriegetriebenen Dreirad und hatte einen Plastik-»Sturz«helm auf. Ich wollte auflegen, aber nicht einmal das brachte ich fertig. Ich hatte Angst. Angst wovor? Ich fragte mich, ob das batteriegetriebene Dreirad wohl die Lebensqualität war, von der geredet wurde und die soviel Energie erfordert. Mir war schlecht. Für einen Moment dachte ich an Selbstmord. Der Moment war nicht lang. Mit der Zeit vergeht das.

Rainald Maria Goetz
Der macht seinen Weg

Privilegien, Anpassung, Widerstand

1

Aus der Schule raus, in der ich zuhause war, wenn auch gegen vieles revoltierend, hinein in die Universität. Ich bin in vier Jahren hier nicht heimisch geworden.

Immer gehe ich alleine, genieße die Freiheit und meine Unabhängigkeit. An einem Wintertag, während es draußen schneit, sitze ich in der Cafeteria des Germanistischen Instituts, neben mir Begrüßungen, Stimmen, Kommen und Gehen, und ich lese, wie um mein Leben, den letzten Gedichtband von Paul Celan, ein bis zwei Stunden, und die Welt um mich geht mich nichts an. Der Stolz des Einzelgängers, diese unwirkliche Attitude. Aber an diesem Tag lebe ich sie, bin in Celans Gedichten schwer und glücklich. Nach wenigen Semestern schon leide ich unter der Isolation, laßt mich doch mitlaufen, mitreden, mitlachen.

Mein Widerstand gegen den Sog der Anpassung, diese Donquichotterie für die Individualität und Gedankenfreiheit, und mein Scheitern, war das exemplarisch? Ganze Heere von Angepaßten bevölkern unsere Universitäten, die politisch aktiven Gruppen sind Sprengel dagegen, auch wenn die Flugblätter, die Streitereien und teach-ins das Gegenteil suggerieren. Die graue amorphe Masse. Ich stelle mich außerhalb, doch wenn ich über mich nachdenke, finde ich mich mitten drin. Ich, diese Masse, die schweigende Mehrheit spricht.

Anpassung, woran eigentlich? Diesen Begriff muß ich mir beim Schreiben erst aktiv in Frage stellen. So selbstverständlich ist mir der Ekel vor ihm, so genau glaube ich zu wissen, was er bedeutet. Ich sammle Worte, die das Ziel von Anpassung bezeichnen; vielleicht gehören sie alle zum Allensbach-Demoskopie-Menschen, diesem Inbegriff von Normalität und Durchschnittlichkeit. So wie, nach Noelle-Neumann, »der Deutsche« oder richter: »der deutsche Akademiker« ist, so sollen alle werden. Devianzen oder gar Radikalität sind zu beseitigen und einzuebnen. Oder Anpassung ist, grundsätzlicher ausgedrückt, Vernichtung von Unwägbarkeiten: eine Existenz, die vollkommen ohne Fragen ist. Und da das Neue vornehmlich aus dem Kopf kommt, die subversive Potenz des Denkens, darf ich Sie um Ihren Kopf bitten. Sie werden nach der Exekution leben wie zuvor, ja besser, schmerzfrei, ohne Leidensdruck. Schauen Sie doch hin, hören Sie doch zu,

Goethe Institut e.V. Bibliothek

die glücklichen Berichte vom angepaßten Leben, nichts schöner als das Leben ohne Kopf.

2

Schon auf der Schule die paradoxe Haltung, Einzelgänger und Mitläufer in einer Person zu sein. Bilderbuchabitur. Bei der Zeugnisverleihung trug ich eine kollektiv verfaßte Abiturrede vor, deren letzter Satz den Grundtenor wiedergibt: »Den Bedingungen, die Schuld daran waren, daß das Positive Ausnahme bleiben mußte, gilt unser sprachloser Zorn.« Schon damals also beides, die Einordnung und der nur gedankliche und verbale Protest. Ich meine, das System der Zwänge unterlaufen zu können, indem ich die Anforderungen übererfülle, mir dadurch Narrenfreiheit sichere. Erst viel später merke ich, wie unvermeidlich eine nur für äußerlich gehaltene Anpassung eine Anpassung auch des Denkens zu werden droht. Auf der Schule habe ich, gerade rechtzeitig, mit sechzehn, die globale Verweigerung aufgegeben, mich angepaßt, wo es nötig war, mich interessiert, gelesen, gelernt. Erfolge stellten sich ein; und es wäre verlogen zu behaupten, daß diese Erfolge keinen Spaß gemacht hätten, daß nicht neue Lust geweckt worden wäre. Ich entwickelte und perfektionierte ein System, das mir half, ganze Lehrbuchpassagen auswendig zu lernen und in Schulaufgaben wiederzugeben. Die Noten gaben mir recht, belohnten mich dafür. Gewiß, auch Kritik. Aber nur die von vornherein vorgesehene, jederzeit integrierbare. Ist es wirklich nur ein Zufall, daß die beiden einzigen Linken, wie hilflos oder verbissen sie ihre Positionen auch immer vertraten, irgendwann abgehängt wurden, das Abitur nie erreichten?

An der Universität dann mein beflissenes, graues, pflichtbewußtes, nirgends engagiertes Studium der Geschichte. Die Belohnungen, nach schnellen acht Semestern, auch hier. Hätte ich auch nur in einem einzigen Seminar eine abweichende eigene Meinung und dadurch den Schein riskiert, all dies wäre nicht so problemlos gegangen. Aber: Erfolge, Belohungen – Versuchungen. Eine Assistentenstelle bei den Althistorikern, um die ich mich, vom Erfolg meiner Promotion verführt, selber bemüht hatte, stand eine Woche zur Diskussion. Immer erschrockener erkannte ich, welche Konzessionen ich einzugehen bereit war, wie ich mein Leben ändern würde; ganz so, als gäbe es für einen 24jährigen nichts Erstrebenswerteres als einen festen Beruf, einen »Posten« und die Aussicht auf eine ziemlich unweigerliche Karriere. Meine Erleichterung, als ich die Absage erfuhr, und zugleich mein Entsetzen, zum wievielten Mal, über meine Bereitschaft zur Anpassung.

Drastischer als das System der Belohnungen hat das der Sanktionen die Tendenz, die, welche anders sind, gleichzuschalten. Man braucht nicht das Paradebeispiel des Radikalenerlasses und der Berufsverbote zu bemühen. Es gibt subtilere Methoden. An meiner ehemaligen Schule hatte ich mich

nach der Möglichkeit erkundigt, als nebenamtliche Lehrkraft Geschichtsunterricht zu erteilen. Der Studiendirektor, mit dem ich sprach, machte mir beste Hoffnungen: Ihre Personalien haben wir ja noch von früher, Herr Goetz. Aber man hatte nicht nur die Personalien, man hatte auch die Erinnerung an einen zeitweilig in mancher Hinsicht widerspenstigen und kritischen Schüler. Zwei Wochen später erhielt ich die Absage, es sei keine Stelle mehr frei. Den wahren Grund, den ich von einem befreundeten Lehrer erfuhr, man habe politische Bedenken geäußert, teilte man mir nicht mit, natürlich nicht.
Haben solche Erfahrungen irgendeinen Punkt, an dem sie das nur Private überschreiten und exemplarisch werden für ein Klima, für eine gesellschaftliche Tendenz? Die abstrakten Erkenntnisse von sozialen Gesetzmäßigkeiten, wie etwa von diesem System der Belohnungen und Sanktionen, sind spätestens dann mehr als Hirngespinste, wenn wir unsere eigene Wirklichkeit auf diese Abstrakta beziehen können.

3
Und auf der anderen Seite, sind das nicht auch Anpassungsprozesse, gleichermaßen übel? Das paßt doch exakt ins Bild: Die Einheitsfront einer politisch gleichgültigen Masse produziert eine Einheitsfront einer politisch radikalen Minderheit. Gleichschaltung auf beiden Seiten, Attentate auf die Vernunft, auf das selbständige Denken. Macht es einen Unterschied, von welchem Lager aus?
»Ich habe jetzt einen Standpunkt«, erklärt ein Freund triumphierend, den ich nach fast einem Jahr wiedertreffe. Nein, er ist nicht einer schlagenden Verbindung beigetreten, sondern nimmt an einer orthodoxen Marx-Schulung teil. Alles andere als ein politischer Mensch, ein Künstler-Genie, schreibend, malend, bildhauend, ein Entdeckungsleser von faszinierender Spannweite. Vor einem Jahr noch hatte er mir gestanden: das strebe er schon an, das luxuriöse Haus, den beruhigenden Besitz. Jetzt lacht er, wenn ich sage, aber Marcuse . . ., und meint, »das sind doch nur Mystiker«. Er hat einen Standpunkt, auch er hat die Fragen endlich beseitigt.
Eine Geburtstagsfeier, auch die Marx-Gruppe taucht auf, geschlossen, kommt später, geht früher, wer da dazu gehört, gehört zusammen. Erstmals sehe ich den Kopf der Gruppe, ein schwerer Mensch, die schwarzen Locken kommen unter dem schwarzen französischen Käppi hervor, das auch im Zimmer nicht abgenommen wird; ein etwas schütterer Bart, eine lange dicke Zigarre, mit der er sich einqualmt, die dann unter seinen Freunden und den Mädchen die Runde macht; man möchte sagen, ein Maskenfest – ein Spielzeugrevolutionär, so gewollt und übertrieben »echt« tritt er auf. An diesem Abend mischt er sich in politische Gespräche nicht ein, zumindest nicht mit Argumenten. Gesprächsfetzen, die er, halb abgewendet, auffängt,

werden lächelnd knapp kommentiert. »Revi«, sagt er nebenbei, und seine Freunde freuen sich mit ihm. Ich frage, was das heißt; Revisionist, erfahre ich. Doch sind Namen Antworten auf Fragen oder Gegenargumente? Ist solche Rede überhaupt noch eine politische Position, oder nur ein wohlig erlebter Anpassungs- und Gruppenprozeß?

4

Die Geschichte meiner Anpassung ist die Geschichte meiner Flucht aus der Universität und die gleichzeitige Erfüllung der im Rahmen des Studiums geforderten Leistungen. Aus einem Medizinstudium bin ich in ein Geschichtsstudium geflohen, von dort in die Literatur und ins Schreiben. Weder das Geschichts- noch das Medizinstudium habe ich aufgegeben; das ist die Feigheit, die Anpassung.

Studienzwänge. Das Medizinstudium, völlig verschult. Ich fliehe aus diesem Zwang in historische Vorlesungen; statt Biochemie die Geschichte der attischen Demokratie. Auf einem Motorrad der Weg vom Medizinerviertel in der Innenstadt zur Universität in Schwabing, und ich genieße diese Flucht. In Medizin erscheine ich nur noch zu Kursen mit Anwesenheitskontrolle; das Motorrad knattert, wenn ich vor dem Physiologischen Institut parke, meine Arroganz, ihr Idioten, während ich absteige, habt ihr eine Ahnung, was ich wirklich mache.

Aber in Geschichte, die der geistige Ausgleich sein sollte, schon im Proseminar der Methodenstumpfsinn. Der Assistent, demgegenüber ich die Monatszeitschrift *Merkur* erwähne, ist ratlos, das ist doch keine Fachzeitschrift für Historiker? Nein. Na also, warum fragen Sie mich dann.

Die Flucht geht weiter. In die Literatur hinein, in die Bücher, ins Theater, ins Schreiben. Was mache ich eigentlich wirklich? Das einzige, was ich mache und ernst meine, ist Schreiben. Alles andere nebenher. Aber diese Flucht bleibt ohne Konsequenzen.

Aus dem Ausland kommend, im Auto linke Extremisten-freundliche Literatur. Wie ich die Bücher versteckt habe, zwischen literarischen Werken, politischen Harmlosigkeiten. Aber meine Angst, als ich früh um sechs im Morgengrauen auf den Grenzposten zufahre, und wie ich darüber erschrekke, daß man (wieder?) Angst haben kann, die falschen Bücher zu besitzen.

Ein ganz ähnliches Gefühl mischt sich in meine Überlegungen, ob ich an den verbotenen Asta-Wahlen teilnehmen soll. Immerhin ein Stempel im Studienausweis. Soll ich diesen Aufruf unterschreiben, soll ich an jener Urabstimmung teilnehmen? Was riskiere ich dabei? Abwägungen, die mit meiner politischen Überzeugung nichts zu tun haben, die Folge von gezielten Einschüchterungsmaßnahmen sind. Doch was habe ich, der ich noch gar nichts habe, überhaupt zu verlieren? Die Möglichkeit einer Anstellung als Arzt. Meine Kleinlichkeit entsetzt mich, aber auch das

Klima der Unsicherheit, das eine solche Haltung als vernünftig erscheinen läßt.
Und dann habe ich, mehr als einmal, drei Monate lang, mein eigenes Petrus-Erlebnis: halte den Mund, wo ich mich bekennen müßte. Die Arbeit als wissenschaftliche Hilfskraft am althistorischen Institut; selbstverständlich vorausgesetzt werden: ein althistorisches Grundwissen, über das ich nicht verfüge; und eine konservative politische Überzeugung, die ich nicht habe. Einer meiner Kollegen ist in einer schlagenden Studentenverbindung aktives Mitglied. Linke Flugblätter werden hier nicht diskutiert; was »wir« davon zu halten haben, in dem kleinen Karten- und Kopierraum, der unser Arbeitszimmer ist, wird immer sehr schnell klar. Und ich widerspreche nicht.
Die Mehrzahl der Studenten, so scheint mir, befindet sich in der sicheren Grauzone politischer Positionslosigkeit und belächelt achselzuckend die täglichen Stöße Flugblattpapier auf den Mensatischen. Solcherart einstellungslos gerät man freilich auch mit nichts mehr in Konflikt; selbst widersprüchlichste Ansichten kann man, ohne sich selbst zu verleugnen, adoptieren, wenn das nur opportun erscheint. So weit bin ich noch nicht. *Bin ich* auf dem Weg dorthin?

5
Zu einer Zeit, als in der Bundesrepublik die »Sympathisantenhatz« in vollem Gange ist – nach den toten Terroristen in Stammheim und nach dem toten Schleyer –, verfolge ich, informations-gierig, die linke französische Presse. Die fremde Sprache erleichtert mir, paradoxerweise, den Zugang zu den Inhalten eines revolutionären Vokabulars, das mir seit meinen Oberschultagen in seiner Etiketten- und Schablonenhaftigkeit als denkfeindlich erschienen und darum zuwider war. Plötzlich durchstoße ich jetzt diesen Ekel, weil es nicht mehr um die bloße Äußerlichkeit von Benennungen geht.
Immer ungläubiger, immer konsternierter stehe ich vor den Abgründen (an Information), die sich zwischen dem französischen und deutschen Rundfunk, zwischen den Zeitungen von zu Hause und denen in Paris auftun. Es darf doch nicht wahr sein, was ich da höre, wenn ich abends in meiner Dachmansarde auf Mittelwelle den Bayerischen Rundfunk einstelle. Die Stimme des Nachrichtensprechers ist Triumph und Propaganda, wenn sie von der angelaufenen öffentlichen Fahndung berichtet. Oder ist es gar nicht die Stimme, sind es nur die Worte, der Sinn der Worte selbst, was mir Schrecken einjagt? »Die gesamte Bevölkerung beteiligt sich mit zahlreichen Hinweisen an der Großfahndung nach den Mördern von Hanns Martin Schleyer.« Für zwei Tage gibt es keine Nachrichtensendung, die nicht so oder ähnlich begänne, nicht beim Deutschlandfunk, nicht beim Südwest-

funk, bei keinem Sender, den ich erreiche. Beteiligt sich wirklich die »gesamte Bevölkerung«, und wer hat das recherchiert und wie? Ist das Information oder Propaganda, oder ist das etwa gar keine Alternative mehr, weil beides eins geworden ist? Eduard Zimmermann auf allen Kanälen und nichts mehr sonst?
Selbst die liberale *Zeit* stimmt ein in diese kriegerische Hysterie: ein politisches und öffentliches Klima, das einem den Atem nimmt. Wo bleiben jetzt die besonnenen Köpfe? Warum müssen sich alle Linken, alle Intellektuellen vom Terrorismus distanzieren, den sie nie gutgeheißen haben, warum einen neuen Gesinnungs-Ariernachweis leisten? Es dauert lange, bis die Sorge, die mich in diesen Tagen quält, auch öffentlich geäußert werden kann, geäußert wird: die Banalität, daß unser Staat durch die Reaktion von Rechts viel mehr in Gefahr ist als durch die Terroristen selbst, als durch tote Bubacks, Pontos, Schleyers.
Ein Brief, von Paris nach München, an eine ehemalige Lehrerin, die politisches Bewußtsein in mir gefördert hatte, als ich sechzehn war; ein Brief, voll von der dargestellten Angst, den Befürchtungen, und darin implizit die Frage, wie wir Jugendlichen diesem Staat begegnen sollen, der uns in seiner wachsenden Anti-Liberalität zurückstößt. Nach einigen Wochen, eine ausführliche Antwort; eine enttäuschende Antwort. Offenbar hatte mein Brief von meinem Entsetzen nichts mitgeteilt, sonst hätte die Antwort mehr sein müssen als der biedere Appell, die konkrete politische Arbeit fortzusetzen, zu intensivieren, in der SPD, nicht in der CSU. Als ob es nicht gerade diese Alternativlosigkeit wäre, die uns an systemimmanenten Lösungen radikal zweifeln läßt. Welche, wenn nicht solche Erfahrungen, solche unzureichenden Antworten, solch exemplarisches Unverständnis treiben die jungen Leute, einige wenigstens, stückweise in die politische Kriminalität, oder zumindest in ein handfestes Sympathisantentum? Denn der politische Wahnsinn des Terrors verliert angesichts des staatlichen Wahnsinns der Reaktion viel von seinem scheußlichen Gesicht.
Mein »Deutschland im Herbst«, von Frankreich aus gesehen, ist ein bizarres, mich ängstigendes Bild, ein Lehrstück zu Massenhysterie und Volkszorn, Selbstzensur und Denkverbot. Wie oft habe ich, nachdem ich Monate später von Frankreich zurückgekommen war, die selbst hysterische und rundum psychopathologisch erscheinende filmische Eigendarstellung des Rainer Werner Fassbinder verteidigt: Diese ohnehin kaputte Persönlichkeit leidet mit jeder Faser seines Körpers an dem politischen Klima, wird von ihm vollends zerstört. Ich sah darin die Ansätze meiner eigenen Betroffenheit: ins Extrem verlängert.
Was teilt sich noch mit, wenn ich jetzt, fast ein Jahr danach, diese Fragen notiere, die mich aufrührten, wie kein politisches Ereignis je zuvor? Vom Kopf, der bislang dafür zuständig war, ist mir die Politik mit einem Schlag

ins Herz gerutscht: das bin ich selbst, der da betroffen ist, meine eigene Freiheit, zu denken, mich zu äußern, zu handeln, die bedroht ist, mein eigenes Recht auf Information; das sind keine Abstrakta mehr, ich bin Bürger dieses Staates, der mir Angst macht, fast nur noch Angst macht in seinem Gleichschritt von panischem Volksempfinden und regierendem Machtapparat.

6

Polizeistaat, oder unterwegs dorthin? Die Beobachtung der höchst restriktiven Nachrichtenpolitik in Deutschland und einer nahezu einstimmigen Stimmungsmache, wie viele Strauße und Dreggers hatte die Bundesrepublik schlagartig – das war das eine. Das andere war die reale Situation in Paris, wo man inzwischen Klaus Croissant verhaftet hatte. Die Erwägung der von der Bundesrepublik geforderten Auslieferung löste nun einen Sturm des Engagements, des Widerstandes, des Protestes aus. Während man in Deutschland nicht müde wurde, in ganzseitigen Artikeln die Persönlichkeit des Rechtsanwaltes auf einen eitlen und selbstgefälligen Scharlatan zu reduzieren, diskutierte man hier, und keineswegs nur in linken Kreisen, die Rechtmäßigkeit der geplanten Auslieferung. Darf das Recht auf Asyl wirklich verweigert werden? Die Petitionen, Aufrufe, Informations- und Diskussionsveranstaltungen; wovon ich erfuhr, dort ging ich hin. Abends patroullierten aggressive Rollkommandos der Demonstrantenpolizei CRS durch die Metro-Bahnhöfe, ein Klima der öffentlichen Konfrontation und gegenseitigen Provokation entstand.

Demonstrationen, die verboten wurden. Einmal, als ich trotzdem hinging, wurde ich beim Verlassen des Metro-Bahnhofs République festgenommen. Meine Papiere waren in Ordnung, trotzdem, so sagte man mir, müßten meine Personalien überprüft werden. Und so saß ich dann, mit vielen anderen Jugendlichen zusammen, in einem vergitterten Bus der Polizei, zunächst zwei Stunden an der Place de la République, der Wagen füllte sich immer mehr, dann fuhren wir los, mit Blaulicht und Sirenen, drei dieser Busse, von einem Motorradfahrer der Polizei eskortiert. Ich bemühe mich, die Orientierung zu behalten, durch die abendlichen Lichterstraßen von Paris, doch das gelang nicht, und mein Zorn über diese Festnahme wuchs, die tatsächliche Freiheitsberaubung, die mir durch nichts gerechtfertigt erschien. Eine halbe Nacht brachte ich in den Arrestzellen des Bois de Vincennes zu, konnte niemanden benachrichtigen, wartete ohne zu wissen, wie lange das dauern würde, wurde von den Wachbeamten, wie alle anderen, geschubst, gestoßen, angepöbelt, wenn ich, auf die Toilette geführt, die offene Kabine nicht schnell genug wieder verließ. Die erkennungsdienstliche Behandlung, das Photo, die Fragen, all das, der eigentliche Anlaß zu dieser Festnahme also, dauerte nur wenige Minuten. Sehr spät

abends ließ man mich frei, am Rand von Paris; wie ich heimkommen sollte, war mein eigenes Problem. Um mehr als nur eine Erfahrung reicher, voll ohnmächtiger Wut, Verzweiflung.
Immer verständlicher wurde mir, daß sogar und gerade Rechtsanwälte, tagtäglich mit dem Polizeiapparat und den Justizvollzugsorganen befaßt, selbst in den kriminellen Untergrund abtauchen. Wenn man schon nachweislich Unschuldige so behandelt, wie es mir geschah, welche ständigen subtilen Rechtsbrüche, Persönlichkeitsverletzungen muß ein verurteilter Verbrecher wohl über sich ergehen lassen, erst recht ein Terrorist, der den geballten Volkszorn gegen sich hat? Wie soll man da hoffen, mit rechtsstaatlichen Mitteln sein eigenes Recht bekommen zu können?
Politische Hoffnung. Sie wuchs, auch wieder ganz privat vermittelt, trotzdem in diesen Pariser Wochen; daneben eine radikalere Bereitschaft zur politischen Tat, nicht nur im Kopf, abwägend im Gespräch, sondern auf der Straße. Die Solidaritätsgefühle, vermutlich ein alter Hut für die Aktiven von 1968, waren neu für mich, das gemeinsame panische Davonlaufen vor dem beißenden Nebel der Tränengasbomben, vor den Knüppeln der Polizei.
So hingeschrieben sind das nur wieder die Worte, die ich längst vorher kannte, aus den zahllosen Erfahrungsberichten, wie oft man das liest. Und doch sind sie für mich jetzt voll von Erlebnis und von erschreckender Wahrheit. Ich scheue das Pathos nicht: Wie ich wünschte, gerade wenn ich diesen Pariser Herbst erinnere, daß meine Worte mehr sein könnten als nur immer wieder Worte.
Wie ein höchst merkwürdiger Epilog zu den damaligen Ereignissen kommt mir eine Begebenheit dieser Tage auf dem Münchner Hauptbahnhof vor. Ich wollte einen aus Paris ankommenden Bekannten abholen, halb elf Uhr abends war es, und ich schlenderte vor dem Eintreffen des Zugs noch etwas auf dem Bahnsteig auf und ab. Der rauhe Ton, in dem drei Bahnpolizeibeamte die Personalienkontrolle bei drei Ausländern vornahmen, erregte mein Interesse, ich blieb stehen und schaute zu. Das mißfiel den Polizisten, ich sollte mich, nach einem kurzen Wortwechsel, selbst ausweisen, was ich nicht konnte, also nahm man mich fest. Ein normaler Vorgang. Doch am Weg zur Wache, in einem von Zeugen unbeobachteten Moment, wurde ich nahezu niedergeschlagen. Meine zu langsame Gehweise hatte Aggressionen in den Beamten freigesetzt, die ich nicht vorhersehen konnte, die mir auch heute noch kaum glaublich erscheinen, unverdeckt kriminell. Drei Männer stürzten sich da auf mich, stießen mich um, verdrehten mir beide Arme, rissen an den Haaren meinen Kopf in den Nacken und führten mich, der ich in dieser Haltung kaum gehen konnte, tief gebückt, die verbleibenden zwanzig Meter zur Wache.
Sind das keine politischen Erfahrungen? Welche Chance hat die von mir erstattete Anzeige gegen diese Beamten? Der Rechtsstaat auf dem Weg nach

rechts. Wo finden wir in ihm noch einen Ort, oder stellt er sich, immer mehr, außerhalb von uns? Wie dem auch sei: Solche Erlebnisse bringen einen auf den Weg.

7

Tendenzen gegen die Anpassung. Biographische Notizen. Immer schon, noch als ich es selbst gar nicht wollte, sollte ich, nach dem Willen der Eltern, nach dem Willen des Vaters, anders sein als die anderen. Fußballspielen auf der Wiese im großen Hof, mit den Freunden aus der Volksschule, einen Nachmittag lang, bis Knie und Ellbogen schmutzig waren, das fand ich herrlich – und doch war es so selten. Die Mutter rief mich weg vom Spiel, zweimal, dreimal in der Woche fuhr ich dann mit den Geschwistern in die Stadt, zu Chorproben, bildete meine Stimme aus anstatt die Geschicklichkeit meiner Beine, trug ein rotes Chorkäppi auf dem Kopf, anstatt mit den Freunden Unsinn zu machen.

Schon so früh diese Einteilung in wertvolle und wertlose Tätigkeiten, und die allabendlichen Fragen des Vaters nach dem Verlauf des Tages, was hast du heute gemacht, erzähl doch. Längst wußte ich, daß es nichts galt, wenn ich mit meinem besten Freund, dem Sohn des ortsansässigen Fuhrunternehmers, Luftgewehrschießen geübt hatte, oder Motorradfahren mit einer alten »Adler 100«; wenn wir auf einer weiten Schafswiese am Rand des Ortes, mit dem Sekundenzeiger meiner Uhr gestoppt, unsere Rennen fuhren, nein das galt nichts. Ich sollte stattdessen das Klavierspiel üben, und es gab Gitarrestunden und die täglichen Ermahnungen, das schlechte Gewissen, daß man wieder nicht genügend bei der Sache war. Keiner meiner Freunde aus der Volksschule hatte diese Pflichten, diese Aufgaben, aber ich sollte eben anders sein, meine Zeit nicht vergeuden, sondern mir, so hieß es, Wertvolles für später aneignen.

Auch in der Oberschule, für ein halbes Jahr im Internat, da sehe ich mich, zwischen Schulschluß und Mittagessen, täglich in die hinteren Zimmer des Musiktraktes spazieren, einen Geigenkasten unter dem Arm, mutlos, lustlos, gegen ein widerspenstiges Gehör, gegen widerspenstige Finger anüben. Das ebenso tägliche Kartenspiel der Freunde währenddessen, wie gern ich da mitspielte oder zuschaute, wie selten ich das tat.

Nichts davon ist heute, zehn, fünfzehn Jahre danach geblieben, nicht einmal eine Liebhaberei; nur ein kaum je praktiziertes Dilettantentum auf der Gitarre, dem Klavier, der Geige, der Bratsche. Hinzuzufügen vielleicht, es hätte auch anders kommen können: Für den einen Bruder ist die Musik fast das Leben geworden, und auch der andere, der die Worte und das Gerede haßt, sitzt oft sehr lange am Flügel, alle Zartheit, die er sich sonst nie anmerken läßt, in den zehn Fingern, im Anschlag.

Doch unabhängig vom Ergebnis und vom Erfolg: anders sollten wir immer

sein als die anderen, anders werden, und alle sind wir, erst recht die Schwester, die jüngste, zu Einzelgängern geworden. Anpassungsverweigerung also als Erziehungsprinzip, Elitebewußtsein von Kindesbeinen an, und der Fluch, als der sich dieses Prinzip jetzt zeigt. Wie ich mich heute hasse und mit mir meine ganze Erziehung, wenn ich, selten genug, alleine in einer der vielen Studentenkneipen stehe, da mal ein Bier trinke und voller Neid auf die Typen sehe, die hier ganz selbstverständlich und täglich sitzen, stundenlang; und ich weiß, daß ich nie dazu gehören werde, dieses kollektiv-behäbig-gemütliche Leben nie werde leben können.

8

Tendenzen gegen die Anpassung außerdem: die Bücher, die Zeitung, das Schauen, Gespräche.

Die Bücher spielten, im Gegensatz zur Musik, nicht eigentlich eine Rolle zu Hause. Mir wurden sie, mehr und mehr, zur Lebens- und Gedankenmitte, naturgemäß, als Denk-Anstöße, zu einem lebendig machenden Potential. Nichts ist mehr einfach, wenn man viel liest, kein Problem, keine Alternative ist mit fünf lauten Worten und noch mehr Überzeugung, mit Glaubenssätzen und Denkschablonen zu lösen und aus der Welt zu schaffen. Das ruhige Nachvollziehen konträrer Gedanken oder widersprüchlichster Gefühlserfahrungen, diese einsame Tätigkeit auch des Lesens, immer weiter entfernt man sich von den Selbstverständlichkeiten der verschiedenen Gruppen, auch von diesen Gruppen selbst, von der Möglichkeit, in ihnen zu existieren. Ein Isolationsprozeß zudem, der mit einer eigengesetzlichen Vehemenz fortschreitet. Wie das Denken selbst kann man auch ihn nicht willkürlich abbrechen.

Ahnungslos, was sie damit in mir auslösen würden, schenkten mir die Eltern zu Weihnachten, als ich fünfzehn war, ein Buch von Arno Plack: *Die Gesellschaft und das Böse. Eine Kritik der herrschenden Moral.* Das erste Buch, das ich »wissenschaftlich« las, ich machte mir Exzerpte, schlug jedes Fremdwort nach, ließ mir von meinem Vater die Abkürzungen in den Anmerkungen erklären, und tauchte, über diese Äußerlichkeiten hinaus, in eine Gedankenwelt ein, die den bürgerlichen, gut katholischen Lebensmaximen meiner Eltern konträr entgegengesetzt war. Ein Buch gab das andere, sensibilisierte für Anregungen von außen, und es blieb, bis heute, als Grundhaltung die Kritik am Bestehenden, am Unbezweifelten.

Etwa zur selben Zeit tauchte Brecht für mich auf, ein Bändchen meines Bruders, voller Gedichte, die ich immer wieder las und auswendig lernte. Dann Enzensberger, den ich bei einem einige Jahre älteren Cousin kennenlernte; der saß in seiner Bude auf einer Matratze am Boden, spielte Gitarre und sang dazu, und las mir, zwischendurch, einige Enzensberger-Gedichte vor. Schon kurze Zeit später kannte ich seine Gedichtbände, seinen Tonfall,

seine Kritik. Andere Namen folgten, Hölderlin, Huchel vor allem, Kaschnitz und Eich; eine Reihe, die vielleicht beliebig wirkt. Und doch ist sie es nicht: Theobaldy, Herburger, Brinkmann, Rühmkorf, auch Fried habe ich mir erst später gekauft, gewissermaßen aus Vollständigkeitsgründen, aber richtig heimatlich geworden bin ich in ihren Gedichten nie. Die Lyrik als Ort privater existentieller Aussage verstand ich; die ganz leisen, kaum hörbaren Töne, die Sprachrohr-Absichten hingegen blieben mir fremd. Daß Literatur, die gilt, nur in der ureigenen (meist Leid-)Erfahrung ihre Wurzel haben kann, nicht in kritischen oder gar politischen Absichten, war eine Überzeugung, die die Auswahl meiner Lektüre entscheidend bestimmte. Erst meine Pariser Erfahrungen milderten den Widerspruch, den ich zwischen diesen beiden Schreibhaltungen sah, ließen mich ahnen, daß beide zu einer werden können.

Weitere Tendenzen: Die Zeitungslektüre von früh an, das globale politische Interesse. Mit sechzehn las ich bis zu zwei Stunden täglich in einer Tageszeitung. Auch wenn ich dessen inzwischen recht müde geworden bin, es ist lehrreich, das politische Geschehen über längere Zeiträume hinweg intensiv zu verfolgen, Entwicklungen und Grundhaltungen selbst zu extrahieren. Kein Kommentar, keine ideologisch wohl präparierte Interpretation kann das individuelle Entsetzen bei der Lektüre der ganz trockenen Meldung selbst ersetzen, sagen wir Watergate, Traube, Verteidigerüberwachung. Da merkt man und erschrickt, hier ist, über das tägliche Hin und Her hinaus, das Wesen angetastet, da ändert sich etwas Entscheidendes. So bin ich selbst, ein bißchen zumindest, mein eigner Seismograph, nicht ausschließlich auf die Trendmeldungen und Moden des *Spiegel* angewiesen und der *Zeit*.

Häufig von der Lektüre, vom aktuellen politischen Geschehen provoziert, Gespräche. Ich stelle meine Ansichten zur Diskussion, auf die Probe, diskutiere heftig, denn ich will überzeugen; manchmal gelingt das, manchmal muß ich selbst neu zu denken anfangen, von vorne, weil ich ein Argument, einen grundlegenden Gedanken übersehen habe. Auch hier wieder, sehr banal, und doch wichtig: man fühlt sich nie zu lange wohl in seinen eigenen Überzeugungen, schon gar nicht in den fertigen Gewißheiten, die man von anderen übernommen hat. Ein Freund, eine dogmatische Ansicht vertretend, sagte mir kürzlich, als letztes Argument auf einen letzten Zweifel: Ja, wenn ich *alles* in Frage stelle, da komme ich ja nie zu etwas. Als wollten wir, müßten wir irgendwoanders hinkommen als zu den immer richtigeren, immer tieferen Fragen. Meine Schwierigkeit mit den Antworten ist meine Schwierigkeit mit den Gruppen, ist meine Rettung vor der Anpassung, ist meine Isolation.

Ein letztes, das Schauen. Kein Sinn ist mir so wichtig wie der Gesichtssinn, keine Tätigkeit so selbstverständlich lustvoll wie das Schauen. Wenn ich im

Theater sitze und der Vorhang aufgeht, meine ganze Existenz schrumpft auf die beiden Augen zusammen, in höchster Konzentration und zugleich fast immer äußerst glücklich nehme ich diesen *ersten Blick* auf die Bühne in mich auf. Im Alltag ist das kaum anders, egal ob ich durch einen herbstlichen Park gehe, durch die Straßen vor meinem Haus, oder ob ich in der morgendlichen U-Bahn sitze, das Wirklichkeits-Theater meiner Mitmenschen beobachte. Und was es alles zu sehen gibt, von den Interpretationen, den Geschichten, die ich mir dazu denke, ganz zu schweigen. Das hat mich der Vater gelehrt, mach die Augen auf, schau doch hin, höre ich ihn sagen, seit ich mich erinnern kann. Heute schaue ich so, daß es von meiner Umwelt oft als Gaffen empfunden wird. Ich geniere mich dessen nicht, ich kenne die Welt noch nicht so gut, daß ich es verantworten könnte, mit abgeklärtem, gelangweiltem Blick durch sie hindurch zu gehen. Unsere Optik, ganz wie unser Denken, ist fatalerweise ohnehin auf die Bestätigung dessen angelegt, was wir schon wissen oder kennen. Die Anstrengung, das Neue zu sehen, muß deshalb die größte sein. Es gibt Tage des Gelingens, Tage, an denen das Staunen nicht aufhört.

9

Tendenzen gegen die Anpassung, wider ein Leben ohne Kopf. Wenn ich sie hier aufzähle, wenn ich das durchlese, erschreckt mich das Mißverständnis, das so naheliegt, sich fast aufdrängt. Die Pseudoposition eines kritischen Rationalismus, der von überall herkommt und nirgendwo steht, scheint hier die notwendige Konsequenz zu sein, jene aalglatte Liberalität der Einerseits-Andererseits-Propheten, ohne eigene Interessen, ohne eigene Position. Doch es ist eben nur eine scheinbar notwendige Konsequenz. Nichts hindert mich, die Überzeugung, die ich heute habe, mit aller Emphase zu vertreten und mich doch offen zu halten für die Erschütterungen dieser Überzeugung, denen ich schon morgen begegnen könnte. Weg von der Statik der eigenen Positionen, weg auch von der höheren Warte, die durch die Einbeziehung aller Fürs und Widers scheinbar sich ergibt. Auf dem Weg sein, mit klarem Bewußtsein davon, wo man herkommt, wohin man will, die eigenen Befangenheiten und Beschränkungen kennen; und doch mit aller Kraft, aller Verstandeskraft, heute *dagegen* sein; und ohne Feigheit, morgen, wenn es das Denken unausweichbar macht, vielleicht *dafür* sein.

10

Nachdem der Großvater krank geworden war, fuhren wir oft nach Wien, fast jedes zweite Wochenende, der Vater, ein, zwei Geschwister und ich. Wir saßen in einem älteren Volkswagen, fuhren zuerst auf der Autobahn, dann auf engen gewundenen Landstraßen durch die Streng-Berge hindurch. Freitagnacht, das bißchen Lichtkegel der Scheinwerfer gegen die Dunkelheit, die einem entgegenrast. Mondnächte waren gut, da schien die Fahrt

nicht so lang. Schweigsam, ohne viel Reden, aber ein wohliges Gefühl unausgesprochener Komplizenschaft mit dem Vater; wir halten zusammen, wir Kinder können die Eltern-Sorgen tragen helfen.
Wien kam näher, und der Vater wurde noch einsilbiger. Erst heute weiß ich, er wurde trauriger und widerwilliger, es fiel ihm nicht leicht, heimzukommen. Als 14ähriger hatte er Wien und die Familie bereits verlassen, war nach München gekommen, wo der ältere Bruder studierte. Er hatte hier allein wechselnde Buden bewohnt, fast ein Kind noch, neben der Freiheit, so vermute ich, ein Übermaß an Einsamkeit kennengelernt. Aber aus Wien mußte er wohl weg, aus der 1½-Zimmer-Wohnung, in der die sechsköpfige Familie lebte; weg auch aus einer geistigen Enge, von der schon früh als einfältig empfundenen Mutter weg, vom pedantischen Vater, einem Buchhalter, voll von langatmig dargelegten eigensinnigen Ideen, für die der Sohn kein Verständnis hatte, voller selbstangeeigneter Bildung auch. Aus dieser Enge war der 14jährige also ausgebrochen, jetzt kam er, 40jährig, zurück, aus der ganz anderen Existenz, der Akademiker, der Chirurg, aus der weitläufigen Wohnung in einem schönen Münchner Vorort, in beklemmende Wiener Verhältnisse, die sich in den Jahren nicht gewandelt hatten.
Wenn ich mir das heute überlege, verstehe ich, wie hart dem Vater diese Wochenendfahrten waren, verstehe ich auch, warum Wien für mich die Schwermutsstadt geworden ist. Aber wichtiger, ich verstehe hieraus viel von meinem Vater, von seinen Attituden und Ambitionen, und dadurch viel von mir selbst. Aus kleinbürgerlichen Verhältnissen ist er in eine, man kann sagen, großbürgerliche Welt aufgestiegen; alles andere als selbstverständlich vorgezeichnet war dieser Weg, mühsam erkämpft, über das schließlich doch bestandene Abitur, über das in Nachtarbeit als Straßenbahnschaffner selbst finanzierte Medizinstudium. Wie alle Eltern wollte er uns den eigenen Kampf, die Entbehrungen ersparen, auch sollte in uns das erträumte, selbst so nicht gelebte Leben Wirklichkeit werden.
Und so sitze ich, während ich dies schreibe, in meiner Studentenbude mitten in Schwabing, allmonatlich überweist der Vater die Miete, auch das Essen und die Bücher muß ich mir nicht selbst verdienen, kann mir stattdessen den Luxus leisten, über meine Herkunft nachzudenken. Ich habe den mir anerzogenen Weg gewählt, das Medizinstudium also, ein geordnetes, höchst braves Privatleben, ohne Alkohol, ohne Drogen, ganz ohne Studenten-Bohème. Im kommenden Semester werde ich wohl wieder, wie in den vergangenen acht, in die Vorlesungen gehen, in die Kurse und Praktika, darauf achten, daß ich nicht zu oft fehle und meine Scheine auch bekomme. Ich werde das Soll erfüllen, Ausbrüche, Einbrüche, Abbrüche, nein Brüche irgendeiner Art, sichtbar nach außen, erwarte ich nicht. Die Erwachsenen werden mir wieder anerkennend auf die Schulter klopfen, der macht seinen Weg.

Klaus
Ich denk, ihr werdet mich noch sehn

Als die Gespräche mit ihm geführt wurden, war Klaus, durch die Brille der Arbeitsstatistiker betrachtet, berufs- und arbeitslos. Er lebte allein in einer dunklen Ein-Zimmer-Wohnung der Altstadt, schlug sich mit Aushilfsarbeiten durch und suchte nach einer Schule, um die Mittlere Reife nachzumachen. Vergeblich – die Schulen am Ort verweigerten sich: Mit 21 Jahren sei er zu alt und gefährde, da er in der Vergangenheit verschiedene Schulen »freiwillig« verlassen habe, doch nur den Schulfrieden. Tatsächlich hat Klaus seinen Hauptschulabschluß als Externer gemacht. Von seinem Zimmer aus. Denn in der Schule, als einer Institution, hat er nie richtig Fuß gefaßt.

DIE TAGE, WIE SIE SIND. Für mich gibt's zwei verschiedene Tage. Der eine Tag ist also der Tag, wo ich gelähmt bin und depressiv, und was geschieht dann? Irgendwo geht die Zeit immer rum. Dann hör ich Platten, oftmals ziemlich laut, manchmal dirigier ich, so Klassiksachen oder so, und manchmal sing ich Lieder mit. Und dann hau ich manchmal ab in die Stadt, kauf was und so, und geh in's Café. Ab und zu geh ich auch zur Siglinde, und dann komm ich ziemlich spät nach Hause. Und dann gibt's Tage, wo ich stundenlang vor einem Buch sitze oder Gedanken aufschreibe und Sachen sortiere. Aber so die Bude aufräumen, das mach ich immer blitzschnell. Ich hab's also gern, wenn's ein bißchen ordentlich zu Hause ist, wenn's nicht so dreckig ist. Obwohl bei mir nicht so ein Ordnungscharakter drin ist. Oft sitz ich dann da, rauch wie ein Schlot und les viel und mach Pläne. Dann mach ich mir noch 'nen Kaffee. Also ich trink da am Tag drei, vier Tassen Maxwell, der geht mir auch langsam auf die Nerven. Fernseher hab ich abgeschafft und Radio hab ich im Augenblick auch keins.

KRISEN UND ZIELE. Ich würd also sagen, daß ich in meiner Grundstruktur gleich geblieben bin, daß ich aber in den letzten Jahren mehr Erkenntnis gekriegt hab. Wesentlich mehr Bewußtsein. Das würd ich sagen. Irgendwo, daß ich schon immer so meine Linie hatte. Das glaub ich schon. Also, manchmal hab ich das Gefühl, daß ich mich auf immer irgendwo gleich bewegen würde. Aber das glaub ich nicht. Und dann, dann hab ich, ich hab bestimmt viel Krisen gemacht. Also mir kommt das Leben irgendwo so in seinem Tun sehr eintönig vor. Ja. Weil man da ja auch irgendwo schlecht ausbrechen kann. Und darin hab ich wahnsinnig viel Krisen erlebt.

Ob ich dann an mir selbst gearbeitet hab? Also ich hab nicht bewußt an mir gearbeitet. Das ging einfach vonstatten. Das ging so von innen raus. Ich konnt mir nie sagen: Jetzt mußt du arbeiten, so an dir. Das war irgendwie so ein Zwang, der hat mich eher gelähmt oder so was.
Das ist übrigens eine allgemeine Auffassung von mir, daß man am meisten nur durch die Intuition erreicht. Irgendwo aus sich heraus. Aus diesen Gedankensprüchen – aus dem Innersten irgendwo. Daß man nur da am meisten holt. Und nicht so bewußt an mir arbeiten und so. Dabei ist auch eine Sache: Disziplin. Das konnt ich bis jetzt noch nicht. So daß ich Zielsetzungen hatte oder so was. Ich hab zwar auch Ziele. Und zwar ziemlich große. Aber nicht in der Art, wie man sie sonst hat. Also mir ist es egal, ob ich ein Auto fahr oder nicht. Und ob ich ein Haus krieg oder nicht. Aber ich würd gern meine Eltern beerben. Das ist mir schon ganz lieb. Aber mich dafür aufzuopfern, da hab ich keinen Bock zu mehr.

Erfolge im Leben. Das beurteil ich also erstens nach dem Gefühl, ob ich mich, ob ich das Leben voll lebe. Und das ist eben nicht der Fall. Und dann tu ich's auch darin z. B., daß – also die Schule, die Gesamtschule ist ein Beispiel – daß ich damals diesen Zirkusdirektor gemacht hab, und den muß ich ganz gut gemacht haben, das war für mich ein Erfolgserlebnis, das hab ich auch geliebt irgendwie, dieses Klatschen, diese Begeisterung der Leute irgendwo. Das war für mich Erfolg. Ich war auch immer froh, wenn ich 'ne 1 geschrieben hab. Oder so was. Das war mir schon irgendwo lieb. Und Erfolg ist für mich auch, wenn mich Leute verstehn. Das gibt mir so das Gefühl irgendwie, die kennen mich: aber richtig. Die kennen mich nicht nur so. Das ist für mich ein Erfolg. Erfolg hab ich eigentlich auch in kleinen Bereichen, nämlich wenn ich was lese und so und gemerkt hab, daß ich das durchticke und danach sogar wiederholen kann oder auch später. Das ist für mich auch ein Erfolg. Weil: Bücher, die haben immer Charakter.
Ob andere Leute das beachten? Ich finde, die beachten das viel zu wenig. Meine Eltern zum Beispiel, die haben das sehr wenig beachtet. Da war das gut, die ham sich momentan gefreut, aber so direkt irgendwo, daß sie das ausgedrückt hätten oder daß man das Gefühl hätte für längere Zeit, das war nicht der Fall. Zum Beispiel auch heute: Du kannst im Erfolg stehn, und wenn du dann fünf Minuten keinen Erfolg mehr bringst, später, dann wirst du automatisch vergessen, egal wie groß der Erfolg war. Irgendwo werden dann mal deine Memoiren erscheinen oder so was, wenn's das gibt, aber dann biste vergessen. Man muß da schon ganz groß sein. Aber so sieht's reell aus irgendwie, dann wirste vergessen.

Fertige Menschen. Ich hätt Angst davor, fertig zu sein. Weil, da hätt ich das Gefühl irgendwo: Jetzt ist es aus. Jetzt biste fertig, jetzt ist nix mehr da.

Und so kann's doch nicht sein, so kann's doch nicht aussehn. Deswegen also, fertig fühl ich mich nicht. Ich würd z. B. überlegen, ob das andere denken, daß sie fertig wären. Ich glaub, die denken da gar nicht mehr dran. Ja. Die nehmen das so hin, wie's geschehen ist. Und haben da so gewisse Anhaltspunkte, wo sie drauf hinarbeiten. Aber irgendwo sind sie fertig. Im Schema sind sie fertig. Ja. So soll's aussehen: die Wohnung soll so aussehen, das soll mal alles so sein. Das sind zwar alles noch ihre Pläne, würd ich sagen. Aber eigentlich sind sie schon so fertig. In zweierlei Beziehung: einmal für sich selbst und einmal mit der Welt.

Mehr Durchblick haben. Das ist ein bißchen unverschämt zu sagen, ja. Aber – ich würd also sagen, daß ich geistig mehr durchblicke, daß ich aber anderseits in den Leuten auch teils wieder so Beneidungspunkte seh. Wenn ich z. B. seh, daß sie also – sagen wir mal als Beispiel genannt – Frauen besser aufreißen können. Eine Sache, die konnt ich nie. Und das geht mir heute noch so. Ich kann Frauen nicht so irgendwo. Ich frag mich immer: Wie läuft das da ab oder so. Aber mehr Durchblick? Eben in dieser Struktur von Leben, wie das bürgerlich aussehen soll und vielleicht auch für mich. Und daß ich mit meinen Gefühlen auch z. B. bewußter lebe irgendwo, das glaube ich also. Daß ich, auf Werbung z. B. angesprochen: Ich find Werbung raffiniert und irgendwo fast auch manchmal schön, und weiß aber damit umzugehn, weiß mich also dem zu erwehren.

Ängste. Aufgaben. Konkret ist für mich diese Angst, irgendwo abzuflachen, aufgrund von Resignation oder so was, das ist eine höllische Angst, da brennt's in mir. In diesen Sog zu geraten und dann irgendwo von mir was aufgegeben zu haben. Oder wirklich diese Grenze überschreiten und frei werden darin, daß ich eben mir selbst nachgehe. Und daß ich mir auch sicherer werde dann. Also einen Weg, den man dann allein geht oft, leider.
Und Aufgaben? Die Mittlere Reife z. B., die will ich machen. Ich will dann auch noch weiter machen. Und – dann dieses Jobben z. B., das hängt mir im Moment auch an der Seele. Und was ich bewältigen will: Daß ich mir einen anderen Bezug schaffe irgendwo. Daß ich gewisse Dinge jetzt abstreife, endgültig Schluß mach, kompromißloser werde. Nicht alles erdulde, ja. Sondern eher, lieber dazu neige, mehr alleine zu sein, aber dafür mich weniger zu verraten. Ich hab das Gefühl, daß ich mich dadurch verrate, daß ich zu viel Kompromisse eingeh. Das ist eine Sache, die ich bewältigen muß.
Dann meinen Narzißmus muß ich ein bißchen bewältigen. Daß ich mich mehr disziplinier, das ist mir auch sehr wichtig. Daß ich also geduldsamer werde. Das halt ich für eine wichtige Sache. Und daß ich tugendhaft werden will oder so was. Weil ich das für sehr hoch ansehe. Ich glaub z. B., diese Tugendhaftigkeit, das glaub ich, daß man grad nur durch sie irgendwo im

Grundprinzip richtig handelt. Nicht durch das Gefühl von Aggression und Hassen, was ich sehr gut versteh, sondern eben durch 'ne Liebe oder so was. Das soll um Gottes willen nicht so Jesus Christ sein. Nee. Sondern einfach Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit. Und eben diese Kompromißlosigkeit und so viele Dinge. Daß man aus diesem Standpunkt heraus auch für die Leute sensibler wird und auch irgendwo sich ihnen gut vermitteln kann. Ohne irgendwie schizophren zu erscheinen. Das ist ja oft so. Die Leute sind aggressiv und wollen die Liebe. Das geht irgendwo nicht. Wenn man die Liebe will, muß man irgendwo für sich auch lieb sein.
Daß ich auch mehr Selbstvertrauen krieg, Selbstsicherheit, das ist mir auch eine wichtige Sache. Und daß ich dann den Leuten auch nicht erscheine als irgendwo ein Spinner oder abstrakt.

Unsichere Zeiten. Früher hatt ich mehr noch auch so träumerische Gefühle, auch Bezüge zu Personen irgendwo. Nur, 'ne Zeitlang ist das so abstrakt geworden. Auch heute. Das ist traurig irgendwo. Ich glaub, das geht jedem so. Als Kind hat man viel schönere Vorstellungen. Da ist der Rasen für einen Urwald irgendwie. Man spielt da mit dem kleinen Auto drin. Und für den Erwachsenen ist das also irgendwo nur noch ein Rasen, über den man geht, der gar keine Schönheit mehr hat oder so. Das war als Kind ganz anders. Und das war in den letzten Jahren auch so. Zum Beispiel dadurch, daß das Problem der Sexualität ziemlich stark war. Aber heute ist's sehr rational fast und nicht mehr so verträumt. Und ich find dieses Träumerische aber doch schöner irgendwo. Ja.
Das Problem z. B. früher war auch, daß ich halt wesentlich unsicherer war als heute. Einen roten Kopf gekriegt hab oder so was, was mir heute eigentlich auch noch so geht ab und zu. Aber – ich schäm mich fast auch, das ein bißchen zu sagen, einfach weil ich glaub, daß das falsch verstanden werden kann. Ein roter Kopf ist auch nicht allein nur ein roter Kopf. Der ist nicht alleine eine Verklemmung oder Hemmung. Oder wenn ich z. B. unsicher bin, ja, und das übertrage: Wenn ich unsicher bin, dann ist das ein Ausdruck, daß wir in unsicheren Zeiten sind. Wenn ich verklemmt bin, ist das ein Ausdruck, daß wir in verklemmten Zeiten sind. Daß wir auch ständig eingeklemmt werden. Daß wir nirgendwo frei sein dürfen. Ja. Und dementsprechend ist das nicht bloß einfach eine Erniedrigung, wie man vielleicht ja oftmals glaubt. Dagegen wehr ich mich auch, und deswegen macht mich das frei.

Innere Zwänge. Manchen möchte ich gern zeigen irgendwo: Hier, da ist was in mir. Ich bin nicht einfach jemand, der über die Straße geht oder so. In der Straße merk ich das auch ab und zu. Wenn ich durch die Straße geh, sag ich mir irgendwie, ich bin nicht irgendeiner, der durch die Straße geht.

Sondern: Ihr werdet mich noch sehen! Ja. Nicht irgendwie im diktatorischen Sinne, à la Hitler, sondern gut.
Bei meiner Mutter war das ja immer so, da hab ich mich irgendwo unter Druck gefühlt. Ich hab das nicht als Druck definiert, das war vielleicht auch weniger Druck als vielmehr ›es ihr recht zu machen‹. Irgendwo ihr die Probleme mit mir abzunehmen. Sie nicht zu enttäuschen. Das war also für mich sehr stark. Und das hat mich natürlich immer wieder getrieben. Und das war dann auch in der Schule so. Das ging ja bei mir so weit, daß ich in die Kirche gegangen bin und gebetet hab: Ach, laß es mindestens 'ne 4 werden! Gib mir doch einmal diesen Traum! Warum muß ich denn immer Ärger haben, ich mach's doch nicht absichtlich. Ja. Sondern ich will's doch recht machen. Das ist doch gar keine böse Absicht, die schlechten Noten extra zu schreiben.
Ja, ich glaube, daß viele Sachen unbewußt bei mir noch irgendwo auch Zwang ausüben. Zum Beispiel: Wenn ich also durch die Straßen gehe, da gibt's also in sehr unsicheren Zeiten in mir diesen Zwang auch wegen der Kleidung. Da sag ich mir irgendwo: die Hose, die ich heute anhab, die ist ja wahnsinnig dreckig irgendwo. Und da sag ich mir, die könnte ruhig sauberer sein. Aber das konkretisiert sich heute mehr. Das konkretisiert sich auf einer Seite, daß ich ein bißchen mehr Stil für Kleidung krieg, was nicht heißt: angepaßt. Ja. Und eine andere Seite ist eben, daß ich auch sag: Ich hab jetzt halt keine andere, was soll ich denn tun? Soll ich mich deshalb von euch irgendwo beeindrucken lassen? Soll ich deshalb verrückt werden? Oder so was. Nee. Das ist auch so unwichtig dann. Aber dieses provozierende Verhalten von früher ist mehr umgeschwungen in – zu sagen halt: Hier, in dem Bezug ist es nicht mehr so wichtig einfach.

Ein Gefühl von Verspätung. Manchmal hab ich so das Gefühl: man sieht mich nie mit 'ner Frau. Ja. Und das bringt ja irgendwo bei manchen Leuten 'nen Gedanken hervor. Das denk ich also schon. Und manchmal denk ich z. B.: Mann, ich bin also jetzt 21 und könnte das und das schon haben. Also nicht: könnte das und das schon haben in bezug zu Materiellem. Aber ich könnte studiert haben oder so was. Und das hab ich noch nicht. Ja, und das gibt irgendwo, das gibt so ein Gefühl von Verspätung, ein Gefühl von – vielleicht ist das mein Los oder mein Schicksal – von Scheitern. Das hab ich manchmal. Also daß ich das so messe. Aber dann denk ich z. B. daran, daß sogar Leute mit 50 Jahren plötzlich was ganz anderes gemacht haben in ihrem Leben. Und dann seh ich eigentlich gar keine Veranlassung, irgendwo beunruhigt zu sein.
Ich könnte mich also gekränkt fühlen, wenn ich jemanden sehe, der jetzt schon studiert und trotzdem dabei noch verklemmt ist und noch bürgerlich und dabei sich erhebt, verstehst Du, da fühl ich mich gekränkt. Und auch

bei Brecht. Was hat der schon mit 20 gemacht. Dieses mit Brecht tut mich natürlich sticheln irgendwo. Aber dann denk ich wieder, also da hab ich, als ich dieses *Brecht in Augsburg* da angefangen hab zu lesen, seine Schülerzeit bis zum Medizinstudium und so, da hab ich das eher als Orientierung angesehen. Ja. So hat er's gemacht. Wie hat er damals gelebt? Wenn ich jetzt so andere Leute seh, die, sagen wir, jetzt schon Geld verdienen, 1000 Mark, 1200 Mark, da sag ich: Mann, die Leute kommen in ihrem Leben nicht weiter als bis zu 1700 Mark oder so was, netto. Und – es ist auch nicht das nur allein, was ich will: Geld. Gott, ich mein, im Augenblick leb ich noch ein bißchen unsicher. Natürlich möcht ich nicht noch schlechter leben als ich jetzt leb, das ist klar. Aber: mir ist mein Ziel viel zu hoch, als daß ich es jetzt aufgeben sollte oder so.

ETWAS HINTERLASSEN. Den ersten Gedanken, den ich dazu hege, ist eben zu sagen: Der Mensch, der hat einen gewissen Zeitraum. 70 Jahre. Du wirst geboren. Und diese 70 Jahre im Vergleich zu den Milliarden Jahren, die es ja schon gibt, die sind verschwindend gering. Darum will ich älter werden. Ich will 100, ich will 1000, ich will 5000 Jahre alt werden. Aber dann ist das für mich fast sinnlos zu leben, wenn ich so denk. Ja, dann denk ich: die 70 Jahre, die kannste ja ganz schnell beenden. Nimmst einen Strick oder so was. Biste weg. Das denk ich also öfters. Und dann, als ersten Sinn würd ich z. B. auch sagen, daß ich was hinterlasse von meinem Leben. Was ich mal irgendwo gehört hab, was andere mit ihren Kindern tun, daß sie Kinder auf die Welt setzen und glauben, sich zu hinterlassen und so was. So etwas will ich vielleicht mit Werken. Mit Getanem, an das sich viele Menschen erinnern. Ich glaub also, daß ich sehr intensiv mein Leben leben kann. Zum Beispiel so, da bin ich ja vor kurzem erst weitergekommen, wenn der Dali halt sagt irgendwo: wenn ich tot bin, steigen ich und meine Frau als Erzengel in den Himmel.

ZWEIFEL. Also andere Menschen können mich nicht bezweifeln, nicht in Frage stellen. Weil die ein größeres Fragezeichen sind als ich. Ja, ich stell mich auch irgendwo ständig unter Frage. Das ist klar. Ich tu also vieles von mir verwerfen und das ist eben so dieses, daß man sich irgendwo auf Fragen niemals konkrete Antworten geben kann im Augenblick. Das kann man nur durch absolutes Bewußtsein. Das ist 'ne Sache, die irgendwo depressiv macht. Daß man nicht irgendwo so sich konkret was geben kann. Das flippt auch aus. Sondern daß man irgendwo da wieder verschwindet. Drum lieb ich die Wissenschaft. Das ist ja das Schöne von Wissenschaft, daß sie dem nachgehen will, daß sie das absolut erkennen will, begreifen will. Ich frag mich z. B. in bezug auf meinen Sinn des Lebens, frag ich nach dem Sinn der andern. Was die denken, die um mich herum. Die ich also oftmals ziemlich

unten einstufe. Nicht aus Arroganz, wohlweislich, sondern weil ich davon auch überzeugt bin. Und ich glaub, daß die nicht ausflippen, obwohl sie doch reell mehr Grund hätten als ich, liegt einfach daran, daß sie ein zu kleines Bezugssystem haben. Sie haben ihre festen Kategorien, und darin denken sie nur noch. Es gibt zwar diese Art midlife crisis oder wie das heißt, ja – die fallen dann natürlich sofort in Depression, das ist klar. Aber dann tun sie sich einfach wieder aufraffen, daß sie sofort in ihr Bezugssystem wieder zurückkehren und daß sie ständig verdrängen. Ja. Die meisten, die leben einfach so hin so. Obwohl, was ich eben gesagt hab, gibt mir noch lang nicht eine Antwort darauf, wie die leben. Wie ihr Sinn ist. Ich glaub, das ist ja noch viel, viel, viel mehr. Das kann ja nicht allein irgendwo so eine Verblendung sein.

ERWACHSEN SEIN – JUNG SEIN. Also mit Erwachsensein tu ich – drum ist vielleicht die Frage auch so schwer – mit Erwachsensein tu ich als erstes so 'ne Beschränktheit definieren, 'ne Resignation, eine Festgefahrenheit, 'ne Monotonie, gesellschaftliche Pflichten. Alles so Sachen tu ich damit definieren. Und auch so was wie: Jetzt ist man gesetzter, jetzt hat man sich so zu benehmen. Mit viel Falschem tu ich Erwachsensein definieren. Und Jugend eben, Jugend ist für mich ein Zwischenstadium zwischen Kindheit und Erwachsensein. Und deswegen mit gemischtem Gefühl betrachte ich das. Also einerweise ist für mich da auch ein Körpercharakter drin in Jugend. So, Jugend ist noch hübsch. Noch schön, begehrenswert. Und dann ist in der Jugend selber noch so was Labiles drin. Nämlich einerseits raus aus der Kindheit. Andererseits dieses Wehren gegen dieses Erwachsensein.
Mit zwölf Jahren z. B., glaub ich, daß die Kindheit noch einmal sehr frei wird und sehr beeinflußbar. Und dementsprechend die Möglichkeit ist, sich noch zu ändern. Da sieht man noch, wie die raus wollen. Gegen's Elternhaus stürmen, und auch gegen diese Pflichten außerhalb. Und ihren Freiraum wollen. Und dann sieht man aber, wie sich das immer mehr umkehrt, wie das stückchenweise verlorengeht, und dann damit kompensiert wird, daß der Jugendliche ein entmenschlichtes Verhalten kriegt – und dann wird er erwachsen. Dann bleibt er noch zwei Jahre in diesem entmenschlichten Verhalten, da ist vielleicht noch mal die Möglichkeit, ihn zurückzuholen. Ja. Aber dann verfestigt er sich. Und dann wird er erwachsen. Ein Zeichen von Entmenschlichung, das sieht halt so aus, daß sie beharrlicher werden, arroganter, nicht mehr so Gefühle zugeben können, sondern dahinter Mißtrauen liegt. Gell. So ein Mißtrauen. Aber Jugend ist 'ne schöne Sache. Ich bin also wirklich am Überlegen, bin ich nun Jugendlicher oder Erwachsener oder Heranwachsender. Aber ich finde den Begriff ›Heranwachsender‹ schrecklich. Das ist ein Begriff aus Gesetzbüchern. Und nehmen wir mal 'ne andere Gesellschaft, wo man auch altert, aber wo es solche Begriffe

nicht gibt. Was würd man da sagen zu jemand, der mein Alter erreicht hat? Ich selber würde sagen: Das ist der Klaus. Oder, ich würde sagen: Wie fühlst Du Dich? Ja. Als Begriff von Prägung oder so was. Irgendwo denk ich auch z. B., wenn ich Jugendliche und mich dann seh, da denk ich irgendwo, vielleicht hätt ich vieles doch anders machen sollen. Mehr das, was ich hätte erleben sollen, erleben. Ja, ich hab ja vieles nicht erlebt, ich war also immer irgendwo, immer irgendwo ein bißchen außenseiterisch.

Die Erwachsenen. Früher waren Erwachsene für mich mehr so eine Übermacht. Gegen die ich mich nicht wehren konnte. Auf die ich sauer war, die für mich blöd waren. Während heute, da seh ich die ironischer. Da muß ich über die lächeln. Ich find sie traurig, wie sie da rumlaufen. Ja. Und früher waren sie für mich unbegreiflich. Da konnt ich sie nicht verstehen: Wieso denn, wieso seid ihr denn so? Das kann ich heute auch noch nicht. Erwachsene. Das sind eigentlich Kinder! Also nicht Kinder im guten, sondern im negativen Sinn. Das kann man doch nicht Reife nennen, so was. Das kann man nur Verblödung nennen. Das kann man also: stehengebliebene Uhren nennen. Und so was in der Art. So hab ich gedacht. Ich hab sie also auch nicht akzeptiert. Ich akzeptier sie heute auch noch nicht. Und umgekehrt. Was meinen die Erwachsenen von mir?
Ja. Mit vierzehn. Da hab ich noch kein Zutrauen bekommen. Und jetzt plötzlich, jetzt in meinem Alter plötzlich, tut man mich so in die Kategorie einstufen: gebrauchsfähig. Ja. Jetzt ist er fähig, alleine zu arbeiten, jetzt kann er die und die Aufgaben erfüllen. Also das Gefühl hab ich sehr stark. Also ich merk das, wie man jetzt so in den Gebrauchscharakter kommt. Wie man jetzt so vollgedrängt wird mit Sachen, was man zu tun hat. Während man früher eigentlich ständig nur bevormundet wurde.

Klassenlage. Wo ich hingehör? Ich gehör zwischen Unterschicht und Mittelschicht. Würd ich sagen. Aber ich komm aus der falschen Mittelschicht. Also unter den gegebenen Bedingungen würde ich sagen, aus dem falschen Mittelstand. Meine Eltern, die ham sich also ein Haus gebaut, das nach der architektonischen Konzeption ein ziemlich billiges Haus ist, einfaches Haus, also gar nichts Schönes daran. Das sie aber so belegen mit so 'nem Wertcharakter wie für 'ne Villa. Was es ja absolut nicht ist. Das nenn ich falsch. Oder daß sie 'nen Pelzmantel haben jetzt und den betrachten, als sei das ein Chinchilla oder wie man die Dinger nennt. So Hermelin oder so was, was es ja auch nicht ist. Und genauso ist's dann bei denen auch mit Theaterbesuchen oder so was. Dann schmeißen sie sich in ihren Dings, meine Eltern, so in diesen Frack, der aber von der Stange kommt. Und dann so komisch gucken und ständig irgendwo Niederlagen einstecken müssen, weil sie sich ständig vormachen müssen, sie seien was Besseres. Und dann

auf die anderen hetzen und so. Ich selber, also ich selber für mich, will klassenlos sein.
Und wenn, dann neige ich eher also zu der Klasse so Künstler und Intellektuelle, aber – das alles sollte Einheit werden. Aber eigentlich bin ich Außenseiter. Eigentlich bin ich eine eigene Klasse für mich selbst.

JUGEND-KLASSEN. Erstens fallen mir dazu Rocker, Shit-Leute, auch andere Sachen ein. Da gibt's nämlich Unterschiede. Es gibt also wirklich, das sind also Leute, die wirklich nicht in dieser Gesellschaft leben möchten. Ich würd also Kriminelle, würd ich ohne weiteres für eine eigene Klasse halten. Und dann gibt's auch jugendliche Falsch-Klassen. Das sind solche, die so 'ne Zeitlang in Diskotheken verkehren, aber die Diskotheken sind im Grundprinzip nach bürgerlichen Normen aufgebaut. Der größte Teil der Jugend bildet für sich zwar einen Raum, der aber durchzogen ist von bürgerlichen Normen. Die langsam dann immer mehr zum Gleichen werden, was die Erwachsenen da oben machen. Die ändern sich immer mehr, dann werden die Kneipen ab dem und dem Alter nicht mehr besucht, und dann plötzlich sieht man sie an dem anderen Tisch, wo die Eltern sitzen, und dann sitzen sie zusammen, und dann halt in so Pärchen, und dann sind sie plötzlich voll im bürgerlichen Milieu. Also 'ne richtige Klasse für sich haben sie nie gebildet. Nur so 'ne Übergangsklasse oder so was.

SELBSTÄNDIG SEIN. ANLEHNUNG. Das ist eine schöne Frage. Also mir ist es in erster Linie wichtig, selbständig zu sein. Und das bedeutet aber ständig auch Kampf. Während das andere bedeutet, sich quasi an jemanden lehnen zu können, ohne nachdenken zu müssen – verstehst Du – mitgenommen werden, mitgeschleift werden. Immer weiter, los, kommst mit, gehst heut mit in die Kneipe, kaufst dir denselben Rock, wir gehn jetzt zusammen. Irgend so eine Anlehnung wünscht man sich schon. Aber Anlehnung und Selbständigkeit sind auch gleichzeitig da, wenn ich mir z. B. wünsche, einen Jungen wahnsinnig zu lieben. Und mit ihm zusammenzusein, mit ihm den Weg gemeinsam zu gehen. Ich will es auch. Ich will eigenständig Person werden, ich will nicht dieses Denken übernehmen. Dieses Denken der anderen. Das ist ja kein Denken, das ist ja ein einfaches Hingeben an die Zeit. Man wird mitgenommen, von der Norm mitgenommen. Ja, man braucht ja nix zu tun. Das zerstört innerlich. Das macht niedrig. Man kann ja sagen, es ist doch schön irgendwo, im Grundprinzip ist es doch schön, einfach sich gehen zu lassen und mitgenommen zu werden. Aber da steckt ja noch mehr drin. Was heißt das denn: Mitgenommen werden. Von den Leuten. Es ist ja auch ein ständiges Leid. Was nur nicht mehr gesehen wird: arbeiten gehen. Sich normen müssen, sich abfinden müssen mit Dingen, sich falsche Hoffnungen machen, die eigentlich sich nie erfüllen. Man kriegt

dann gar nicht mehr diese Zeit, sich selbst nachzugehen. Man wird ja vereinnahmt. Selbständigkeit dagegen heißt, daß ich mich mit mir beschäftigen kann. Mir nachgehen kann. Und Unselbständigkeit heißt irgendwo, daß mir die Zeit genommen wird dazu. Ich merk das immer wieder. Warum tun denn alle Künstler irgendwo, warum können die denn nicht geregelt arbeiten? Das ist doch klar: das zerstört. Das nimmt mir mich doch weg, das entfremdet mich. Das ist mir doch vollkommen klar.
Selbständig bin ich im Willen, also in mir selbst. Mich zu wollen. Unselbständig z. B. darin, daß ich mich nicht konkret formulieren kann im Augenblick. Unselbständig darin, daß ich die Welt nicht ändern kann, im Augenblick. Nicht aufgrund der Gesetzmäßigkeit, sondern aufgrund meines Bewußtseins im Augenblick noch. Unselbständig bin ich halt auch im Bereich von Frauen – das ist übrigens komisch. Ich rede also Frauen an, ja, und mein Wunsch sind aber Typen. Ich kann mir zwar auch vorstellen, daß ich mit 'ner Frau irgendwo leben kann oder so. Auch sexuell was haben könnte. Oder so was. Das ist übrigens auch etwas, was meinen Narzißmus so bestätigt, da hab ich vor kurzem »Trauer und Kreativität« gelesen in der *Psyche*, und da haben sie also gesagt: Die großen Genies, die waren weder Männchen noch Weibchen, so auf die Art. Und die haben das in ihren Werken dann ausgedrückt.

Etwas Besonderes sein. Ich würde also gern exzentrischer sein. Ich würde gerne zeigen: meine Gedanken, meine Ideen sind von einer eigenen Individualität geprägt. Sieh das! Und sieh, wie du wie von der Stange oder vom Fließband aussiehst! Das würde ich gerne zeigen. Ich möchte es aber nicht so sinnlos zeigen, so sinnlos, daß ich nur rumgehe, wie halt andere, und halt gröle und dumm lache. Auch die Arroganz tu ich jetzt oft anwenden, tu ich auch zum Selbstschutz irgendwo tragen. Um für mich ein bißchen mehr Stärke zu behalten. Dem nicht ausgeliefert zu sein.
Ich möcht gern Dinge tun, die nicht die Masse tut. So zum Beispiel, wenn ich schauspielern würde: ich möcht's phänomenal tun, daß ich heraussteche. Ja. Aber mit dem Ziel des Guten. Und das ist keine reine Fassade, das Gute, sondern das ist wirklich wahr. Und ich mein, wenn hinter allem, was man tut, wenn da das Gute dahinter steht, und man die Freiheit des anderen nicht einschränkt, dann ist es nicht schlimm, ob man dabei herausstich oder so was. Oder ob man den Ehrgeiz besitzt, anders zu sein. Da ist im Grundprinzip nur die Gefahr, daß der andere es falsch auffaßt. Ich lehn's also vollkommen ab, so brillant zu sein, ich würd also meinen Feind nicht umbringen. Das ist 'ne Frage: wenn er mich natürlich bedroht in meinem Leben, schon, aber sonst nicht. Ich würd so Faschisten zum Beispiel, wenn ich 'nen Staat hätte, obwohl ich keinen Staat regieren will, die würd ich einfach rausschmeißen.

Ich glaube also, meine Strategie ist einfach die Strategie der Individualität. Des »Sich-selbst-seins«. In dem Augenblick übertrifft man alles. Das ist mehr – mehr als jede Schaustellerei oder so was. Die wiegt mehr, weil sie echt ist, weil sie tief sitzt. Weil sie Mensch ist. Das ist auch die Strategie, die ich haben will. Und tun will und erreichen will. Konkret sieht das so aus, daß ich z. B. Leute überzeugen will. Daß ich mich dabei selber wohlfühle, daß ich keinen schädige. Und daß man meiner ganzen Lebensart, meinem Bau des Zimmers, meinem eigenen Tun – ich würde sagen – eine gewisse Grazie ansieht. Von schönen Handbewegungen oder so was. So wie ein Ballett, ich find das phänomenal, das gefällt mir sehr gut. Diese Ästhetik. Daß ich mir so was aneigne zum Beispiel. 'Ne gewisse Ruhe ausstrahle auch. Einen weichen Gang, weiche Bewegungen, eine ruhige Stimme haben. Das wär so meine Strategie, auch so ein bißchen, daß die Leute merken, sie haben hier jemand Ernsthaftes vor sich.

Die Nächte. Also mit der Nacht verbinde ich zweierlei Dinge. Das ist erstens das Alleinsein. Wenn alle schlafen schon. Und selbst die, die ich liebe, schlafen. Und das ist für mich auch so 'ne Art Sicherheit. Also ich bin mir da ziemlich sicher, aha, der schläft. Das ist auch interessant zu sagen, wenn ich z. B. Mick Jagger wär, so zu sagen, aha, ich weiß jetzt, das jemand an mich denkt. Kann der ja sagen. Ich weiß, daß ich jetzt bei einigen Leuten jetzt im Kopf rumgeh. Und so denk ich dann für den andern, an den ich denk. Weißt du, daß ich jetzt an dich denke? Und so Sachen. Die Nacht selber bedeutet für mich aber auch eine Schönheit teils, eine Ruhe, so ein gewisses Umhülltsein von der Dunkelheit. Also am Sommer hasse ich zum Beispiel, da kann ich mich nicht daran gewöhnen, daß es so früh hell wird. Darin hab ich den Winter lieber, wenn ich so Nächte durchmache. Ich mach aber Nächte nicht mehr so gerne durch, weil ich sehr ungern morgens ins Bett gehe. Sondern ich bin ein bißchen bemüht sogar, daß ich in Zukunft mehr den Tag erlebe.

Die Tage, wie sie sein sollten. Mein idealer Tag wär ein bißchen unabhängig von der Zeit, wann ich aufsteh. Mir wär's im Augenblick lieber, daß man so manchmal die Nächte erlebt, manchmal aber auch die Tage. Aber daß sich das so im Rahmen hält. Alles beides. Das wäre ein idealer Zustand. Daß ich dann aufstehe und nicht gleich über ganze Dinge fliege, und daß, wenn ich etwas anstoße, es nicht gleich runterfällt oder so was. Sondern daß der Tag in Ruhe beginnt und mit einer schönen Sicht aus dem Fenster. Und daß ich aufstehe und dann diszipliniert auch arbeiten kann. Ja, daß ich sogar acht, neun Stunden arbeiten kann, sogar noch mehr. Aber intensiv und besinnlich, und daß ich merke, daß jeder Tag ein Fortschritt bedeutet. Und daß ich zu ihm einen sehr großen Bezug hab, und daß ich an dem Tag nur

mit solchen Dingen berührt werde, die mir angenehm sind. Ja, die ich lieb, die ich mag. Also nicht mit Personen, die mich nerven. Und z. B., daß ich nicht den ganzen Tag alleine wär, sondern daß eine intensive Bezugsperson da wär. Die ich liebe oder so was. Und daß der Tag auch so Traumelemente beinhaltet. Daß der Tag mir die Möglichkeit gibt, sogar 'ne Werkstatt aufzunehmen und Dinge zu basteln und eben auch geistig zu arbeiten. Also die zwei Komponenten, die sind für mich sehr wichtig. Daß ich, wenn ich ins Bett gehe, nicht ins Bett gehe im übermüden Zustand, und auch nicht ins Bett gehe mit 'nem Zustand, wo ich nicht einschlafen kann, wo ich nicht weiß, was ich tun soll. Und daß ich fähig bin, das Ganze sinnlicher zu empfinden und zu sehen, das ist mir eine wichtige Sache. Und daß ich an dem Tag z. B. auch Briefe schreib. Ich würd gern viel mehr Briefe schreiben. Und eben mich auch mehr in der Hand haben, mich mehr sehen, mich mehr wissen, voll Person sein, aus mir schöpfen . . .

Aus Gesprächen mit Jürgen Zinnecker

Kinder und Jugendliche in der Gesellschaft

Borchert / Kunstmann / Derichs
Erziehen ist nicht kinderleicht
Ein Arbeitsbuch für Eltern und Lehrer
Band 1870 / DM 5,80

Dieter Boßmann (Hrsg.)
»Was ich über Adolf Hitler gehört habe«
Folgen eines Tabus: Auszüge aus Schüleraufsätzen von heute
Originalausgabe
Band 1935 / DM 7,80
Schüler zur Einheit der Nation
Ergebnisse einer Umfrage
Originalausgabe
Band 1936 / DM 7,80

Ekkehard von Braunmühl
Zeit für Kinder
Theorie und Praxis von Kinderfeindlichkeit, Kinderfreundlichkeit, Kinderschutz
Originalausgabe
Band BdW 6705 / DM 6,80

Braunmühl / Kupffer / Ostermeyer
Die Gleichberechtigung des Kindes
Originalausgabe
Band BdW 6338 / DM 5,80

Charlotte Bühler
Das Seelenleben des Jugendlichen
Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät
Band BdW 6303 / DM 6,80

Hendrik Bussiek
Bericht zur Lage der Jugend
Originalausgabe
Band IZZ 2019 / DM 5,80

Elisabeth Dessai
Kinderfreundliche Erziehung in der Stadtwohnung
Ein unorthodoxer Ratgeber
Band 1596 / DM 4,80

Erna M. Johansen
Betrogene Kinder
Eine Sozialgeschichte der Kindheit
Originalausgabe
Band BdW 6622 / DM 7,80

Klaus-Dieter Lenzen
Kinderkultur — die sanfte Anpassung
Originalausgabe
Band 3400 / DM 7,80

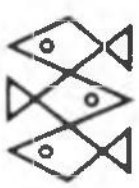
Petra Milhoffer
Familie und Klasse
Ein Beitrag zu den politischen Konsequenzen familialer Sozialisation
Originalausgabe
Band TTP 6515 / DM 5,80

Tilmann Moser
Jugendkriminalität und Gesellschaftsstruktur
Zum Verhältnis von soziologischen, psychologischen und psychoanalytischen Theorien des Verbrechens
Band BdW 6158 / DM 5,80

Hartwig Röhm
Kindliche Aggressivität
Theorie und Praxis konfliktlösender Erziehung
Band BdW 6310 / DM 4,80

Hermann Rosemann
Kinder im Schulstreß
Die Krankheit, die Schule heißt
Überarbeitete und erweiterte Ausgabe
Band 3001 / DM 6,80

Ursula Scheu
Wir werden nicht als Mädchen geboren — wir werden dazu gemacht
Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft
Originalausgabe
Band 1857 / DM 4,80



Fischer Taschenbücher

Andrea und Isabell
»Manta-Frau und glücklich – glaubst du, daß das geht?«

Die Schule. Die Alten. Wir selbst

Andrea, 19, Tochter eines Arbeiters, hat im Frühjahr Abitur gemacht. Isabell, 18, Tochter eines leitenden Angestellten, wiederholt die 13. Klasse. Ute, 32, hat Andrea und Isabell in Philosophie unterrichtet. Das Gespräch fand nach einem Essen (»echt gut«) und bei seltenem Wein (»scharfe Suppe«) in Utes Wohnung statt. Carla und Harald haben die Fragen gestellt.

Carla: Isabell, vorhin am Tisch hast du gesagt, wenn du konsequent wärest, hättest du die Schule schon längst schmeißen müssen. Wieso eigentlich?

Isabell: Ja. Zum Beispiel heute der Tag. Wir hatten die ersten beiden Stunden Biologie, und in der ersten Stunde sitz ich da und da haben die nur über die Studienfahrt geredet; ich sitz also da, so neben meiner Freundin, die auch das Jahr wiederholt, und wir haben uns über ganz andere Sachen unterhalten. In der zweiten Stunde hatten wir dann richtigen Unterricht, Bio eben. Da krieg ich dann irgendeinen Stoff vermittelt, der mich im Grunde einen Dreck interessiert. Ich weiß auch ganz genau, daß dieser Stoff nicht das ist, was ich kann und was ich wirklich machen möchte. Das sind in Bio z. B. Sachen wie »Synapsen« oder so ähnlich, das ist alles so fachidiotisch. Oder in Erziehungswissenschaft. Da nehmen wir so'n Fall Harald durch, dreht sich um Jugendkriminalität und Verwahrlosung, so heißt auch das Lehrbuch. Ich sitz da als Frau, die irgendwie ein Bewußtsein hat, und dann melde ich mich und sag der Lehrerin, daß ich den Fall Harald nicht so von allem losgelöst besprechen könnte; okay, da würd auf die Familienverhältnisse eingegangen, aber ein gesellschaftlicher Zusammenhang würd mir dabei total fehlen. Und auch wenn das inzwischen lächerlich wirkt, wenn ich so was immer wieder sage, ich sag's eben trotzdem. Die Lehrerin ist dann meistens so'n bißchen nervös, ich fühl mich der regelrecht überlegen, ehrlich, als Schülerin schon überlegen, das ist echt so'n Punkt; ich frag mich dann, warum ausgerechnet die mir ein Papier in die Hand drücken soll, auf dem ehrwürdig bescheinigt wird, ob ich was weiß, was kann, was tauge und wie's mit mir weitergehen soll. Das ist so das eine. Aber das andere ist, daß ich mir sagen muß: die realen Verhältnisse sind nun mal so, daß du so'n Zettel wie das Abitur brauchst, um Positionen zu erreichen, von denen aus du dann in deinem Sinne wirken kannst. Ich krieg also Abitur und damit 'ne

größere Möglichkeit einzugreifen als ein Lehrling oder so. Die Möglichkeit hab ich dann einfach, die ist real viel größer, die Chance. Obwohl ich auch wieder Zweifel bekomme, wenn ich dich, Ute, angucke, dich als meine Lehrerin. Ich mein, so groß machst du die Klappe auch nicht auf. Zu Hause, mag sein, aber in der Schule? Das ist eben so'n Punkt, daß ich mir von dem berühmten Gang durch die Institutionen auch nicht mehr das Gelbe vom Ei verspreche. Weil: wenn ich mir die paar progressiven Lehrer so begucke bei uns, dann sind die eher abschreckende Beispiele für mich. Aber deswegen Schule schmeißen? Wenn ich wirklich konsequent wäre, dann würd ich in jeder Situation absolut ehrlich reagieren. Dann würd ich dem oder dem Pauker meine Meinung sagen, egal, ob die ihm nun paßt, und egal, was für 'ne Note ich krieg. Dann würd ich auf die Noten scheißen. Und dann wär mir auch schnuppe, ob ich das Abi bekomm. Aber irgendwo hab ich noch so'ne Hoffnung und ich steck auch von meinen Eltern aus unheimlich drin; wirklich, oft denke ich, ich mach das Abitur für meine Eltern.

Andrea: Das is bei mir irgendwie ähnlich gelaufen. Irgendwann hatte ich keinen Bock mehr auf das Ganze. Ich hab immerhin drei Nachprüfungen gemacht, einmal wär ich beinah geflogen, einmal bin ich kleben geblieben. Und 'ne Zeitlang hab ich mir gedacht, ob nun Akademiker oder nicht, scheißegal; wenn ich irgendwie was machen will, dann mach ich es halt. Aber da war dann mein blöder Vater. Der hat schon in der Sexta gespottet: »Du? Raffst du nich, mit 15 gehst du ab, dann machste irgendwie 'ne Lehre, dann heiratest du und dann is der Zauber vorbei. Von wegen deine Großkotzigkeit und deine schönen Reden, das einzige, was du kannst, ist reden, und das treiben die dir schon aus.« Das hat mich immer unheimlich fertiggemacht, daß der Alte mir nie was zugetraut hat. Drum wollt ich ihm das einfach beweisen. Als mir das bewußt wurde, da hab ich zwar noch weniger Bock gehabt, aber da war ich schon zu weit drin in der Mühle und hab eben weitergemacht. Und jetzt, jetzt hab ich dieses dämliche Abi tatsächlich gekriegt; dabei wußte ich zwei Wochen vor Prüfungsbeginn noch nicht mal, ob ich überhaupt dran teilnehmen darf. Und als ich's hatte, hat der Alte gesagt: »Herzlichen Glückwunsch.« Da hätt ich ihm beinahe eine reingetreten. Ich war so sauer: der ganze Mist, den ich mir da Jahre lang reingetan hab und die ganzen Repressionen und meine ganze Kaputtheit. Ich hab in einem Halbjahr so viele Punkte gemacht wie sonst in zwei Halbjahren zusammen nicht, und danach hab ich den vollen Zusammenbruch gehabt. Bin nicht mehr hingegangen oder kaum noch. Hab nur noch dagesessen und gegibbelt. Hab effektiv nichts mehr gemacht.

Carla: Zusammenbruch. Weshalb?

Andrea: Weil ich mir unheimlich beschissen vorkam, weil ich mich hab einspannen lassen in den Trott der Anderen, obwohl ich das doch gar nicht wollte. Am Ende der 11 bin ich von zu Hause ausgezogen, hab alleine

gewohnt und wollte erstmal so Sachen tun, die ich bis dahin nicht machen konnte und hab mich dann in der Schule echt hängen lassen. Hab vielleicht noch so magere 23 Punkte in Grundkursen wie Mathe gemacht, was wirklich verdammt wenig ist, und in der 13. Klasse hab ich unheimlichen Zoff mit meinen Eltern gehabt. Gegen Schluß, als es drauf ankam, hatte ich zwar auch alle Punkte, aber das hat mich unheimlich angekotzt. Da bin ich eben ausgeklinkt.

Harald: Ich finde das noch nicht genau genug. Andere, die machen doch auch ihr Abitur und sagen: phantastisch, großartig, geschafft, jetzt kann mir nichts mehr passieren. Was unterscheidet dich von denen?

Andrea: Als ich noch jünger war, da hab ich mir gedacht: das wär doch dufte, Abitur und was dann so kommt, 'ne tolle große Wohnung, da lebst du dann mit irgendso einem Kerl, was weiß ich, so'n Dr. med. vielleicht; dann wohnst du halt da und bist glücklich und zufrieden, bis der Tod dich scheidet. Das hab ich so mit 13 gedacht. Aber als ich älter wurde, hab ich's wirklich nur noch angestrebt, weil ich mir beweisen wollte, daß so'n beklopptes Arbeiterkind das Abitur schafft. Und zum Schluß, als ich so easy angetouched war vom linken Gerede und vielleicht auch Bewußtsein, da hab ich mir nur noch gedacht, würg ihnen allen einen rein. Laß die blöden Nachbarn sich nur wundern, laß sie klatschen, laß sie denken, was sie wollen, aber zeig ihnen, daß du's kannst. Zeig ihnen, daß du ihnen gegenüber nicht ohne Grund arrogant bist.

Carla: Du hast dich also ständig, sagen wir, zum Durchhalten gezwungen.

Andrea: Ein bewußtes Durchhalten, ein Zähnezusammenbeißen war das erst spät, erst, seitdem ich 16 war. Weil: da hatte ich wirklich keinen Bock mehr auf die Schule, es gab da nichts mehr, was so Bock macht. Da hab ich dann Gedichte geschrieben abends im Bett. Wenn irgendwas mit meinem Alten war, hab ich mir das von der Seele, hab ich mir das weg-geschrieben. Das war auch so'n ewiger Widerspruch zu Haus: einerseits, du schaffst das nicht, anderseits gefühllos, von Anfang an auf Intellekti getrimmt. Das Intellektuelle haben die mir irgendwie mit in die Wiege gelegt. In den ersten vier Jahren, meine Mutter mußte arbeiten gehn, war ich fast die ganze Zeit bei meinen Großeltern; die haben mir alles reingestopft, so teure Röckchen und überflüssiges Wissen. Mein Onkel z. B., der hat mich mal mitgenommen, als Willy Brandt in der Stadt war. Da soll ich als dreijähriges Küken angeblich geschrieen haben: »Willy Brandt, halt den Rand!« Und dann haben diese Idioten mit mir so Frage-und-Antwort-Spiele gemacht: wer ist Conny Adenauer, wer ist John F. Kennedy und so. Das mein ich auch, wenn ich ›überflüssiges Wissen‹ sag. Ich find es nötig, daß kleine Kinder spielen können, mit Matsche und mit ihrer eigenen Scheiße rumspielen können. Das durfte ich aber nicht, ich durfte mich nicht dreckig machen, nix. Die haben mich damals also schon auf Kopf erzogen und haben die

anderen Talente, die mehr über Gefühle liefen, verkümmern lassen. Klar, die haben mich auch gestreichelt und alles mögliche, aber wohl mehr, um selbst 'nen Riesenspaß zu haben. Mein Vater hat nicht mal das gebracht, mit meinem Vater hatt ich nie was zu tun. Der kam von der Morgen-Mittag-Abend-Schicht, hat mich mal kurz besichtigt, ist mit mir spazieren gegangen, mehr war nich drin. Also alles übern Kopf. Und dann bin ich in die Schule gekommen und hab zu lesen angefangen, hab gelesen, sonst konnt ich ja nichts, und mitgekriegt, was los war. Ich hab schon mit 12 die Geschichtspauker verblüfft, weil ich meistens wußte, was gerade lief. Irgendwie war das ja auch sehr nett, aber ich war dadurch immer meilenweit von den Leuten entfernt, die mit mir in der Klasse saßen. Auch Freundinnen hab ich erst gehabt, als ich so 16 war. Mit den Freundinnen platzte mitten in meinen Größenwahn dann auch die erste Kritik: Ich würd so viele Fremdwörter gebrauchen und sie könnten mich deswegen nicht verstehen, oder ich wäre unheimlich überheblich und würde so unbeteiligt in die Gegend gucken. Ich weiß es auch nicht, aber ich führ das alles auf das zurück, was die zu Hause in den ersten vier Jahren mit mir angestellt haben. Die haben mich auf Intellekti getriezt und später gleichzeitig gesagt, du bist ein Versager. Ich hab darauf mit so 'ner Lies-und-erschließ-dir-die-Welt-Wut gekontert. Und als ich das gemerkt hab, hab ich aus Protest erstmal gar nichts mehr gelesen.

Harald: Und heute. Was liest du heute?

Andrea: Ach, was bei uns in der Wohngemeinschaft so rumsteht. Im Moment kämm ich gerad unser Regal durch, da hängen unheimlich viel Bücher rum, die ich noch nicht kenne. Neulich hab ich mir in 'ner Buchhandlung englisches Antiquariat geklaut, englische Dramatiker, Arnold Wesker und Edward Bond. Da bin ich unheimlich drauf abgefahren. Ich hab da so locker reingeguckt, hab so'n paar Sätze gelesen, die haben mich sofort gepackt. Wesker hab ich jetzt gerade durch. Sonst schluck ich alles, was so anliegt, vor allem Zeitungen, die ins Haus kommen. Zwar weigere ich mich inzwischen, *KVZ* oder den *Arbeiterkampf* zu lesen oder den linken Standardscheiß, diese großkotzigen Sumpfblüten, aber wenn interessante Informationen irgendwo stehn, dann schlag ich sofort zu. Die *Frankfurter Rundschau* wird bei uns nicht geliefert, aber wenn ich im Café bin, tu ich sie mir rein. Aber *FR* ist nicht mein Kurs, schon besser zwar als das reaktionäre Zeug; aber die große Tendenz?

Harald: Geht es dir mit den Zeitungen vielleicht wie mit der Schule. In beiden Fällen hast du es, anonym oder direkt, mit bereits ›fertigen‹ Leuten, ›fertigen‹ Ideen, ›fertigen‹ Institutionen zu tun. Du kannst auf sie reagieren, sie meinetwegen verfluchen. Aber du kannst sie in keiner Weise beeinflussen. Ist es das, was dir nicht paßt?

Andrea: Ja. Was mir nicht paßt, ist ganz einfach: Ich will nicht nur dazu

gezwungen werden, zu reproduzieren. Ich will auch produzieren. Ich will auch selber mal auf was kommen, ich will das auch laut sagen dürfen und ich will, daß man das akzeptiert, wenn es überzeugend ist. Ich will nicht immer nur nachlabern müssen. Die Leute sagen zwar ewig, du mußt ein kritisches Verständnis kriegen, von wegen Bewußtwerdung und pipapo, du sollst selbständig formulieren und all die tollen Präambeln. Aber wozu sie dich in Wirklichkeit bringen wollen, ist, den ganzen Kappes nachzulabern, den sie reden, denn sie selbst sind ja überzeugt von dem Kram. Ich wollte mich nicht unter so'n Streß setzen lassen, z. B. vor Klassenarbeiten nicht pennen können oder so; oder unheimlich aggressiv zu werden, wenn ich 'ne sechs geschrieben hatte, das wollt ich nicht; oder 'ne gute Freundin anzubiestern, wenn sie mich nachmittags besucht; so im Kopf zu haben, jetzt hast du wieder mal Kacke gebaut, die sechs, hast versagt, und dann erzählt dir die Frau irgendwas Nettes und völlig Normales, und ich fall voll power über die Arme her, weil ich das mal wieder nicht gerafft hab, und die weiß gar nicht, woher meine Launen kommen. Weil: so von der Kapazität her hätt ich mein Abitur auch mit 1,6 machen können, das weiß ich ziemlich genau. Denn ein halbes Jahr lang war ich wirklich so'ne Musterschülerin, ganz eine, wie sie sich sie wünschen.

Isabell: Bei mir fing der Aufstand noch früher an. Bei mir ging das durch meinen Bruder los. Mein Bruder ist fünf Jahre älter als ich und war politisch immer unheimlich engagiert; der hat zu Hause 'nen Haufen Zoff gemacht und hat mit meiner Schwester zusammen 'ne Menge an Rechten durchgekämpft. Da hab ich mich dann dranhängen können, mit Emotionen gegen meine Eltern und gegen alles, was zu Hause so ablief; und später hab ich das Unbehagen auf die Schule übertragen. Weil: da hab ich dann geschnallt, daß da ganz ähnliche Verhältnisse herrschen, überall Autoritäten. Irgendwie hab ich das auf diese Weise ziemlich früh spitz gekriegt: daß es dasselbe ist, wenn mein Vater sagt, »Isabell, um 10 Uhr bist du zu Hause«, oder wenn ein Pauker zu mir sagt, »Also bis morgen lernen Sie das oder das, und wenn Sie's nicht machen, verpasse ich Ihnen 'ne sechs«. Da hab ich ziemlich früh aufgemuckt, aber mehr so als Clown. Erst später hab ich gemerkt, erst in der Oberstufe, daß man mich nicht ernst nahm, oder besser: daß sie mit der Zeit ein ganz idiotisches Bild von mir hatten. Die haben mich glatt auf Rebellin festgelegt. Dadurch hab ich immer größere Schwierigkeiten gekriegt, auch Schwierigkeiten, mich in den Kursen zu beteiligen, denn ich hatte ab einem bestimmten Moment Angst davor, wieder in dieses alte, festgefügte Bild verschiffschaukelt zu werden. Und von dem Bild komm ich bis heute noch nicht los, und das hindert mich auch daran, zu bringen, was ich bringen könnte. Auf diese suffisanten Aha-Erlebnisse bei den Paukern hab ich einfach keine Lust mehr. Nehmen wir Geschichte oder den Erziehungswissenschaften-Kurs, wo ich, wie gesagt, nach dem gesellschaft-

Goethe Institut e.V. Bibliothek

lichen Zusammenhang gefragt hab. Ich hatte noch kein linkes Wort gesagt, da stand die Paukerin schon vor mir und erregte sich: »Ja, liebes Fräulein, Sie wollen doch nicht im Ernst behaupten, daß, wenn wir einen Sozialismus haben, es keine Jugendkriminalität mehr gibt.« Wieso sofort Sozialismus? Ich hab lediglich ganz sachlich gefordert, daß wir, wenn wir über einzelne Probleme reden, auch den sozialen Zusammenhang klarstellen müssen. Weil der mich eben interessiert. Aber da fällt bei denen sofort die Klappe, da fangen die zu gähnen an oder denken sich, na ja, die Isabell. Das ist das Bild, was ich an der Schule habe. Obwohl: ich kann keinem von euch hier jetzt das *Kapital* herunterbeten oder irgendeine andere theoretische Abhandlung von Marx. Das geht so weit: Ich meld mich sogar in Geschichte nicht mehr; selbst da sag ich nicht mehr, ich versteh das jetzt nicht. Die Lust dazu haben die mir regelrecht ausgetrieben. Da frag ich lieber Andrea oder 'ne andere Freundin. Wir machen z. B. gerade Mittelalter in Geschichte, und ich hab kurz vorher in den Ferien ein Buch über die Hexenverfolgung gelesen. Das war wahnsinnig interessant, das war eben das Mittelalter, aber ich trau mich nicht mehr zu fragen: wie ist das, kann ich vielleicht ein Referat über die Hexenverfolgung machen, weil der Typ mich dann sofort so hämisch angrinst: aha, Fräulein D., is ja klar, Frauenbewegung und pipapo. Dann bin ich wieder drin in dem verdammten Bild, und ich will da nicht mehr drin sein. Also geh ich lieber hin und mach meine Noten oder ich geh ab. Ich hab diese Tour restlos satt, diese eingebildet-väterliche, herablassende Paukertour.

Ute: Obwohl es doch aber für die anderen Kursteilnehmerinnen interessant und wichtig wäre, mal zu erfahren, was hinter dieser Hexenverfolgung wirklich gesteckt hat. Ich finde, da vergibst du 'ne große Gelegenheit.

Isabell: Aber darum geht es doch gar nicht.

Andrea: Es geht doch darum, daß die Isabell sofort abgestempelt wird als irgendwie 'ne Feministin, aber als eine, die man nicht ernst zu nehmen braucht, deren Argumente die Leute von Grund auf lächerlich finden. Das ist doch unheimlich beschissen. Die raffen doch überhaupt nich, was die Isabell mitteilen will, wenn sie da so engagiert rumpoltert.

Isabell: Man darf in dem Laden eben nicht so rumpoltern, das ist mir auch klar inzwischen, das ist nämlich völlig undiplomatisch. Heute war da wieder so 'ne Szene: ich sitz da mit der Petra – wenn die Petra nicht wär, ich würd abgehn von der Schule, Petra ist meine beste Freundin –, also ich sitz da mit der Petra, wie in jedem Kurs, auch in Bio zusammen. Da sitzen dann Mädchen, sitzen Frauen, ich kann ruhig Frauen sagen. Aber die Gespräche, alles, was da abläuft, das ist irgendwie so kalt, so gleichgültig alles. Und da mach ich also den Mund auf und sage was, und zwar so wie jetzt hier, so wie mir der Schnabel gewachsen ist. Da hättet ihr die Stecknadel fallen hören können, alles ruhig, und dann sofort: ein

Riesenabstand bei den anderen; die tuscheln, ich quassle unter jedem Niveau oder so.
Carla: Wer sind die anderen, die anderen Kursteilnehmerinnen? Was für Frauen sind das? Beschreibt die doch mal.
Isabell: Die sind völlig anders als wir. Du bist für die total exotisch, du bist für die so'n Exot allein schon von der Kleidung her.
Andrea: Die kommen da mit ihrer *Brigitte* oder *Schöner Wohnen* oder mit *Neue Mode*-Heftchen in die Schule. Oder die kommen mit ihrer Vorstellung, nur endlich Abitur zu machen. Da wird dir dann ein bißchen schlecht und du denkst, au man, und du gestikulierst mit Händen und Füßen, weil du's nicht mehr aushälst, so viel Scheiße reden die. Die erzählen dir dann meinetwegen, klasse, jetzt mach ich bald Abitur und dann schenkt mir mein alter Herr einen schicken Manta und dann werd ich Jura studieren; aber weil ich locker, modern, progressiv und 'ne starke Type bin, studiere ich natürlich nur deswegen Jura, weil ich dem Grundgesetz mal auf die Sprünge helfen will oder so.
Isabell: Nee, so sind die z. T. noch nicht mal. Das ist noch nicht mal so extrem. Ehrlich, Andrea, so sind die gar nicht, sondern bei denen ist das so wie bei meinem Vater, die erinnern mich alle an meinen Vater. Zum Beispiel an das Gespräch, was ich neulich wieder mit dem hatte; da kannst du nichts mehr sagen, denn weißt du: der is so'n Demokrat, so'n Demokrat, wie ich ihn mir vorstelle; der sitzt da so zünftig und ehrlich, anscheinend ohne Probleme, mir gehts prächtig, Kräutergarten, großes Haus, alles klar, da gibts überhaupt kein Problem, und erzählt mir: wenn du Schwierigkeiten hast in der Schule, dann gibts da das und das Gesetz, das klemmst du dir untern Arm und gehst hin zu der dafür zuständigen Stelle, da beschwerst du dich.
Harald: Was macht dein Vater beruflich?
Isabell: Der ist Demokrat von Beruf. Demokrat wie er leibt und lebt. Das hat der mit meinen anderen Geschwistern auch so gemacht, hat immer Zoff mit der Schule gehabt. Einmal sollt ich 'nen Tadel kriegen wegen irgendeiner Lappalie, so wegen meiner Art, das war Karneval. Ich hatte mir 'ne Pudelmütze aufgesetzt und so'n paar heiße Dinger gedreht in der Klasse. Da ist der Pauker so konsequent gewesen und hat ›Tadel‹ gesagt. Tadel wegen der Pudelmütze. Aber bevor der zu Hause ankommen konnte, hat mein Vater einen Brief geschrieben, der war unheimlich saftig, hat an die Menschlichkeit appelliert, an die jugendliche Spontaneität und man müsse die Entwicklung seiner Tochter gebührend berücksichtigen. Da wars mit dem Tadel natürlich aus. Ja, so ist der, so greift der ein. Und wenn er damit Erfolgserlebnisse hat, dann meint er, kein Wunder mein Kind, unser Staat bietet eben Rechte noch und noch; die muß man sich nur nehmen und schon ist alles veränderbar, läuft alles wie geschmiert. Und so, so sind diese

Manta-Frauen auch. Das sind alles so Demokraten, Demokraten ohne Parteibuch. Aber richtig denken, denken tun die nicht.
Andrea: Moment mal, das haut doch nicht hin, du kannst doch nicht sagen, die denken nicht.
Isabell: Doch, kann ich, die denken nicht, die sind dumm. Die G. zum Beispiel, die denkt doch nicht, drum ist sie auch zur SMV-Sprecherin gewählt worden jetzt, diese Wahl zeugt übrigens von der Dummheit unserer Schule. Diese Frauen sind Schwätzer, die bieten, wie meinetwegen die Junge Union, so Grillparties an oder Fêten oder 'ne Flasche Wein und gutes Essen . . .
Andrea: Och hör doch auf, jetzt machst du aber auf unheimlich publikumswirksam hier.
Isabell: Was heißt publikumswirksam. Bei denen hast du buchstäblich nichts, was mit Begreifen zu tun hat. Die haben doch keinen Deut von Spontaneität und Ehrlichkeit; ganz bestimmt, die Ehrlichkeit fehlt. Das sind unheimlich verkrüppelte Typen, die da bei uns sitzen.
Andrea: Weißt du, die sind vielleicht verkrüppelt auf ihre Art und die haben Ansichten, die mögen eingefahrener, altmodischer, die können auch konservativer sein. Aber die denken doch. Die finden es nun mal schön, schicke Autos zu fahren, und du findest es schön, lila Hosen zu tragen.
Isabell: Aber ihr Denken, Andrea, ist kein kritsches Denken, keine wirkliche Neugier und so. Das ist ein Akzeptieren, kein Denken. Die nehmen nur auf, sicher auch mit dem Kopf, aber die sind zufrieden mit allem möglichen oberflächlichen Zeug. Da ist eine, die ist typisch für fast die ganze Oberstufe; die sitzt eben da und fragt nach nichts, nicht mal nach Kleinigkeiten. Das ist bei uns doch anders. Ich hab irgendwann mal zu fragen angefangen: warum ich z. B. eine Cordhose hab und die Bärbel, die ich damals kannte, keine hatte. Weil sie sich die eben nicht leisten konnte. Ich weiß nicht, wie ich das erklären soll, aber da fängt das für mich an: daß du mal zu zweifeln anfängst an allem, dich fragst, warum du 'nen Ring trägst und bei dir alles so geregelt und behütet zugeht; warum du nach Hause gehst und da was zu essen kriegst; warum du die Möglichkeit hast, dich an einen Schreibtisch zu setzen und zu lernen und andere aber nicht. Diese Frauen akzeptieren das alles, finden das sogar wuchtig, da wird nichts mehr hinterfragt. Wenn die denken, dann von gegebenen und für sie verdammt günstigen Situationen aus. Aber das ist ein Denken in Anführungsstrichen.
Andrea: Ich weiß nicht. Die klinken doch auch manchmal aus und es geht ihnen dreckig. Die sind nur schneller wieder auf den Beinen als du, weil um sie herum alles so fürchterlich heile ist. Das ist der Unterschied.
Carla: Wahrscheinlich hat denen zu Hause so einer wie dein Bruder gefehlt, Isabell.

Andrea: Ich hatte den Bruder auch nicht. Ich hatte einen stupiden Alkoholiker zu Hause. Also mein Vater ist ein ziemlicher Alkoholiker, wirklich schwer drauf der Mensch; hat auch nur solche Freunde, liest so'n rechtes Lokalblatt, ist in der SPD, und ab und zu regt er sich mal auf, wenn bei einem Streik zu wenig rausgekommen ist oder wenn die IG Metall die Beitragssätze erhöht. Der hängt eben so rum, zieht sich einen rein und kann wegen nix mehr hochgehn, außer wegen der Leute, die nicht in seine Schemata passen. Der ist zwar nicht rundherum zufrieden, weil er sich bei meiner Mutter permanent unterlegen fühlt, denn die hat noch ein bißchen mehr drauf als er. Aber der findet es tofte, daß er 'nen großen Kühlschrank hat, der findet es tofte, daß er sich's inzwischen leisten kann, zweimal im Jahr Urlaub zu machen, der findet es halt nett, so abgesichert zu sein. Meine Mutter, die hat sich da irgendwie reingefügt; die kommt aus anderen Verhältnissen als mein Alter, aber mittlerweile: flach, abgestumpft. Vor vier Jahren, da wollt sie sich mal scheiden lassen, weil sie's bei dem Alten nicht mehr ausgehalten hat, aber heute bringt sie das nicht mehr.

Carla: Warum bist du eigentlich selber von zu Hause ausgezogen, ich meine, so relativ früh?

Andrea: Ich bin mit 17 ausgezogen. Ich bin ausgezogen, ach, das hört sich so unheimlich klischeehaft an, weil die mich verprügelt haben, die haben mich ohnmächtig gekloppt und reglementiert noch und noch, da hab ich's nicht mehr ausgehalten. Meine Mutter hat zwar nur selten mitgeschlagen, aber wenn sie zugeschlagen hat, dann richtig. Die hat mich einmal von der Küche ins Kinderzimmer getreten. Das hab ich ihr echt schwer übel genommen, obwohl dann hinterher meistens alle heulend im Schlafzimmer gelegen haben. Meine Mutter war in einer unheimlich miesen Position. Erst stand sie total zwischen uns, aber später hat sie's nicht mehr gepackt, von meinem versoffenen Vater den Streß und von mir gleichzeitig den ganzen Frust abzukriegen. Da hat sie sich dann auch noch gegen mich gestellt. Ich durfte nichts, die haben mir die Broschüren verbrannt, die ich mir gekauft hab, ich durfte nichts mit Leuten machen, die ihnen nicht paßten. Von 13 ab, da hab ich was in der katholischen Jugend gemacht, durfte ich dreimal in der Woche weg, und zwar bis halb zehn abends. Mit 17 durfte ich noch kein bißchen mehr.

Harald: Wahrscheinlich, weil du mit 17 nicht mehr in der katholischen Jugend warst.

Andrea: Richtig. Mit 17 war ich da nicht mehr drin. Inzwischen hatt ich den KBW passiert.

Carla: Wenn ich mir das so überlege: In dem Alter lief bei mir noch gar nichts. Diese politischen Geschichten, die habe ich erst Jahre später mitgekriegt. Aber als ich Abi machte: völlig apolitisch, von Tuten und Blasen

keine Ahnung. Axel Springer zum Beispiel, den habe ich damals noch für ein Rennpferd gehalten.
Ute: Das war bei mir genauso. Ich hab sogar noch stramm CDU gewählt.
Isabell: Echt?
Ute: Ja. Ich komme aus einem CDU-Elternhaus.
Isabell: Wißt ihr, manchmal wünsch ich mir, genau so'n Weg gegangen zu sein wie ihr. Manchmal werd ich sogar richtig neidisch darauf. Ich mein: ich weiß, daß ich nicht doof bin, ich weiß, daß ich was kann, daß ich das bringen kann in der Schule, was von mir gefordert wird. Aber manchmal, manchmal möcht ich eben auch von Tuten und Blasen echt keine Ahnung haben. Sondern: schön Abitur machen, schön studieren und dann erst loslegen, wißt ihr. Aber dann eben von einer richtigen Position aus.
Ute: Also mir geht's genau umgekehrt. Ich finde *euch* beneidenswert.
Isabell: Nee, überhaupt nicht, ich find mich überhaupt nicht beneidenswert. Im Gegenteil: manchmal möcht ich so leben wie du, Ute; wenn ich z. B. hier bin – hab ich mir gerade auf'm Klo überlegt – da hab ich die Badewanne gesehen und die Papyruspflanze, und da hab ich so vor mich hingeträumt, wie schön wär's doch, hier mal zu baden.
Andrea: Aber echt.
Isabell: So in aller Ruhe baden, und dann die Parfums und was da alles rumstand; das hätt ich gern mal alles so leicht in Anspruch genommen. Aber ich weiß dann wieder ganz genau, daß so 'ne Madame-Atmosphäre, wie du sie dir hier geschaffen hast, auch die Kohle, die du dazu brauchst, daß das auch ganz schön müde und abhängig machen kann. Und das will ich eigentlich nicht. Aber so'n großen Balkon wie hier will ich gerne haben und so'ne große Fensterbank möcht ich auch. Das kostet aber alles Geld, und das krieg ich nur, wenn ich 'ne bestimmte Position hab. Ja, und dann wünsch ich mir, das Abitur so blind und so doof gemacht zu haben wie du z. B., und auch so blind und doof studiert zu haben wie du.
Carla: Weil du dir als denkende Frau solche Bedürfnisse nicht mehr eingestehen darfst, oder warum?
Isabell: Ja. Das ist so'n Konflikt für mich. Die Bedürfnisse sind schon da, aber mehr heimlich, irgendwo in der Ferne. Ich mein, bei mir ist das nicht so wie bei Andrea, ich leb noch zu Haus und ich hab eigentlich ein ziemlich gutes Zuhause.
Andrea: Das kannste wohl flüstern. Das fängt schon bei den Räumlichkeiten an. Du hast zwei Zimmer, wo du an die Wände knallen kannst, was du willst.
Isabell: Ich hab auch 'ne Badewanne, nur nich so schnieke, in der ich mich toll baden kann. Aber ich weiß ganz genau, daß ich von meinen Ideen, von meinem Bewußtsein her von solchen Annehmlichkeiten auch wieder ab-

springen kann, doch ich hänge andererseits auch ganz schön dran. Ich will mal so sagen: mir ist weder Utes Lebensweise, diese Räumlichkeiten hier, noch Andreas Lebensweise zugänglich. Die Situation, in der du, Andrea, da in der Wohngemeinschaft lebst, da möcht ich offen gestanden nicht rein, da hab ich Angst, ich könnt versumpfen. Ich hab eben Freude an schönen Dingen, ich hab Freude daran, guten Wein zu trinken, ich hab auch Freude an der schönen Gestaltung von Räumen, an einer bestimmten Ästhetik also.
Andrea: Schöne Dinge. Das ist so'n Kapitel für sich. Darum hab ich in der Wohngemeinschaft unheimlich gekämpft. Wir haben da nämlich keine Einzelzimmer, wir leben da Kommune. Aber ich hab darauf bestanden, daß ich wenigstens einen Raum so machen kann, wie ich ihn haben will. Da hab ich dann die Farben bestimmt und so, ich habs halt gemacht. Nur: ich benutz den Raum jetzt nicht, weil da meistens andere Leute drin rumliegen. Da füg ich mich dann wieder.
Harald: Du hast also in gewisser Weise aufgegeben.
Andrea: Was heißt aufgegeben? Mir ist es inzwischen egal. Mir ist es echt egal, was ich da im Moment mache. Weißt du, ich bin am liebsten nicht da. Und wenn ich da bin, dann versuch ich mein Leben so gut wie möglich über die Runden zu bringen. Im Moment ist es bei uns so unehrlich und dumm und kalt und ich pack es da nicht mehr allzu lange. Ich warte nur noch auf die nächste Hausversammlung, ich warte darauf, daß die Anderen die unmöglichen Sachen, die bei uns so laufen, mal genauso offen sagen, wie sie mir so hintenrum gesagt worden sind. Ich warte also drauf, obwohl die Hoffnung, daß was dabei herauskommt, nicht gerade groß ist, weil: bisher ist das immer so gelaufen: Es gibt 'ne Spaltung und ich sitz genau zwischen den Stühlen; bin 'ne Art connection zwischen den beiden Gruppen, sonst würden die Mitglieder in der einen Gruppe, wir sind insgesamt 12, gar nicht mehr mitkriegen, was in der anderen läuft, geredet und gedacht wird. Ganz komisch, find ich echt pervers. Ich hab wenig Hoffnung, aber all die Chosen müssen echt mal auf den Tisch. Ich bin wahrhaftig nicht für so'ne penible Sauberkeitsscheiße oder so'n mondänen Luxus, aber bei uns ist jeden Tag der Kühlschrank leer, und wenn du um 11 Uhr aufstehst, dann ist nichts mehr zu fressen da und der Dreck liegt wirklich meterhoch, wenn du ihn nicht selber wegmachst. Das ist absolut chaotisch. Und wenn du was sagst, dann heißt es: Spontaneität und Lustprinzip. Schön und gut. Bin ich ja auch dafür. Aber bei uns, da haben immer nur dieselben Leute Lust, was wegzumachen. Oder immer nur dieselben Leute Lust, die Wahrheit zu sagen. Und immer nur dieselben Leute Lust, zueinander nett und hin und wieder mal freundlich zu sein.
Carla: Und was hält dich dann da?
Andrea: Was mich da trotzdem hält, ist nicht, wie man bei so Kommunen immer meint, die ökonomische Situation, die ist mir echt egal, denn keine

Knete hätt ich woanders auch. Was mich hält, sind ein paar Leute, aber wirklich nur die wenigsten, ich glaube vielleicht drei.
Ute: Du. Drei Freunde? Das sind mehr, als die meisten anderen Menschen haben.
Andrea: Das sind noch nicht mal meine besten Freunde. Meine beste Freundin wohnt woanders. Und meine beste Freundin ist sie deshalb, weil ich bei ihr am wenigsten Angst hab, die Wahrheit zu sagen. Ich hab zwei Jahre allein gewohnt, und das hab ich auch nicht gerafft. Da war ich eben meistens solo. Aber jetzt, in der Riesen-Wohngemeinschaft, da fehlt mir jede Geborgenheit. Ja, Geborgenheit. Das ist vielleicht das richtige Wort. Geborgenheit, und das heißt eben auch radikale Ehrlichkeit.
Ute: Ich glaube, du setzt einfach den Anspruch, deine Erwartungen zu hoch an. Ich würde für mich nie definieren, daß Geborgenheit ein Zustand ist, in dem man grenzenlos ehrlich sein kann. Der Tendenz nach vielleicht. Und um mir entsprechende Enttäuschungen zu ersparen, fang ich mit meinen Erwartungen einfach eine Etage darunter an und würde sagen: Geborgenheit ist eine Atmosphäre, die mir den Mut gibt, wenigstens den Versuch zu machen, ehrlich zu sein.
Carla: Ich seh das anders. Denn wenn du dir immer wieder einredest: was ich möchte, das geht nicht, meine Ansprüche sind zu hoch, dann wirst du mit der Zeit ganz schön genügsam, hast vielleicht sogar die Fähigkeit zu ›wünschen‹ verlernt. Das ist mir ein bißchen zuviel Anpassungs-Philosophie.
Ute: Sicher, grundsätzlich find ich den Satz ›die Ansprüche sind zu hoch, bleib auf dem Teppich‹ auch unheimlich gefährlich. Meine Mutter würde sagen: Wünsche, die sind das Privileg der Jugend.
Andrea: Ich weiß nicht, wenn man so Definitionen abgibt, das find ich immer so blöd. Ich will die Gleichgültigkeit weghaben, das ist alles.
Isabell: Ja, wenn ich dabei so an mich denke: Manchmal sitz ich zu Hause und frag mich, was tust du eigentlich für deine Wünsche. Du sitzt nur da und malst dir was aus, aber wenn's drauf ankommt, dann kneifst du, kommst immer weiter weg von dem, was du dir erträumst und wünschst; du gehst zumindest nicht drauf zu.
Andrea: Das stimmt für mich nicht. Je mehr ich sehe, daß meine Ideen nicht hinhauen, desto leidenschaftlicher und aggressiver und plumper tret ich für sie ein. Die dumme Sache dabei ist nur, daß ich mir diese Aggressionen selber nie ganz verzeih. Früher, da war ich ganz anders. Ich konnte weder schreien noch richtig aus mir rausgehn, ich konnte auch nicht so locker labern, da hab ich immer fein hochdeutsch gesprochen, so zart und gesetzt. Jetzt rede ich zwar viel freier, aber das hat den Nachteil, daß ich oft nicht mehr argumentativ mit den Leuten rede, sondern nur noch reinpowere. Ich klotz dann nur noch rein. Wenn ich z. B. von irgendwelchen Leuten

was erfahre, was sie aber dem Dritten, über den sie's mir gesagt haben, sich nicht zu sagen trauen, dann knall ich das vor versammelter Mannschaft auf den Tisch. Und manchmal hab ich ein perverses Vergnügen daran zu sehen, wie die Leute sich dann winden und kleinlaut sagen, aber so hab ich's doch nicht gemeint. Diese verdammte Arschkriecherei.
Isabell: Ich weiß nicht, wie groß deine eigene Verletzbarkeit ist.
Andrea: Die ist ziemlich groß. Ich bin total überempfindlich geworden in der letzten Zeit.
Harald: Das hört sich alles so an, als ob das bewußte Denken einen auch ganz schön kaputtmachen kann; vor allen Dingen in Situationen, die man zwar durchschaut, aber andererseits nicht zu ändern vermag.
Andrea: Ganz genau. Ich glaub oft, je mehr ich durchblicke, desto mehr muß mich das traurig machen. Ich hätt ja genauso gut so'n Discohäschen werden können, was sich wirklich kaum was überlegt, was einfach nur so weitermacht. Ich seh hier Scheiße und seh da Scheiße, ich seh nur noch so'n riesigen dampfenden Kackhaufen und frag mich dann schon mal: vielleicht sind die *Brigitte*-Frauen glücklicher. Echt: je mehr ich denke, desto mehr zieh ich mich selber runter.
Carla: Manta-Frau und glücklich – glaubst du, daß das geht?
Andrea: Ach, ich mein glücklich im Sinne von zufrieden, und ich hab jetzt auch keinen Bock, so eine Grundsatzdiskussion über Glück oder irgendwie so'n abstrakten Scheiß durchzuziehen. Aber wenn ich mir so alle Fürs und Widers und Achs und Abers überlege, dann komm ich vielleicht unterm Strich sogar besser klar als die.
Isabell: Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß ich jemals so wie diese Frauen denken könnte.
Andrea: Kann ich mir bei jedem vorstellen, kann ich mir auch bei dir vorstellen; vielleicht *jetzt* nicht mehr, aber du hättest durchaus so werden können, die Möglichkeit kannst du im nachhinein nicht ausschließen. Und ich versteh so Opel- und Manta-Frauen gut: Die lieben eben Geld, lieben Sachen, die du nicht nur im Kopf hast, sondern die greifbar sind.
Isabell: Jetzt widersprech ich wahrscheinlich dem, was ich vorhin gesagt hab, als ich über die Frauen in der Schule geredet hab. Aber ich hab in den Ferien mal als Verkäuferin gearbeitet, und da hab ich mit einer anderen Verkäuferin schon mal die Mittagspause verbracht; und die war so die Frau, die unter Manta-Frau und Discohäschen fällt. Ja, mit der konnt ich tatsächlich auch über persönliche Sachen reden, über Sachen, die mich beschäftigt haben, da haben wir oft den gleichen Nenner gefunden. Wahrscheinlich muß man da doch mehr in die Tiefe gehen, wenn man über diese Frauen redet oder über Glück und Zufriedenheit. Aber Glück? Für mich ist im Grunde keiner glücklich, auch mein Vater nicht, der Demokrat. Der ist vielleicht sogar totunglücklich, der verstrickt sich laufende Meter in Wider-

sprüche, und ich wette, der träumt die schlimmsten Träume, aber der verdrängt das alles wieder und zeigt nach außen Blendax-Zähne.
Andrea: Ja, jetzt widersprichst du dir echt und nebenbei hast du mich nicht ausreden lassen. Ich kann mich auch mit jedem unterhalten. Ich kann mich auch in jeden reinversetzen, denn irgendwie verstehen kannst du alles. Nur: nachvollziehen ist schon ein bißchen schwieriger und akzeptieren ist sogar 'ne große Kunst. Ich kann mich mit Kollegen meines Vaters unterhalten, ich kann mit denen darüber reden, wie sie's Scheiße finden, daß z. B. die Läden zu früh zumachen und so'n Zeug. Ich kann auch mit meiner Tante darüber reden, was für sexuelle Schwierigkeiten sie hat.
Isabell: Mit deiner Tante. Kannste wirklich?
Andrea: Kann ich wirklich.
Isabell: Ja, ist ja gut.
Andrea: Ich kann mich auch mit meiner kleinen Schwester über den neuesten *Bravo*-Artikel unterhalten. Kann ich auch. Aber ich fühl mich unwohl dabei, weil das nicht meine Wellenlänge ist; das ist nicht meine Welt und das ist nicht mein Kummer. Weißt du, mein Kummer ist nicht, daß Elvis Presley sich zu Tode frißt oder daß John Travolta sich ein Bein bricht. Meine Schwester macht sich da aber Gedanken drüber. Zum Beispiel dieser Film »Saturday Night Fever«, der filmt genau ab, was heute abläuft, nichts anderes, auch wenn du dich noch so darüber aufregst. Is ja auch ganz klar. Da haben die Leute die ganze Woche so'ne Lethargie und freuen sich dann eben wie wild auf ihr Disco-Wochenende.
Isabell: Und ziehn sich freitags 'ne astreine Hose an oder tolle Kleider, die ihren Monatslohn kosten oder die Hälfte davon. Das ist die Jugend, die heute existiert, ganz egal, ob das Lehrlinge oder Oberschüler sind. Die gehn heute wieder in die Tanzstunde oder die freuen sich drauf, ihre Klamotten in der Disco vorzuführen. Das ist dann deren Leben. Was wochentags, was da von montags bis freitags bei denen abläuft, die Arbeit und so, das empfinden die eben als Zwang und was Fremdes, das ist nicht das, was für sie wirklich existiert. Und dafür ist dann am Wochenende high life. Also gut: ich kann mit den Leuten trotzdem reden, auch mit den Frauen irgendwie reden, aber ich komm mir dabei wie ein Nigger vor.
Andrea: Ich hab's neulich auch mal wieder gemacht. Mit Marion, kennste ja, die sieht aus, als wäre sie gerade der *Brigitte* entschlüpft; die fing auch gleich an loszulegen, über schicke neue Tweedhosen und daß die wieder so modern sind.
Isabell: Und da hast du Interesse geheuchelt.
Andrea: Ja, weil ich an sie rankommen wollte. Ich fand sie ganz sympathisch, wußte zwar nicht genau warum, aber dachte, du tust erstmal ›als ob‹ und fängst das irre geschickt an. Und später kommst du dann auf Sachen, die dich wirklich interessieren. Ich hab also Interesse geheuchelt, und ich

glaub, ziemlich gut. Aber was war das Ende vom Lied? Am Ende hat die geglaubt, im Grunde genommen sei ich ja genauso wie sie. Mit einem Unterschied: ich hätt eben weniger Geld, und das hat ihr dann schrecklich leid getan.

Isabell: Aber das ist genau der Punkt. Du versuchst, an die Leute ranzukommen, und doch weißt du genau, die stehn im Grunde tausend Meter von dir weg. Trotzdem gibst du nicht auf und versuchst, da was aufzuknakken, und zwar mit so einer Hoffnung, mit so einem Traum im Hinterkopf, mit so einem Traum von Menschlichkeit. Ich mein überhaupt kein System damit, sondern einfach nur diese Hoffnung, daß jeder mit jedem sich verstehen müßte. Und für diese vage Hoffnung nimmst du eben auch Gespräche über schnelle Mantas und schicke Tweedhosen in Kauf.

Ein Gespräch mit Carla Schmidt-Wieser und Harald Wieser

Tina und Dagmar
»Ich möchte ein anständiges Mädchen sein«

Bericht von Gudrun Reinke

Im letzten Sommer lernte ich Dagmar und Tina kennen. Ich schrieb an einer Arbeit über Probleme abweichenden Verhaltens bei Mädchen und hatte mir vorgenommen, so etwas wie eine Untersuchung zu machen. Sie sollte aber so werden, daß ich statt »repräsentativer« Ergebnisse einfach nur Erfahrungen aufnehmen und wiedergeben wollte. Anstatt von Hypothesen im klassischen Sinn auszugehen, wollte ich lediglich offen sein, mich auf das einlassen, was ich erleben würde; ja, ich gestand mir in gewisser Weise auch Naivität zu.

Tina war 15; ich lernte sie an einer ländlichen Hauptschule kennen, wo sie gerade ihren Abschluß gemacht hatte. Ich fragte sie, ob sie Lust hätte, sich mal mit mir zu unterhalten. Als wir uns zum ersten Mal trafen, führt sie mich in den »Lampenschirm«.
Schon um 4 Uhr nachmittags ist es hier voll. Tina sagt: In den anderen Lokalen sind nur die Leute, die überkandidelt sind; die Jugendlichen sitzen meist nur auf der Straße rum oder sind um die Zeit im Lampenschirm.
Drinnen ist laute Musik, Qualm, massenweise junge Leute zwischen 12 und 26. Ab und zu etwas ältere. Tina begrüßt viele, vor allem Mädchen. Ein Tisch ist frei. Wir setzen uns. Am Nebentisch sitzen sechs Mädchen im Alter von ungefähr 12 bis 16; zwei Männer sind dabei, von der Bundeswehr, wie mir Tina erzählt. Auf dem Tisch steht eine Flasche Korn, daneben zwei Flaschen Cola. Ein Typ macht Tina an.
Tina: Der will mit mir gehen. Aber ich will nicht. Außerdem ist er besoffen.
Ich dreh mich um und guck ihn an. Er grinst. Ich grinse zurück. Er krault mir den Rücken.
Ich: Findst das gut?
Er: Ja, wieso?
Ich: Ich aber nich!
Tina: Mußt dir nichts bei denken. Das geht hier immer so. Heute is Entlassung bei der Bundeswehr. Deshalb sind hier alle besoffen.
Tina schnorrt sich eine Zigarette vom Nebentisch. Von Tanja.
Tina: Die is in Ordnung. Neulich, als ich gerade wieder zurück bin nach

Hause, da hat se mich in Bus gesteckt. Heute is sie besoffen, da bring ich se nach Hause.
Tina winkt Tanja an unseren Tisch.
Tanja: Was is?
Tina: Nichts, brauchst nicht zu denken, daß ich mit Ingo wieder anfange.
Tanja: Du weißt ja, es war nur für einen Tag.
Tina: Ja, is nich so schlimm. Ich weiß Bescheid.
Es wird ein Schlager gespielt, und Tina sagt zu Tanja: Hör genau zu.
Tina zu mir: Du mußt mal hinhören. Da singt 'ne Frau über was, was ich auch erlebt habe. Deshalb find ich's so gut. Und zwar hat sie einen Freund und sieht, wie der mit 'ner anderen geht. Das hab ich ja mit Tanja auch erlebt. Und dann kommt er zurück.
Ich: Ich hör mal zu.
Tina: Ich bestell mal, was willst du?
Ich: Ein Bier.
Tina: Der Ober hat schon gefragt, ob du trocken bist. (pleite)
Tina kommt zurück: Ich hab seit 7 Wochen einen Freund bei der Bundeswehr. Wir haben uns erst ganz selten gesehen, aber ich find ihn unheimlich gut und versuche mit ihm zusammen zu sein. Meine Mutter meint, daß ich dem nachlaufe. Sie sagt, wenn er mich wirklich mag, dann kommt er von selbst.
Ich: Is das der Ingo?
Tina: Nein, das is ein anderer. Den hab ich neulich erst kennengelernt. Und weil das mit dem Soldaten wahrscheinlich sowieso nichts wird, kann ich vielleicht mit Ingo gehen. Wie findst du's denn hier?
Ich: Ganz gut. Wie in andern Kneipen auch.
Tina: Meine Mutter schimpft immer. Sie sagt, hier sind nur Verbrecher. Neulich wollt se mich rausholen. Sie kam rein und sagte, Tina, komm raus hier. Ich: Is Polizei draußen, weil hier immer Razzia is; sie wieder: Tina, komm raus hier; ich: Ich will erst wissen, ob Polizei draußen ist. Da hat se mir eine geknallt und ich bin durch die Hintertür raus. Die Nacht bin ich dann nich nach Hause.
Tina steht auf: Ich muß mal jemand guten Tag sagen.
Als sie zurück kommt, kommen gerade vier grölende Soldaten in die Kneipe. Sie setzen sich an unseren Tisch. Der eine legt Tina den Arm um die Schulter.
Tina: Laß das, ich will das nich.
Er: Auch noch aufmüpfig, was?
Tina: Was soll denn der Scheiß?
Er: Ich werd dich doch wohl noch anfassen dürfen?
Tina: Und was sagt deine Frau dazu?
Er: Das is doch was anderes, im übrigen bin ich glücklich verheiratet.

Tina: Das sagen alle . . .
Er sieht mich an und fragt: Was hat denn deine Freundin?
Ich: Was soll sie haben? Sie wird doch ihre Meinung sagen dürfen?
Er guckt mich mit rotumränderten Augen an, faßt meine Hand an und sagt: Ich mag eben schöne Frauen.
Ich: Das ist dein Problem, deshalb sehe ich nicht ein, weshalb du gleich alle angrapschen mußt.
Er: Faß ich dich an?
Ich: Allerdings.
Er: Du bist aber empfindlich. Ich will doch gar nichts. Nur so'n Spaß. Wir sind doch alle ganz harmlos.
Ein Stiefel mit Cola-Rum geht um. Der gegenübersitzende Typ wirft ihn um und bespritzt Tinas neuen Rock. Sie springt schreiend auf. Ihr Rock hat Flecken. Ich gebe ihr ein Taschentuch und sie verschwindet auf dem Klo. Mir wird jetzt ungemütlich. Ich will gehen.
Tina will nun auch nicht mehr hierbleiben. Sie schlägt vor, in die Radbar zu gehen. Eine Diskothek im gleichen Viertel, in der Altstadt des 60 000 Einwohner-Städtchens. Hier gibt es neben verschiedenen Bars, Spielhallen und Diskotheken auch Wohnungen. Die allerdings in so schlechtem Zustand sind, daß nur Leute mit wenig Geld dort leben. Entsprechend ist der »Ruf«, der den Bewohnern der Altstadt anhängt.
Dagmar ist »ein Mädchen aus der Alstadt«. Wir treffen sie auf unserem Weg in die Radbar; sie geht mit uns. Tina zupft an sich herum, ihr macht das Cola-Rum-Bad von eben noch zu schaffen: die Bluse kratzt so.
Ich: Das geht beim Waschen wieder raus.
Tina: Findest du es besser, wenn die Bluse hochgekrempelt ist, oder wenn sie unten ist?
Ich: Ich finde beides gut.
Tina: Ach Scheiße, das sieht so nich gut aus. (Sie klappt die Manschette wieder runter.)
Ich: Meinst du, da achtet jemand drauf?
Tina: Ich kanns nich leiden, wenn ich doof aussehe.
Dagmar: Stell dich nich so an.
Sie holt einen Kamm aus ihrer Tasche, kämmt sich und gibt den Kamm an Tina weiter, die schnell noch ihren Pony zurechtrückt.
Wir gehen hoch und setzen uns an einen Tisch, an dem Jungen und Mädchen sitzen, die beide kennen. Es ist dunkel, flackerndes Licht auf der Tanzfläche und »heiße« Musik. An den anderen Tischen sitzen Jungen und Mädchen; ich schätze sie auf das gleiche Alter wie Dagmar und Tina. Ab und zu ein paar ältere Männer (ca. 20). Ich vermute Soldaten.
Tina fordert mich zum Tanzen auf. Ich gehe spontan mit. Mehr und mehr Mädchen kommen auf die Tanzfläche, wie auf Kommando, immer mehr. Es

ist wie eine Fleischbeschauung. Wie im Zirkus, die Jungen sind die Zuschauer. Die Mädchen wiegen sich im Takt mit geschlossenen Augen, viele haben Zigaretten in der Hand; sie zeigen, was sie können und wie sie aussehen. Ich denke, das muß das Ritual sein, jetzt zeigen sich alle Mädchen, damit die Jungen sehen, wer wo sitzt und wer da ist. Meine Vermutung muß richtig sein, kurze Zeit später mischt sich die Tanzfläche allmählich auch mit Jungen.
Tina ist sehr unruhig. Sie hört auf zu tanzen, setzt sich. Steht wieder auf, geht weg. Kommt wieder, tanzt wieder. Steht. Geht. Setzt sich wieder, schnorrt Zigaretten, spricht mit Jungen und Mädchen an anderen Tischen.
Tanja ist jetzt auch gekommen. Sie geht Arm in Arm mit einem Typ, der vorhin an unserem Tisch im »Lampenschirm« saß.
Tina und Dagmar wollen noch woandershin, ins »Nautic«. Ich habe keine Lust, und wir verabreden einen Treffpunkt, halb 10.

Tina und Dagmar über »diese Kneipen«: außerhalb des »Milieus« bringen beide Einwände und beurteilen alles ziemlich kritisch, aus einer Perspektive, die sich eher mit ihren Wünschen und Träumen deckt als mit den Symbolen und Ritualen, die zu übernehmen sie innerhalb der Kneipenabläufe immer wieder bereit sind.
Dagmar: In der Radbar sind Mädchen, die prügeln sich und müssen deshalb in Knast.
Ich: Was, das darf doch nich wahr sein!
Dagmar: Doch, das stimmt, das eine Mädchen, Rita heißt die, die is schon älter, 18 is die glaub ich, die is immer ganz toll angezogen, die andern sind deshalb wohl neidisch, glaub ich. Die is mal zusammengeschlagen worden, daß sie überall geblutet hat.
Ich: Von Mädchen?
Dagmar: Ja.
Ich: Wie alt sind die denn?
Dagmar: So 15 bis 17. Oh, das war so schlimm, deshalb gehe ich seitdem nich mehr so gerne hin.
Ich: Das solltest du mal Tina erzählen.
Dagmar: Das kennt sie doch. Einmal, da kam mein großer Bruder, also mein Stiefbruder, der Sohn von der Frau von meinem Vater; ich hab so mit ihm gesprochen, und da kam ein Mädchen und hat gesagt, das is nich dein Bruder, wenn das dein Bruder is, schlag ich dich zusammen. Ich hatte unwahrscheinliche Angst und bin weggegangen. Dann hat se meinen Bruder angemacht, mit dem wollt se sich auch prügeln, aber der is auch gegangen.
Ich: Wie kann das angehen?
Dagmar: Wenn die breit (besoffen) sind, prügeln sie sich mit jedem.

Ich: So richtig doll?
Dagmar: Ja. Ich sag ja, die eine sitzt wegen Körperverletzung im Knast.
Ich: Warum meinst du, geht Tina in die Radbar?
Dagmar: Weiß nicht. Die *muß* hin. Neulich, am Sonnabend, als du uns nach Hause gefahren hast, da wollt se auch hin.
Ich: Du hast einen Freund, und sie sucht ihn in der Radbar?
Dagmar: Ja, aber da kriegt se doch keinen. Neulich mit Ingo, den fand se toll, aber dann hat se sich vor ihm besoffen, da is der natürlich weg. Ich mach das nich vor Didi. Das schreckt doch ab. Und man muß dem Jungen auch nich gleich zeigen, daß man ihn mag, dann hat er leichtes Spiel.
Ich: Meinst du, daß die Mädchen, die mal hier und mal da schmusen, das nur machen, um die Jungen auszunutzen und sich zu amüsieren, oder weil sie einen Freund suchen?
Dagmar: Ich weiß nich, vielleicht suchen sie einen Freund. Aber doch nich *so,* da laufen doch die Jungen weg. Ich find das außerdem nich gut, wenn man sich immer einladen läßt. Ich kann das nich. Wenn Didi was bezahlen will, geb ich ihm oft was dazu, obwohl der so reiche Eltern hat. Da hat man irgendwie 'n besseres Gefühl und is nich so abhängig.
Ich: Meinst du, daß sich die Mädchen dadurch abhängig machen und dann nich mehr rauskommen?
Dagmar: Ja, das glaub ich irgendwie.

Auch Tina distanziert sich aus der Entfernung von »den Typen da«.
Tina: Hab ich mich verändert? (Wir haben uns zwei Wochen nicht gesehen.)
Ich: Warum fragst du?
Tina: Naja, es hätt ja sein können, daß dir was auffällt.
Ich: Was könnte mir denn z. B. auffallen?
Tina: Weiß ich nich.
Ich: Möchtest du dich verändern?
Tina: Ja, irgendwie, naja, positiv natürlich. Irgendwie, ne, ich mein, wie soll ich das ausdrücken? Ich möchte ein anständiges Mädchen sein. Nich so wie die da, die in der Radbar und so, so rumhängen und besoffen.
Ich: Anständiger als du jetzt kann sich kein Mensch benehmen.
Tina: Aber in der Radbar und in den Kneipen bin ich anders.
Ich: Wie anders?
Tina: Na, besoffen und so. Ich vergeß dann alles.
Ich: Hast du 'ne Ahnung, warum das so ist?
Tina: Vielleicht angeben oder so. Ja, das kann sein. (Nach einer Weile:) Frau Cordes hat mich gefragt, ob ich Drogen nehme. So was!
Ich: Hast du denn welche genommen?
Tina: Weiß nich. Kann sein. Manchmal, in der Radbar, hatte ich so'n

Gefühl wie wenn ich schwebe, irgendwie, so ganz anders, alles so weit weg. Irre!
Ich: Schlimm oder schön?
Tina: Schlimm-Schön.
Ich: Und wie hast du's genommen?
Tina: Wieso? Das weiß ich doch nicht.
Ich: Wer könnte es denn gemacht haben?
Tina: Irgendwelche Leute vielleicht.
Ich: Und du weißt auch, warum die's so machen?
Tina: Um uns abhängig zu machen.
(In der Radbar z. B. werden den Jugendlichen »großzügige« Kredite gewährt, wird ihnen etwas hingestellt, wenn das andere alle ist. Vermutlich werden auch Drogen in die Getränke getan.)

Dagmar beschreibt die rituellen Abläufe in der Kneipe ähnlich:
Ich: Wie bist'n du mit deinem Geld ausgekommen, zweimal Eintritt für die Disko und dann noch Trinken, daß du blau warst?
Dagmar: Paul hat mir einen ausgegeben.
Ich: Und was?
Dagmar: Erst 'n Bier, das hatte ich ungefähr nach 'ner halben Stunde aus. Und dann standen da plötzlich wieder Flaschen rum. Und da hab ich noch 'ne halbe Flasche getrunken. Und dann kam da ein Junge, den kenn ich auch. Der hatte 'ne Flasche Wodka, glaub ich, war das. Und da hab ich 'n Schluck von getrunken. Aber da merkte ich schon, daß das wirkt. Ich vertrag ja nichts mehr, weil ich's nich mehr gewohnt bin. Und dann war da noch einer, den haben wir »den Verrückten« genannt. Weil er immer so komisch getanzt hat. Und der hat noch 'ne Runde geschmissen. Und dann hat Paul noch 'n Pernod für mich bestellt.
Ich: Nach dem Pensum hättste mich nach Hause tragen können.
Dagmar: Ich war nich blau, ehrlich.
Ich: Und wie seid ihr nach Hause gekommen?
Dagmar: Wir sind noch mit zu so 'nem Jungen, von dem hat sich Tina 'n Fahrrad geliehen, und ich bei Paul hinten drauf.
Ich: Wie bist du eigentlich zum regelmäßigen Kneipengehen gekommen?
Dagmar: Als ich im Jugendzentrum war, da warn da so Mädchen, die ham mich gefragt, ob ich mitkomm zur Radbar.
Ich: Wann war das?
Dagmar: Da war ich 11, nee, da bin ich grad 12 geworden.
Ich: Und von da an warst du öfter da?
Dagmar: Am Anfang hatte ich Schiß, aber dann hat mir's gefallen, und da bin ich öfters hin.

Dagmar ist knapp 13. Sie hat, ähnlich wie Tina, Schwierigkeiten mit ihrer Mutter. Die Mutter versteht nicht, daß sie gerne tanzen geht, was erleben will und auch mit ihrem Freund zusammen sein will.

Dagmar: Sie gönnt mir nicht, daß ich Freunde hab, da isse neidisch, weil sie das früher nich hatte. Als das mit Didi (13) anfing, da hat se immer gelästert und geschimpft und so schreckliche Wörter gesagt, und so Kuh, Arschloch, und noch Schlimmeres. Hure. Mein kleiner Bruder hat's dann auch übernommen, und das auch gesagt. Das war ganz schlimm. Sie glaubt mir nich, daß ich noch Jungfrau bin und ich mit Didi nur schmuse und so. Die sagt, das stimmt nicht, ich soll ihr nichts erzählen. Wahrscheinlich hat sie's so getrieben damals. Aber es gibt so Mädchen, ich weiß das. Die haben einen schlechten Ruf, weil sie mit alle Jungs gehen. Und sich was ausgeben lassen. Ich kenn eine, die heißt Imke, die is erst 15 und hat schon'n Kind, das is drei und lebt im Heim. Ich wollt's gar nich glauben, aber sie hat's mir selbst erzählt. Meine Mutter denkt immer, ich bin die Schlimmste und die andern sind gut.

Ich: Seit wann isses denn so schlimm zu Hause?

Dagmar: Seit se Norbert kennt. Früher war das noch ganz gut, da hat er mir bei den Schularbeiten geholfen und so, aber dann gab's immer Streit. Der ist noch so jung, meine Mutter is dem auch überlegen.

Ich: Wieso das denn?

Dagmar: Er ist erst 26 und sie 31. Er macht, was sie will. Ich hab oft zu ihr gesagt, das ist nichts, und er konnte mit mir auch nich, immer hat er gleich zugeschlagen, der fühlte sich von mir unsicher gemacht, weil ich mir nichts hab von ihm sagen lassen. Ich find das nich gut, wenn die Frau dem Mann überlegen ist.

Dagmars Mutter war 18, als Dagmar zur Welt kam, und heiratete dann den Vater von Dagmar. Aber die Ehe ging nach drei Jahren auseinander; in der Zeit mußte Dagmar zu ihrer Oma. Später dann, als die Mutter wieder heiratete, kam sie zurück. In der Zeit wurden der Stiefbruder (7) und die Stiefschwester (6) geboren.

Ich: Kannst du dich an deinen Stiefvater noch erinnern?

Dagmar: Oh, das war furchtbar, der hat meine Mutter immer geschlagen. Wie oft wir auf der Polizeiwache waren!

Auch diese Ehe ging auseinander. Die kleine Schwester war knapp ein Jahr alt. Seit der Zeit lebte die Mutter mit den drei Kindern in der Altstadt; ihren Lebensunterhalt verdiente sie vorwiegend als Reinemachfrau. Als sie vor ca. zwei Jahren Norbert kennenlernte, war Dagmar 11.

Dagmar: Früher wars ganz toll mit meiner Mutter, da ham wir oft zusammengesessen und so, wie Freundinnen. Sie hat sogar das Schminken von mir abgeguckt. Die sieht ganz toll aus, wenn die sich schminkt. Früher, wenn sie ausging, da hab ich ihr manchmal so'n Tip gegeben.

Ich: Und den hat sie angenommen?
Dagmar: Ja, die kam sogar in mein Zimmer und hat mich beim Schminken beobachtet, und wenn ich dann was gemerkt hab, dann hat se so getan, wie wenn se nur so reinkam und so, »Dagmar, hast du noch schmutzige Wäsche« hat se dann gefragt.
Die Schwierigkeiten zu Hause haben sich dann so gesteigert, daß Dagmars Mutter die Heimeinweisung beantragte. Als Dagmar das erfuhr, lief sie von zu Hause weg.
Ich: Wie kam das denn mit dem Heim?
Dagmar: Ich hab von meiner Mutter kein Geld gekriegt, immer hat se geschimpft, es war furchtbar. Da hab ich mir ab und zu mal was genommen. Da war sie unwahrscheinlich sauer und wollte mir auch verbieten, mit Didi zusammen zu sein. Aber ich bin dann trotzdem mit ihm weggegangen, und sie hat gedroht, mit dem Heim.
Ich: Und du hast es ihr nicht geglaubt?
Dagmar: Nee, ich dachte, die macht mir nur Angst.

Die Zeit zwischen Heimantrag und Heimeinweisung war lang. In der Zeit schlief Dagmar jede Nacht woanders. Als Tina und ich sie vor der Radbar trafen, war sie wieder auf Bettsuche. Diesmal bot Tina ihr an, bei ihr zu Hause zu schlafen.
Tinas Mutter ist wie Dagmars Mutter zweimal geschieden. Aus der ersten Ehe kommen drei Mädchen, Susa, Rosi und Tina.
»Meine Kinder haben viel Temperament, wissen Sie, das haben sie von ihrem Vater. Der wollte immer nur ausgehen. Der sah nachher so alt aus, daß er immer Make-up von mir wollte. Und ich hätte die Kinder immer allein lassen müssen. Aber ich hab mich auf meine Kinder gefreut und was für sie getan. Die Schulden wurden immer größer, nachher klebte überall der Kuckuck.«
Als sie wenige Jahre später wieder heiratet, kommt die vierte Tochter zur Welt, Doris.
Tinas Mutter lebt jetzt in einem kleinen Ort mit Tina und Doris zusammen und ernährt die kleine Familie mit Putzarbeit; auch sie hat keinen Beruf wie Dagmars Mutter. Die beiden älteren Mädchen leben in anderen Städten.

Ich bin bei Tinas Mutter zu Besuch. Dagmar und Tina waren beim Frisör und kommen gerade herein.
Ich: Oh, ihr seid ja kaum wiederzuerkennen!
Tina: Gefällt's dir? (Sie dreht sich um sich selbst.)
Ich: Ich find's schön.
Tina: Mutti, du auch?
Mutter: Was hat's denn gekostet?

Tina: 15 Mark.
Mutter: Und was habt Ihr mit dem Rest gemacht?
Tina: Eis gegessen.
Tina und Dagmar verziehen sich in Tinas Zimmer. Tina schminkt sich die Lippen und kommt wieder in die Küche.
Mutter: Gucken Sie doch, wie se jetzt aussieht, so guckt se doch kein Mann an. Oder?
Ich: Das kann ich nicht beurteilen. Tina, was is das denn?
Tina: Lippenpomade, geht schnell wieder weg. Aber's glänzt so schön.
Mutter: Tina, nun erzähl doch mal, warum du nich mehr in die Wohngemeinschaft darfst.
Tina: Nee.
Mutter: Ja, mir kannste nichts vormachen. Tina lügt gerne. Ich weiß ja Bescheid. Rausgeschmissen ham se se.
Ich: Warum?
Tina: Ich bin zu spät gekommen.
Mutter: Die Nacht durchgemacht hat se. Und die Dagmar wolltest du auch mit reinschmuggeln. Durchs Kellerfenster. Dagmar hat's mir erzählt, stimmt's Dagmar?
Dagmar: Ja.
Ich: Und warum?
Mutter: Damit se nich alleine is, dann hat se nich alleine die Scheiße gebaut. Nu sag doch mal, wann warste denn da?
Tina: Halb drei.
Ich: Mensch, Tina!
Tina: Ich weiß ja, war Scheiße, aber ich war betrunken, total betrunken.
Mutter: Saufen tut se, wo gibt's denn sowas? Meine Tochter is Alkoholikerin. Jetzt sehen Sie, was ich meine, wie soll man denn so ein Mädchen verstehen? Ein anständiges Mädchen geht in die Fabrik oder in die Lehre, und kommt nach Hause. Die ganzen Enttäuschungen! Wenn se'n Freund hätte, aber die nimmt doch keiner! Wenn du einen hast, den will ich kennenlernen. Das sage ich dir.
Tina: Ich kann den doch nich nach zweimal Sehen mit hierher bringen.
Mutter: Länger hält's auch keiner bei dir aus!
Tina: Mutti, du bist gemein.

Tina leidet sehr unter dem Unverständnis der Mutter; auch sie möchte ihren Bedürfnissen entsprechend leben: sich schminken, hübsch anziehen und tanzen gehen, aber »immer hat sie was zu meckern«.
Ich: Hast du früher nich solche Schwierigkeiten zu Hause gehabt?
Tina: Nee, als ich noch alles gemacht hab und alles hab machen lassen mit mir.

Ich: Was denn?
Tina: Na helfen. Haushalt und so. Mich kotzt das an.
Ich: Warum?
Tina: Wenn ich mal kochen will, darf ich nich, wenn ich malen will, darf ich nich, und im Haushalt, das Schöne, z. B. Streußel auf'n Kuchen, das macht sie selbst. Ich muß die Dreckarbeit machen.
Bei diesem Gespräch fällt mir ein Besuch bei Tina und ihrer Mutter ein: Tina fing an, Geschirr abzuwaschen, Berge.
Mutter: Tina, was machst du denn da?
Tina: Ich wasche ab.
Mutter: Aber mit soviel Schaum! Ich hab doch schon Palmolive reingetan! Da wird doch das Geschirr ganz schmierig! Und die Hände greift's auch an! Gucken Sie nur, Frau Reinke, was für 'ne Schweinerei! Das muß ich hinterher alles wieder aufwischen, da mach ich's lieber gleich selber!
Tina später: Immer hat se was zu meckern, im Grunde müßt ich den ganzen Tag helfen! Ach, wie mich das ankotzt. Manchmal darf ich nicht mal fernsehen! Aber ich brauch das, dann kann ich wenigstens mit andern was erleben.
Ich: Und du möchtest was erleben?
Tina: Ja, ich find das alles langweilig. Zur Schule, ins Bett, Schularbeiten machen, helfen, fernsehen, ins Bett. So wie du lebst, das find ich toll. Abends was Ausländisches kochen, mit Freunden, und diskutieren.

Auch Tinas Mutter hat einen Freund, mit dem sie allerdings nicht zusammenlebt. Tinas Mutter sagt: Meine Kinder gönnen mir den nicht.
Tina: Der is scheißfreundlich und kehrt den feinen Mann raus, nee, den kann ich nich leiden. Meine Mutter macht nur so Sachen, um mich zu ärgern. Mit dem isse völlig abhängig. Dem isse in einem Jahr hörig.
Seit Dagmar bei Tina wohnt, fühlt sie sich gestärkt; sie hat nun eine »Leidensgenossin« und tritt auch der Mutter gegenüber etwas mutiger auf. Als ich wieder einmal zu Besuch komme, um dann später mit den beiden noch etwas zu unternehmen, fühlt sich Tinas Mutter ziemlich in die Enge gedrängt und reagiert entsprechend.
Mutter: Müssen die denn immer unterwegs sein? Ewig auf Achse. Früher gab's das nich, da haben wir der Mutter geholfen. Aber heute? Zu alles sind se zu fein.
Tina: Mutti, was soll denn das? Wir waren doch den ganzen Tag zu Hause und haben geholfen und gemacht. Dir kann man es auch nicht recht machen.
Mutter: Du bist still. Du bist nicht gefragt, oder willst du eine hinter die Ohren haben?
Dagmar verzieht sich, ihr wird offenbar mulmig.

Mutter: Frau Reinke, ich weiß gar nich, wieso ich Sie reingelassen hab. Immer das Diskutieren, und Sie lassen alles durchgehen. Da bin ich Ihnen auch böse wegen dem Kleid vorhin. (Tina wollte ihr neues Kleid mit in die Ferien nehmen, die Mutter wollt's nicht und hat es in ihrem Kleiderschrank verschlossen.) Sie hätten ja Tina mal Bescheid sagen können!
Ich: Ich würd in ein Zeltlager auch nur Hosen mitnehmen, aber das muß doch Tina selbst herausfinden, daß das unpraktisch ist.
Mutter: So, meinen Sie? Meinen Sie, die lernt aus Erfahrung? Jedenfalls bleibt se heut abend hier, bei der Familie. Und jetzt is Schluß.
Sie geht zornig weg, mit einem Korb Wäsche im Arm.
Dagmar und Tina flüstern. Ich höre, wie Dagmar sagt: »Jetzt isse wie meine Mutter.« Tina fängt an zu kichern: »Die is bloß neidisch.« Beide sind enttäuscht. Dagmar weint, Tina lacht ständig.
Dagmar: Mensch, hör auf zu lachen.
Tina: Soll ich heulen?
Dagmar: Ach, is mir egal, ich hatte mich so gefreut, und jetzt?
Tina: Wir gucken fern, Gesetz der Gesetzlosen.
Tinas Mutter kommt zurück.
Tina: Mutti, können wir heute abend fernsehen?
Mutter: Was gibst denn?
Tina: Gesetz der Gesetzlosen.
Mutter: Was? Sowas mit Schießerei und Tote? Meinst du, ich kann mir unter dem Titel nichts vorstellen? Ich bin doch nicht doof! (Tina und Dagmar kichern.) Da, sehen Sie, kichern tun die Gören über mich!

Für Dagmar sind diese Stimmungen zu Hause nicht neu. Als sie noch zu Hause wohnte, gab's wegen ähnlicher Probleme oft Streit, meistens mit dem Resultat, daß ihr was verboten wurde.
Seit jedoch die Mutter den Heimantrag gestellt hat, war sie nicht mehr zu Hause; sie will mit ihrer Mutter nichts mehr zu tun haben. Ich habe die Möglichkeit, sie in einem Heim in Hamburg unterzubringen; bis zur endgültigen Aufnahme kann sie bei mir wohnen. Wir müssen aber nochmal zu ihr nach Hause, um ihre Sachen abzuholen.
Hinterhof, Treppen, muffiger Geruch. Wir klopfen an eine Tür in einem großen, offenen Flur. Drinnen Kindergeschrei. Ich fühle mich etwas beklommen.
Dagmar: Hoffentlich is der Norbert nich da.
Ich: Hast du Angst vor ihm?
Dagmar: Ja, deshalb gehe ich hier auch nich mehr alleine hin. Der hat mich dauernd geschlagen, überall hin, ins Gesicht und so.
Ein Junge macht auf. Die Mutter steht in Unterrock und Bluse da, fingert schnell an einem Rock und zieht sich an. Dagmars kleine Schwester kommt

aus einem Hinterzimmer. Sie ist nackt und tobt über Tische und Bänke.
Dagmar: Ich wollte meine Sachen holen.
Eine Männerstimme aus dem Hintergrund schreit: Wer is denn da?
Dagmars Mutter: Dagmar holt ihre Sachen!
Er: Gib mir doch mal meine Hose!
Mutter: Gleich. (Zu Dagmar:) Deine Sachen sind alle da draußen.
Wir sehen uns um. Im Flur steht ein alter Koffer, daneben mehrere Plastiktüten. Als Norbert kommt, schnappt sich Dagmar ein paar Plastiktüten und geht runter.
Tina (ihre Mutter hatte ihr aufgetragen, nach dem Frisörgeld zu fragen, das sie für Dagmar bezahlt hatte): Meine Mutter läßt fragen, ob Sie für Dagmar den Frisör bezahlen können?
Mutter (mit einem unsicheren Blick auf mich): Nö, seh ich nich ein, was hab ich mit deiner Mutter zu tun, ich hab sie nich drum gebeten.
Er: Was mischt sich deine Alte da ein, kannst ihr bestellen, von uns kriegt sie keinen Pfennig.
Dagmar (wieder hochkommend): Und mein Schwimmpaß, und den Kinderausweis brauch ich noch.
Mutter: Den hab ich nich. Ich weiß nich, wo der is.
Dagmar: Vielleicht im Stammbuch oder so?
Dagmars Mutter geht suchen. Norbert steht, mit den Händen in den Hüften, vor uns. Tina kommt näher an mich ran. Mir ist zum Heulen. Dagmar kommt wieder hoch, die Ausweise sind da. Dagmars Mutter gibt sie ihr, ohne Regung, wie versteinert. Dagmar nimmt alles an sich, ihr Gesicht ist verschlossen. Ich greife den einzigen Koffer, Tina und Dagmar die restlichen Tüten, wir gehen, wortlos.
Am Auto angekommen, verstauen wir alles. Die Nachbarn stehen hinter den Gardinen. Ein Fenster oben geht auf. Norbert beugt sich heraus, wirft etwas runter. Eine Haarbürste. »Damit keiner mehr sagen kann, du hättest keine eigene Haarbürste!«, schreit er.
Wir starren auf die Bürste. Dagmar fängt an zu schluchzen. Ich nehme sie, hilflos wie ich bin, in den Arm und weine mit.

Tina fährt wenige Tage später ins Zeltlager. Dagmar und ich versprechen ihr, sie zu besuchen.
Das Zeltlager ist an der Ostsee, mit ca. 350 Jugendlichen aus der gesamten Bundesrepublik aus den verschiedensten Städten.
Tina begrüßt uns stürmisch und zeigt uns alles. Wir beschließen rauszufahren. Beide genießen die Autofahrt bei offenem Fenster und lauter Musik, die Haare flattern; sie schließen die Augen und singen laut mit.
Wir schlendern durch die Straßen der kleinen Stadt und albern und kichern vor uns hin. Beide gehen barfuß, wir haken uns alle drei ein und suchen

nach einer Kneipe, weil wir Hunger haben. Tina erzählt vom Lager, von Preistanzen, Fuchsjagd und Segeln, und daß sie Reiner kennengelernt hat und den ganz toll findet.
In der Kneipe erzählt sie: Ich hab schon zwei Jungen das Küssen beigebracht. Hinterher haben sie dann durchs ganze Lager geschrien: Ich kann küssen!!! Wir lachen. Dagmar erzählt: Ich habs von meinem Vater gelernt. An einem Abend, da war Tante Noppi, also meine Stiefmutter, auch dabei, ich wollt meinem Vater einen Gutenachtkuß geben und hab gefragt, ob das richtiges Küssen ist. Und da hat er's mir gezeigt.
Tina: Da gibt's ganz schöne Unterschiede. Manche stecken einem die Zunge in den Hals, daß man denkt, man erstickt. Der Reiner, oh, der küßt ganz toll, wir machen das immer ganz lange.
Dagmar: Oh, Didi kann toll küssen, am besten von allen bisher. Der is überhaupt ganz toll, sieht toll aus, hat'n tollen Charakter, und hat mich lieb. Ich bin richtig stolz, daß er mich zur Freundin hat, obwohl ihn so viele Mädchen anhimmeln.
Tina: Gib nich so an, gib lieber zu, daß du neidisch bist.
Dagmar: Ich? Nee, wirklich nich, ich gönn dir das.
Tina: Ich weiß, daß du neidisch bist.

Die Beziehung zwischen Dagmar und Tina erscheint oft widersprüchlich; sie teilen Probleme und Ängste; besprechen auch viel.
Als mich beide besuchen kommen, zusammen mit Didi, Dagmars Freund, reden sie von Sexualität. Wir trinken Tee, Dagmar liest einen Artikel aus der *Bravo* vor, in dem es um Sexualität zwischen Jugendlichen geht:
Dagmar: Wollt ihr's noch hören?
Ich: Wolltest du hinterher mit uns drüber sprechen?
Dagmar: Ja.
Didi: Ich hab den Artikel auch gelesen. Am Anfang fand ich ihn langweilig, und beim zweiten Mal fand ich's ganz gut. Da hab ich gemerkt, daß mich das irgendwie auch betrifft.
Tina: Hast du denn schon mal mit'n Mädchen geschlafen?
Didi: Nee.
Tina: Dagmar, du schon mal?
Dagmar: Nee.
Tina: Wollt ihr denn zusammen schlafen?
Didi: Naja, das is so'ne Scheiße. Dauernd petting. Irgendwann will man mal mehr, aber ich hab irgendwie Schiß davor.
Tina: Mensch, ihr seid erst 13. Ich hab auch noch nich mit'n Jungen geschlafen. Und ich bin fast 16. Ich habe auch unheimliche Angst, deshalb will ich auch warten, bis ich einen Jungen kennen lerne, den ich wirklich liebe. Denn den ersten vergißt du nicht.

Didi: Das stimmt. Ich glaub das auch.
Ich: Wieso seid ihr da so sicher?
Tina: Das weiß ich einfach. Wann hast du denn das erste Mal mit einem Mann geschlafen?
Ich: Mit 18½.
Tina: Und wie war das?
Ich: Es war alles so verkrampft, weil ich Angst hatte vorm Kind. Und außerdem nich aufgeklärt war.
Tina: Meine Mutter hat mich auch nicht aufgeklärt.
Didi: Meine Eltern auch nich, die denken, sowas mach ich noch nicht.
Dagmar: Meine Mutter hat mich aufgeklärt.
Tina: Wenn's bei mir soweit ist, red ich erst mal mit meiner Mutter drüber. Schon wegen Verhütung und so. Gudrun, meinst du, mit meiner Mutter kann man darüber reden?
Ich: Ich glaub schon.
Tina: Didi, würdest du in die Apotheke gehen und dir Kondome kaufen?
Didi: Nee, ich nich.
Tina: Du bist gut! Schlafen ja, aber verhüten, dazu bist du zu feige. Ja, zu feige find ich das. Da muß dann das Mädchen dran denken.
Dagmar: Wieso, das find ich normal.
Ich: Und woran hast du da gedacht?
Dagmar: Die Pille.
Ich: Und weißt du, wie die wirkt?
Dagmar: Die nimmt man jeden Tag, und dann kriegt man kein Kind.
Tina: Ich finde, ihr seid noch zu jung zum Schlafen.
Dagmar: Wieso?
Ich: Vielleicht habt ihr Angst, oder ihr seid enttäuscht, daß es anders ist, als es in dem Artikel beschrieben ist.
Dagmar: Angst hab ich keine. Und der Artikel, da is manches anders. Z. B. muß das Mädchen gar nich die Augen niederschlagen, die kann doch auch anders gucken.
Tina ist 15. Und sie steht, ähnlich wie Dagmar, zwischen ihren eigenen sinnlichen Erfahrungen und Hoffnungen und den Reaktionen und Interpretationen anderer hierauf. Sie hat immer davon geträumt, so wie ein »anständiges« Mädchen es eben tun muß, auf einen Mann zu warten, den sie liebt, weil sie erst dann mit ihm schlafen will. »Liebe ist, geliebt zu werden und einen Menschen haben, den man verehrt und vertraut und sich mit ihm gut versteht und sich zu ihm hingezogen fühlt.« (Tina)

Wenige Wochen später schlief sie dann das erste Mal mit einem Mann. Und diesen Mann hat sie wirklich nicht vergessen.
Ich: Tina, wann war das?

Tina: Das war vor vier Wochen, da war ich in'ne Eisdiele, das war, als ich von zu Hause weg bin. Da hab ich Erich kennengelernt. Der is dann mit Vera und mir in'ne Wohnung gefahren. Oh, das war so furchtbar. Ich wollte nicht. Und als es vorbei war, hab ich zu Vera gesagt, warum hast du mir nich geholfen? Sie hat gesagt, was willst du eigentlich, ich hab dir doch den Vortritt gelassen.
Ich: Hat er mit Vera auch noch geschlafen?
Tina: Ja, gleich danach.
Ich: Scheiße. (Nach einer Weile:) Wie war das Schlafen für dich?
Tina: Oh, es war so schlimm. Und hat wehgetan. Ich weiß gar nichts mehr. Ich weiß nur noch, daß ich immer geschrien hab: Au, das tut weh, laß mich in Ruhe! Da is doch auch mein Reißverschluß kaputtgegangen.
Ich: Bist du jetzt enttäuscht vom Schlafen?
Tina: Weiß nich, ich glaub, mit Reiner damals oder mit Stefan jetzt wär's schöner, weil ich die gerne mag.

Nach diesem Erlebnis war Tina resigniert und enttäuscht; sie blieb in der Nacht von zu Hause weg, und auch in der darauffolgenden Nacht. Dabei traf sie Dagmar, die schon ins Heim gekommen war, aber aus Heimweh in ihre alte Umgebung zurücklief.
Die gemeinsame Erfahrung, nachts auf der Suche nach einer Unterkunft, ermöglicht Solidarität. Sie tun sich zusammen, aber bald schon streiten sie sich; die Situation, in der sie sich befinden, scheint das auszulösen:
Tina: Als wir zusammen unterwegs waren, wir ham uns gestritten, au weia, beinahe hätten wir uns gekloppt.
Ich: Wieso das denn?
Tina: Das war, als wir zusammen unterwegs waren.
Ich: An dem Wochenende, als du mit bei dem Bekannten von deiner Mutter warst?
Tina: Ja, ich hab sie zufällig in der Stadt getroffen.
Ich: Wo?
Tina: In der Radbar. Stefan kam hoch und sagte, Dagmar is unten. Der kennt sie auch. Naja, und da warn wir noch zusammen den Abend. Als die Radbar zu war, sind wir dann spazieren gegangen, und dann ham wir uns ins Gebüsch gelegt zum Schlafen.
Ich: Habt ihr keine Angst gehabt?
Tina: Nee, vor wem denn? Wenn Polizei kam, ham wir Liebespaar gespielt und unsere Köpfe weggedreht. Es war nur unheimlich kalt. Die Nacht hat's glaub ich gefroren.
Ich: Und am nächsten Tag?
Tina: Oh, wir hatten so'n Hunger. Mann! Dagmar wollt ihre Kette verkaufen. Aber die hatte sie doch gerade von Martin zum Geburtstag gekriegt. Da

wollt ich meine verkaufen. Aber in dem Geschäft wollt der sie uns nich abnehmen. Der sagt doch glatt, von Kindern kauf ich nichts. Dann sind wir in die Lady, das is 'ne ganz schlimme Disco. Die hat Tag und Nacht auf. Und abends sind wir von zwei Typen mit nach Carlhagen genommen worden.
Ich: Was wolltet ihr denn da?
Tina: Dagmar wollte unbedingt bei Paul schlafen. Aber sie wußte ja nich mal die Straße. Sie is immer hin und her und da fings an.
Ich: Was?
Tina: Streit! Wir ham dann die Adresse nich gefunden und wollten nach Kelstadt zurück.
Ich: Wie denn?
Tina: Zu Fuß. (Ich staune laut, es sind 10 km.) Und da behauptet sie plötzlich, ich hätt noch 'ne Zigarette von ihr. Es war meine letzte. Ich hab se ihr dann gegeben. Sie war so fertig. Sie hat sich einfach hingesetzt und gesagt, ich geh nich weiter, ich bleib hier. Ich wollt se weiterziehen, und da hat se geschrien, faß mich nich an, du bist nich meine Mutter, und geschimpft hat se, hau ab, du Nutte, ich kann dich nich mehr sehen. Ich bin dann weitergegangen, und irgendwann kam se dann. Sie is an mir vorbeigelaufen, aber dann hat se angehalten und auf mich gewartet.
Ich: Seid ihr dann zusammen weitergegangen?
Tina: Nee, mit'n Bus.
Ich: Mitten in der Nacht?
Tina: Wir ham uns auf die Bank gesetzt und geschlafen.
Ich: Und wann kam der Bus?
Tina: Um 5.

Beide wurden nach dieser Nacht von der Polizei aufgegriffen; Dagmar kam zurück ins Heim, Tina zurück zu ihrer Mutter. Sie bekam vier Wochen Stubenarrest. Sie schrieb mir einen Brief:
»Mir ist so einiges aufgegangen. Ich habe doch vier Wochen Stubenarrest. Ich glaube, daß mir die vier Wochen gut tun werden. Ich habe meiner Mutter sogar freiwillig angeboten, mit zu ihrem Bekannten zu gehen. Ich werde auch versuchen, das Rauchen aufzugeben, aber nur ihr zuliebe, weil mir jetzt (leider) aufgegangen ist, daß sie mich liebt, und ich ebenfalls. Diese vier Wochen sind keine Strafe. Nein. Sie helfen mir, nicht nur an mich zu denken, sondern auch daran, daß ich eine liebe Familie habe. Für eine Frau ist doch das Schönste, geliebt und begehrt zu werden.«
Tina hielt die vier Wochen nicht aus. Sie lief wieder weg. Diesmal kam sie nicht wieder nach Hause. Die Mutter verweigerte die Aufnahme und beantragte Heimeinweisung.

Mary und Doris
»Wenn ich ne Karre hab, verzicht ich auf alles«

Die »Dark Ladies« in Berlin

Der Club

Mary: Dark Ladies ist ein Club junger Rockermädchen. Probiern wir auf jeden Fall zu sein und zu werden. Momentan looft det alles noch nicht so, aber det kommt schon noch, wa. Und wir haben eben dieselben Interessen wie die Typen, genau detselbe, wa. Nur: für uns ist det eben ziemlich schwer überhaupt durchzubringen. Weil, wir werden garnicht so anerkannt wie die Typen anerkannt werden. Daß wir aber dasselbe, daß wir im Prinzip dasselbe wollen. Weeß nich. Vielleicht wolln se das nicht haben oder sehen das einfach nicht. Aber, wir wollen det eben, wa. Wir probieren das auch mit allen Mitteln durchzusetzen. Es ist klar, daß wir da bestimmt ein bißchen Ärger kriegen, aber wir probieren's auf alle Fälle . . .

Kuck mal, ich weeß det nicht genau, aber, wo Blondi ankam und sagte, Mensch, Mary, pass mal uff, wir machen einen Weiberclub auf, was hälste denn davon, ich meine, das Ding geht jetzt schon, na ja, seit drei Jahren geht det so, wo se denn gesagt hat, Mensch, Mary, wir probieren det jetzt. Mit Karren, alles drum und dran. Wir lassen det mal knallhart druf ankommen. Ich kann mir vorstellen, daß da einige Typen unheimlich sauer auf uns waren, weil, vorher war die Braut eben zu Hause, ist nur mal mitgegangen zu Fêten und so, jetzt haben wir das genauso druff. Mal rüberzufahren, allet drum und dran. Und ich kann mir vorstellen, daß wir deswegen bei vielen Typen unheimlich abgestempelt sind. Weil, ick weeß nicht, ich glaube, wenn die wenigstens mal versuchen würden, uns zu verstehen. Die sollen das nur mal probieren, die sollen sich nur mal in uns rinsetzen, ja. Das bringt uns auch nischt, das ist keine Erfüllung, wenn wir nur mit die Typen rüberfahren und rumfahren und allet drum und dran. Wir wollen selber wat uffziehen.

Doris: Aber ick gloobe, det kommt jetzt durch den Club. Dadurch, daß wir uns zusammengetan haben und jetzt selber was uff die Beene stellen, ich gloobe, dadurch sinkt bzw. steigt unser Ansehen ganz schön.

Mary: Wir müssen den Typen erstmal beweisen, daß wir det können. Und det, Doris, ist unheimlich schwer. Unheimlich schwer. Vor allen Dingen, weil det immer ein paar Bräute gibt, die echt Votzen sind. Die Votzen sind, ja. Det ist immer bei.

Geli: Prost mal zwischendurch, Prost hier, ›Dark Ladies forever, forever Dark Ladies!‹ Prost!
Mary: Eben! Det wollt ick auch nochmal sagen. Das ist doch so: Die Typen, ganz, ganz früher, wie haben die denn angefangen? Die sind mit Fahrrad rumgefahren, haben sie angefangen, auf Rocker. Ok, dann haben sie Vierers gefahren, dann haben sie Einers gefahren, da war ein einziger mit 'ner Einer im Club. Und genau fangen wir an. Und für Bräute ist das unheimlich gut, wenn da schon drei Bräute mit drin sind, mit Böcke und allet drum und dran. Und das schaffen wir auch. Und, aber, weeßte, ich glaube, das sehen die manchmal garnicht. Die sehen, da sind nur ein oder zwei Böcke druff, ist doch Scheiße, der Club. Aber daß wir das genauso hochbauen können wie die Typen, daß das auch mal kommt, daß wir 20, 30 Böcke haben, und det kommt, det schwör ick dir, ja. Logisch ist det schwer.
Doris: Ist praktisch noch nie dagewesen. Was wir jetzt bringen ist ja praktisch revolutionär oder wat. Das gabs ja bisher nicht. Aber, ich gloobe, das hat sich schon ganz gut angeloofen. Und wenn wir das so weiterziehen, dann wird das bestimmt ganz toll werden. Und das wird och mit den Typen klappen. Da bin ich also ganz fest von überzeugt.

Die Typen

Mary: Was heißt: wie die Typen. Det gibt es nicht. Ein Unterschied ist das immer. Typen sind Typen und Bräute sind Bräute, wa. Aber wir probieren det eben auf unsere Basis aufzubauen, wa. Eben, genau, wir stehen auch auf Rocker. Rocker forever. Ehrlich. Es ist eben, es looft alles ein bißchen anders, weil das nie so gehen wird, wie die Typen das bringen, weil eben schon das Vorurteil ist, is 'ne Braut, ne, det looft nich. Wir sind eben so 'ne Bräute, wir haben keenen Bock auf so 'ne Scheiß-Spießer. Det ham wir nicht druff. Wenn wir da mal mit, was weeß ick, wenn ich zum Beispiel mit Stoffhosen da rumloofe und mich vorstelle irgendwo, bin ich froh, wenn mich keener sieht von die Typen. Weil ich mich selber nicht wohl drin fühle. In die Sachen, wa. Det sind halt alles so 'ne Sachen und wir stehen eben druff, uf Camps rüberfahren, allet so wat (lacht) . . .
Rocker? Is 'nen Rock-and-Roll-Typ. Voller RaR-Typ. Da fühlste dich echt. Wenn de mang die Rocker sitzt, du fühlst dir wie in die 60er Jahre, du fühlst dir total zurückversetzt. Is eben RaR, Boogie-Boogie, Karre fahrn, und allet drum und dran. Ein ganz starkes feeling is det, wa. Echt. Wenn de dagegen in so 'ne Disko gehst, so 'ne stinknormale Disko, das ist ein Unterschied wie Tag und Nacht. Kannste garnicht vergleichen. Kann man garnicht beschreiben. Is eben ein RaR-Typ. Voller RaR-Typ. Ist astrein . . .
Die Typen, die Rocker, die sind nämlich unheimlich ehrlich. Pass uff, ich lern jetzt 'nen Disko-Typ in 'ner Disko kennen. Der meent zu mir, ach

Mäuschen, du siehst ja so süß aus. Ach, und bist du öfter hier, und wolln wir ausgehen, wolln wir ins Kino gehen, und macht und tut, und der gibt aus, und macht. Kommt aber 'n Rocker rin, der sagt zu mir, eh, Alte, weeßte wat, ick find dich unheimlich stark, ich steh auf dich, ich hab Bock auf dich, sag ich, alles klar. Ist ein Unterschied wie Tag und Nacht. Und, weeßte, bei so'nem Typ, der sagt, Alte, ich hab'n Bock auf dich, stehste viel viel mehr druff, als wenn er zu dir sagt, Mäuschen, ich liebe dich. Ehrlich jetzt mal. Weil de weeßt, der Typ, der nur sagt, Mäuschen, ich find dich dufte oder ich steh auf dich oder wat, der meint det ehrlicher als wenn er sagt, ich liebe dich . . .

Vorurteile

Mary: Also, mit die Rocker, det is so: Viele Leute, die haben ein unheimliches Vorurteil gegen die. Weil es da ein paar 15, 16, 17jährige Pipels gibt, die hauen denn da, was weeß ick, die alten Omas aufn Kopp, und das sind dann wir. Det sind immer ›die Rocker‹. Damals, was weeß ick, waren das andere Gruppen, heute sind das ›Born to be wild‹ und ›Dragons‹, wenn so wat looft. Weil es immer auf die Gruppen zurückfällt. Obwohl det so'ne Spinner sind, die mit Kugelschreiber auf die Kutte, also, schreiben die da mit Kugelschreiber Namen auf die Kutte, rasen sie rum, bauen Mist, und auf die richtigen Rocker fällt det. Und das ist Quatsch. Das haben die richtigen Rocker nicht druff. Wenn se wat bringen, bringen se wat Besseres. Aber nicht sowas. Wie Handtaschenklauen. Und so. Das ist Quatsch. Und mit dem Vorurteil, das ist immer so: wenn ich mich mit Lederjacke vorstellen gehe, irgendwo auf Arbeit oder so, werde ich nie genommen. Det weeß ick ganz genau. Eben durch det Vorurteil. Det looft nicht. Aber auf der anderen Seite haben wir det auch nicht druff uns unheimlich zu verstellen. Det geht nicht. Na ja, und Rocker, ich weeß nicht. So, angenommen, ich bring jetzt 'ne Freundin mit, mit Lederjacke, alles drum und dran, mit Karre und so, ist det 'n Rocker. Da wird garnicht gekieckt, wie die wirklich ist. Da kieckt keener nach dem Charakter oder so. Das macht das Aussehen. Das macht das Äußerliche, wa. Und das ist der Eindruck auf alle, auf alle. Auf die ganze Gesellschaft. Ich seh das doch manchmal: wenn wir hier sechs Bräute langloofen oder wat mit Lederjacke und dem ganzen drum und dran, da kommen paar an, und gehen vier Meter weiter oder wat. Is eben dieses Vorurteil. Durch so'ne Idioten. Det sind nich wir, des sind die Idioten, die kleenen Typen sind det, die garnischt bringen, nischt bringen, ja. Dadurch kommt det Vorurteil, würde ich sagen.

Doris: Vor allen Dingen wird alles so unheimlich hochgespielt. Wenn wirklich mal einer mal aus der Reihe tanzt oder so, was überall mal vorkommt, dann wird det dermaßen hochgespielt. ›Die Rocker‹ und ›die brutalen Rocker‹, und wenn det eener gewesen ist, dann war's nicht eener, sondern dann wars 'ne ganze Truppe gewesen, ja. Und det wird eben von der Presse unheimlich hochgespielt. Die Presse, die vermittelt also praktisch das Image, was die Rocker haben. Das ist praktisch 'ne Wunschvorstellung, im Prinzip. Ja. Ich glaube, die brauchen irgendjemand, an den sie sich da hochziehen können, denen sie alles zuschieben können.

Mary: Genau wat so los ist hier mit die scheißsoliden Typen, ja. Kieck mal, kommt ja immer wieder mal vor, daß wir Bräute, gerade jetzt, wo wir noch nicht alle die Karre haben, wat ja alles erst noch kommt, wa, dann fahrn wir mal mit U-Bahn mit unsere verwesten Jeans und die olle Jacke, wa, dann sitzen da die Spießer neben uns, da wirste angekieckt wie ein Stück Scheiße, wa. Det ist, mein Gott, wir machen uns da nichts draus, wenn wir mal verwest aussehen, ganz im Gegenteil, ist doch gut, kommt dich gut. Wat soll det. Uf Karre kann man schlecht mit Röckchen rufsteigen oder so. Det looft nicht.

Doris: Vor allen Dingen, die auf Arbeit sitzen mit Schlips und Kragen und so, auf anständig machen, wenn die voll sind oder wat und mal ausrasten, det sind die größten Penner. Die rasten nämlich völlig aus!

Mary: Ist doch klar. Vor allen Dingen, wat haben die denn. Wir haben ja wenigstens was vom Leben. Wir fahren mal rüber, wir machen det, wir machen det. Wir machen Fêten und wir saufen auch mal reichlich, ok, und wat haben die? Die kommen von der Arbeit nach Hause, lassen sich von Muttern die Hausschuhe vor's Bett stellen und dann geht des rum mit Fernsehabend. Ist doch Arsch. Hätt ich nie druff, sowas. Na ja. Und vor allen Dingen mit Vorurteile. Sagen wir mal, die Rocker, wie die rumlaufen. So'ne Lederklamotten. Wissen die überhaupt, was so'ne Lederhose kostet? Det wissen die garnicht zu schätzen. So'ne Lederhose kostet nämlich 300 Mark, wenn det man reicht, und so'ne Jacke auch. Det sind 600 Mark. Soviel geben die für ihren ganzen Schrank aus. Das solln die Leute mal sehn. Was soll denn der Fuck, ja. Ist doch arschig, stimmt doch. Ja. Dann loofste da lang mit Lederjacke, ›wie looft die denn rum, wie looft die denn rum‹. Das können die sich nämlich garnicht leisten. Ist doch Scheiße.

Doris: Daß die garnicht bedenken, daß man viel mehr arbeiten muß, wenn man 'ne Karre unterhält.

Mary: Das verstehn die doch garnicht. Die fahrn mit ihrem dicken Daimler mit der Zigarette in die Fresse, Zigarre, womöglich . . .

Doris: . . . und kaufen sich ein Auto, was 10 Jahre hält; an'ner Karre ist

eben immer wat. Die sind nicht imstande, wenn sie irgendwo mal stehenbleiben oder wat mal an ihrem Auto was zu machen, bloß nicht die Hände dreckig machen, die steigen aus und denn Werkstatt. Wa. Und die Typen oder so, die machen sich eben alles alleine. Die bauen sich teilweise ihre Karre alleine auf und allet, wa. Det soll so'n Spießer-Typ erstmal machen, der weeß noch nicht mal, wie ein Schraubenschlüssel aussieht. Und det is eben so: wenn man Karre fährt, dann hat man eben immer irgendwas zu pulen, zu machen, und denn hat man eben dreckige Finger oder wat.

Disko-Torten

Mary: Wißt ihr, was ich mir manchmal auch vorstellen kann? Hier, die anderen Bräute, wa, die ganz normalen Bräute, wißt ihr, was ich mir doch manchmal vorstellen kann? Daß die denken, na, die Dark Ladies ham doch 'ne Macke. Die stehn uff Karre, die loofen verwest rum, mit allem drum und dran. Das ist auch so'n Ding: weeßte, weeßte, was ich manchmal denke, wenn ich mit Blondi mal, mit ihr fahr ich ja nun oft rum, in 'ne Disko rin, Lederhosen an, Lederjacke an, Zeichen dran und so, da stehn da paar Bräute, wa, also, echt, dufte zurecht gemacht. Als Typ würde ich mich nach die Bräute umkiecken, wa. Weeßte, was die machen? Die kiecken uns von oben bis unten an. Auf den ersten Eindruck denken sie, ach du Scheiße, was is'n det? Aber, weeßte wat, wenn sie uns kennengelernt haben, wenn sie uns nur 'ne Weile beobachtet haben, denken sie, Mensch, so möcht ich auch sein. Schwör ick dir, schwör ick dir.
Doris: Kieck mal, ich war mit der Manuela in Spanien gewesen. Wat war los? Drei Stunden hat sie vor dem Spiegel gestanden. Ist sie mit mir zum Strand gekommen, weeßte wat die gemacht hat? In zwei Wochen war die einmal im Wasser. Und auf so'ne Bräute, da steh ich überhaupt nicht. Weeßte, entweder bin ich so, wie ich bin, ok, bißchen Schminke, alles gut und schön, ich bin immer noch 'ne Braut, wa. Da kann ich noch so uff Karre und auf Typen stehen, aber ein bißchen Frau biste immer, det muß sein, ist auch vollkommen richtig, genau, ich bin keen Typ oder wat, ich bin eben 'ne Braut, und darauf steh ick. Aber ich bin keine Disko-Torte, die da sagt, o Gott, o Gott, in meiner Hose ist 'n Fleck, so loof ick nicht mehr rum. Wenn da 'n Fleck druff ist, sag ich, ist rockermäßig oder ist RaR-mäßig. Und darauf steh ich auch, und das muß loofen, wa.
Mary: Ich weiß ja nicht, wie das bei euch ist. Meine Eltern, z. B., wo das so anfing, die ganze Zeit hier. Na ja, kam ich an mit verweste Jeans, Lederjakke, hab mir dann 'nen paar Nieten reingehauen, BMW-Zeichen druff und so. Kam ich an, meine Mutter, ach, wie loofst du denn rum. Die anderen Mädels laufen alle so schön rum, und so modern. Und immer so schön gepflegt und so. Na, ist doch so. Siehste, det mein ick. Meine Mutter

immer: haste das denn nötig, hast doch so viel, du kriegst doch alles was de willst, du kriegst doch alles, hast du es nötig, so rumzulaufen? Sind doch allet so'ne Sachen. Als Braut echt, haste so'ne Schwierigkeiten in der Beziehung . . . Dann gehste irgendwo in 'ne Garage, baust an 'ner Karre, siehste aus wie ein Schwein, ja. Det sehen die allet garnicht. Oder auf Fêten z. B. Andere Bräute, die gehen dann in ›flash point‹ oder wat, machen da 'nen wilden, reißen da 1000 Typen auf oder wat, und dann erzählen sie aber am nächsten Tag, wie die Manuela, Mensch, hab ich gestern einen Typen aufgerissen und so, wa. Na ja, du sagst, ok, sitzen da am Tisch und freun sich, wenn einer kommt und sagt, ›darf ich mal bitten?‹

Doris: So sieht det nämlich aus. Aber wenn *du* Bock hast, mit einem zu tanzen, gehste hin und sagst, eh, Alter, was ist los hier? Und denn looft det.

Mary: Ich weeß nicht, ob euch das auch passiert. Da biste irgendwo in 'ner Disko, da sehn sie, du hast 'ne Lederjacke an, kommste rin, setzt dich hin, trinkst deinen Futschi oder wat, kommt da so'n Typ an, sieht er, Leder, mach ich mich mal ran oder wat. Hat der draußen ne 450 Kawa, oder, ist Quatsch jetzt, 450er Honda zu stehen, kommt der rin, »na Alte, was ist los, trinkste wat oder wat«, probiert da zu drehen, weil er 'ne Karre hat, und wat ist det, ist doch Fuzzi, ist doch ne Votze, ja. Ist 'n Fuzzi, ist echt 'n Fuzzi. Clacksi, haben so rote Jacken an, rot und gelb und grün, echt, dann bilden die sich echt was ein. Dann denken sie, du stehts auf Karren, und jetzt fährste mit, nur weil de hier Lederjacke trägst.

Doris: Wenn sie Bräute in Leder sehen, daß die eben so auf Karre stehen, dann denken sie, mit denen können sie alles machen, die denken, hör zu, Alter, die brauchen bloß ankommen, du, Alte, ich hab 'ne Karre, mach die Beene breit oder wat. Aber det geht nicht an, wa. Det kann garnicht angehen . . . Ist mir lieber, wenn ich zu hören krieg, Alte, det ist heute nischt, setzt dir mal drei Stühle weiter, oder so, vergiß es heute, ist mir immer noch lieber, als wenn de dann immer hörst, na ja, na ja, und denn verkrümelt der sich und so, verstehste. Und die Rocker-Typen sagen eben, eh, Alte, laß mir zufrieden, looft heute nischt, wa, ich hab heute keen Bock oder wat, und dann ist det gut, wa. Und das wird dann eben auch akzeptiert. Die schmiern dir da nicht irgendwie was vor. Da weeßte eben, wo de dran bist. Genauso wenn die mit dir ins Bette gehen wollen. Dann sagen sie eben, hör zu, Alte, ich hab Bock auf dich, und dann ist det gut, wa. Wenn de nicht willst, sagste, nee, Alter, looft nischt, und wenn de willst, sagste, ist gut, ist gebongt, wa. Und nicht erst mit groß irgendwat, muß ich ihr erst 'ne Blume schenken oder weeß ick.

Mary: Ok. Eenen Fehler ham wir vielleicht. Wir saufen manchmal ganz gerne. Machen wir nun alle. Prost, ja. Aber, ick meine, das bringen die Disko-Torten auch. Aber wenn wir jetzt, angenommen, paß mal uff, wat weeß ick, 'ne Karre bleibt stehen oder wat, und wir müssen mal mit U-Bahn

fahren und wir hängen da mal besoffen rum und haben Lederjacken an und olle Jeans und olle RaR-Stiefel, sehen auch RaR-mäßig aus, und das sieht ein Normaler, so ein Spießbürger, sagt, um Gottes willen, sehen die aus, sind die besoffen. Weeßte, was los ist, wenn so 'ne Disko-Torte rinkommt? Na Mensch, sagen sie dann, die hat ja heute een druffgemacht. Ist auch wieder so'n Vorurteil. Ist doch wahr. Was ist denn los, wenn so 'ne Disko-Torte in die U-Bahn kommt, stinkbesoffen, kümmert sich keen Mensch drum. Da lachen sie höchstens noch ab. Wenn wir rinkommen mit Lederjacke, Nieten, Dark Ladies druff, sagen se, Mann, was is'n det für eene. Sind alles so'ne, na, ist doch wahr, sind so'ne Vorurteile. Ist doch Scheiße, ist sowas. Oder, angenommen, ein Typ kommt in die U-Bahn, stinkbesoffen, hat 'ne Kutte an. Ach du Scheiße, was ist denn das für einer. Kommt 'nen Disko-Typ rein mit Samtjackett und so, sagen sie, na Mensch, der hat ja durchgemacht, der Alte. Ist doch genau dasselbe. Ist doch Scheiße, sowas, die Scheißvorurtile. Mann. Kotzt mir an, echt, original.

Kumpels . . .

Mary: Wenn mal einer in der Scheiße hängt, dann probieren wir eben, dazu ist ja der Club da. Ich meine, bei Typen looft det ein bißchen anders. Wir haben uns das so vorgestellt, angenommen, wat weeß ick, Blondi fährt jetzt die Karre, und die hängt echt in der Scheiße, dann probiern wir auch, zu helfen. Weil das so sein muß, das ist nicht so wie bei die Disko-Idioten da, wenn da eener ein Auto hat, wat weeß ick, der Reifen vom Auto kaputt ist, dann wichst sich der eine einen druff. Echt, wahr. Weil die sich gegenseitig ausschmieren, ist doch wahr. Und det looft hier bei uns Typen, bei alle nicht. Det ist nicht nur bei Dark Ladies so, das ist überall so. Ja. Und darauf stehn wir eben. Das ist eben, wenn de 'ne Lederjacke anhast, und du stehst auf Rocker, und du triffst 'nen Rocker, dann biste auch ein Kumpel, Darauf kommt det uns ja an, wa. Echt. Und deswegen Rocker forever! Ist echt wahr. Wenn de 'nen Rocker als Kumpel hast, dann haste ihn immer als Kumpel. Immer. Da kann kommen wat will. Und das ist eben ein unheimliches feeling. Und darauf kommt det uns ja an. Stark ist det eben.

. . . und Karren

Mary: Als Rockerbraut, du hast ja 'ne Karre, und das ist für dich alles. Ist alles in eenem. Ich sag dir ganz ehrlich: wenn ich 'ne Karre hab, dann verzicht ich auf allet. Was heißt auf allet: ist Quatsch. Aber: ist für mich das Größte. Und det schönste, was es gibt. Das ist das, was die Disko-Bräute sagen, jetzt hab ich meinen Typ, ich hab ein Zuhause. Sag ich: weeßte was, Alter, du kannst mir mal, ich hab meine Karre, leckt mir alle am Arsch. Das

ist das wichtigste, momentan, für mich. Die Meinung wird sich bestimmt mal ändern. Wenn ich älter werde, alles drum und dran. Auch mit dem Suff und so. Werd ich auch mal sagen, Mensch, was haste da fürn Murks gebaut. Vorläufig sag ich noch: meine Karre ist mir alles. Und da kann kommen, da kann echt kommen, was will. Sag ich, Alter, leck Arsch hier. Ich weeß nicht. Auch wenn die Typen det nicht glauben . . .
Das sind alles so Kleinigkeiten. Und, weeßte wat, wenn de beim Alten hintendruffsitzt, den de echt gerne hast, das ist das schärfste feeling, was es gibt. Sitzt de beim Typ druff, na, wat weeß ick, biste verliebt in den, echt, sitzte druff, hälst den Alten fest, fährste mit 160 über die Autobahn oder was, denkste, ah, voll geil, voll power, weeßte. Wenn de mit so'ne Disko-Votze mit Auto mitfährst, ehrlich, jetzt mal, da kommt, da kommt nischt gegen an.

Die Rocker-Szene: Die Berliner Rockerszene: etwa 150 Rocker, etwa sechs Gruppen. Tendenz: in letzter Zeit ansteigend, wobei es sich nicht um »echte« Rocker handelt, sondern um jugendliche Nachahmer, von den »echten« Rockern abschätzig »Milchzahn-Rocker« genannt.

Die Dark Ladies: Blondi, die Präsidentin, durfte schon als Kind auf dem Motorrad ihres Vaters mitfahren. Eltern: geschieden. Mit 14 Jahren kam Blondi erstmals zu den Rockern. Seit damals war sie ständig mit Rockern in verschiedenen Gruppen zusammen. Weil sie das machen möchte wie die männlichen Rocker auch, nämlich zusammen nach Westdeutschland fahren, zusammen Camps veranstalten, gründete Blondi die »Dark Ladies«. Jedes Mädchen muß bis zum Sommer nächsten Jahres eine »Karre« haben. Blondi, die in der Kneipe ihrer Mutter arbeitet, fährt ab »auf die sechziger Jahre«. Typen, die von Fußball reden, von ihrer Arbeit und wie die Frauen im Bett sind, solche Typen, sagt sie, kotzen sie an. »Da hab ich keinen Bock drauf«.
Mary ist Vizepräsidentin der »Dark Ladies«. Sie wird 18 Jahre, ist zur Zeit arbeitslos. Die Präsidentin der »Dark Ladies«, Blondi, hat sie schon vor sechs Jahren kennengelernt. Als sie einige Zeit Shit rauchte und Trips nahm, half ihr Blondi, davon loszukommen. Auf Rockercamps hat sie von Haß gegen die Gesellschaft gehört; Sprüche wie »Lieber Rocker sein als ein Schwein«. Bester Kumpel: ihre Mutter.
Doris, 20, ist bei der Bundesversicherungsanstalt für Angestellte tätig. Erlernter Beruf: »Sozialversicherungsangestellte«. Doris ist Berlinerin, aus, wie sie sagt, ganz soliden und normalen Verhältnissen. Karre ist sie »schon immer« gefahren, hat dadurch »ne Menge Leute« kennengelernt. Wahrscheinlich, sagt sie, ist sie »die Normalste«: ich bin »echt zu brav«.

Brigitte ist 19 Jahre alt, hat keine Lehre gemacht, sucht zur Zeit eine Arbeit. Als sie mal Verkäuferin lernen wollte, ist sie nach 18 Tagen rausgeflogen. Brigitte stammt aus Goslar. Mit 12 Jahren ist sie zum ersten Mal von zu Hause abgehauen und in Hamburg bei Rockern untergekommen. Ihre Mutter bezeichnet sie als »o.k.«, den Vater, einen Tischler, als »bescheuert«. Mit einer Freundin ging sie in Hamburg einbrechen, kam mit 14 Jahren ins Erziehungsheim. Mit einem Freund ist sie nach Berlin gezogen.
Geli, 18, macht beruflich nichts. Vorher hat sie in einer Bäckerei verkauft. Ihre Eltern sind geschieden, mit der Mutter hat sie guten Kontakt. Geli will sich eine große BMW-Maschine kaufen, »das ist für mich das Höchste«. Sie schätzt den Zusammenhalt der Gruppe, daß die eine echte Truppe ist und echt dufte zusammenhalten.
Biggy, 18, kommt aus Schwarzenbeck. Mit einem Freund ist sie nach Berlin gekommen. Volksschule, danach als Verkäuferin angelernt. Jetzt arbeitet sie als Packerin. Im Juli meldet sie sich bei einer Fahrschule an, um bald ihren Motorrad-Führerschein zu machen.
Marion, 17, geht noch zur Schule. Auf dem Gymnasium hat sie die achte Klasse wiederholen müssen, weil sie, wie sie es heute sieht, »zuviel Scheiße im Kopf« hatte. Sie hatte »trouble zu Hause«, ist abgehauen. Die Eltern waren mit ihrem Freund nicht einverstanden. Jetzt, wo sie in der Realschule in der 10. Klasse ihren Abschluß macht und wieder gute Noten bringt, hat sie Lust, zur Schule zu gehen. Sie ist bei den »Dark Ladies«, weil sie auf »Karrefahren« und 'ner »festen Weibertruppe« »steht«. Marion sagt, »auf das Wort von Rockerbräuten kannste was geben. Da brauchste keinen Bammel zu haben, daß dich einer anscheißt.« Marion sagt, jetzt, wo es die »Dark Ladies« gibt, da braucht man sich nicht mehr ganz »unterbuttern zu lassen von den Typen«.

Interviews: Jochen Maes

neu bei TRIKONT

Pierre Samuel
AMAZONEN, KRIEGERINNEN, KRAFTFRAUEN
Die Behauptung, Frauen seien Männern von Natur aus physich unterlegen, ist eines der verbreitetsten Argumente, die zur Rechtfertigung der sozialen Unterdrückung der Frauen in patriarchalischen Gesellschaften vorgebracht werden. Wie sieht es damit in Wirklichkeit aus? Können Frauen untergünstigen Umständen Fähigkeiten erwerben und Leistungen vollbringen, die gewöhnlich Männern vorbehalten sind? Dieser Frage geht Pierre Samuel nach und verfolgt sie über alle Kontinente und durch alle Geschichtsepochen.
ca 320 S. mit vielen Abb. ca 25 DM

Francoise d'Eaubonne
FEMINISMUS UND ‚TERROR'
In diesem Text setzt sich die Autorin damit auseinander, inwieweit Methoden der Gewalt/Gegengewalt, die von bewaffneten Organisationen wie der RAF angewendet werden, geeeignet sind, die notwendige Mutation der Systeme zu ermöglichen, und welche Rolle die Frauen in diesem Kontext spielen. Sie äußert sich sehr kritisch gegenüber feministischen Positionen, die die Anwendung von Gegengewalt gegen Patriarchat, Staat und Kapital aus Prinzip ablehnen, bleibt aber zugleich kritisch gegenüber allen traditionellen Positionen, die besagen: „Der Zweck heiligt die Mittel".
150 S. 12 DM

AKWESASNE — wo das Rebhuhn balzt
Indianische Texte aus dem Widerstand
Die AKWESASNE NOTES sind heute die größte regelmäßige, panindianische Publikation auf dem nordamerikanischen Kontinent. In den letzten Jahren entwickelte sich die Zeitung zum Sprachrohr des indianischen Widerstands.
Die Auswahl der vorliegenden Beiträge — Essays, Analysen, Rück- und Ausblicke, Gedichte — umspannt die fünf Jahre zwischen 1973 bis 1977, von Wounded Knee bis zur Genfer UNO-Konferenz.
310 S. mit Abb. 20 DM

DAS LIVING-THEATRE
von Imke Buchholz
Mit Tagebuchauszügen von Judith Malina
Die Autorin, Mitglied vom Living-Theatre, beschreibt Arbeitsweise, Aufführungen und Proben, Diskussionen an dem neuen Stück, dem Prometheus, und das Leben dieser Gruppe, die bis vor kurzem fast zwei Jahrzehnte als Wandertruppe durch Amerika und Europa gezogen ist.
Judith Malina, eine der Mitbegründerinnen des Living-Theatre, beschreibt in ihren Tagebuchaufzeichnungen vor allem Erfahrungen mit Straßentheater, so auch den Herbst 1977, den sie in München verbrachte.
176 S. mit vielen Abb. 12 DM

Peter Schult
BESUCHE IN SACKGASSEN
Aufzeichnungen eines homosexuellen Anarchisten
In seiner Autocollage berichtet Peter Schult über seine jugend im Nazi-Deutschland, seine Erlebnisse mit Hitlerjungen und Luftwaffenhelfern, seine Trampfahrten durch das zerstörte Nachkriegsdeutschland, seine Abenteuer unter Schwarzhändlern, Edelweißpiraten und jungen Gefangenen, seine ‚Karriere' nach dem Knast, von seiner Flucht in die Fremdenlegion, seine Begegnungen mit Ausreißern, Dealern, Haschern und Fixern, seine Erfahrungen als Homosexueller in der linken Scene, seine Knastzeit.
265 S. mit vielen Fotos 20 DM

Gino Doni
„MEIN BLUT KOMME ÜBER EUCH"
Eine Dokumentation
Man mag den Roten Brigaden Kaltblütigkeit und Zynismus nachsagen, der Staat beruht selbst auf diesen Prinzipie— aber die herrschende Ideologie in den „westlichen Demokratien" darf das nicht zum Ausdruck bringen: die Heuchelei, die Trennung vom Volk, das Zusammenspiel mit dem Vatikan, DC und Kommunisten — all das wird aus den Briefen klar, die einer verfaßt hat, der selbst einmal auf dem höchsten Posten der Herrschaft gestanden ist: den Briefen Aldo Moros. Dokumente über einen Staat im moralischen Ausnahmezustand.
160 S. 14 DM

bitte kostenlos unseren neuen Buch- und Plattenalmanach bestellen

TRIKONT - VERLAG GmbH, Kistlerstr. 1, 8000 München 90

»Die einzige Pietät dem Publikum gegenüber ist, seinen Verstand möglichst hoch einzuschätzen.«
Bertolt Brecht

Ernst Kris
Die ästhetische Illusion
Phänomene der Kunst in der Sicht der Psychoanalyse
es 867, DM 9.–

Der bürgerliche Rechtsstaat
Herausgegeben von Mehdi Tohidipur
es 901, DM 20.–, 2 Halbbände

Perry Anderson
Von der Antike zum Feudalismus
Spuren der Übergangsgesellschaften
es 922, DM 10.–

Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Weimarer Republik
Materialien zur gesellschaftlichen Entwicklung 1927-1933
2 Bände, es 923/ es 934, je DM 15.–

Hartwig Berger, Manfred Heßler, Barbara Kavemann
‚Brot für heute, Hunger für morgen'
Landarbeiter in Südspanien. Ein Sozialbericht
es 936, DM 14.–

Albert Soboul
Französische Revolution und Volksbewegung: die Sansculotten
Herausgegeben von Walter Markov
es 960, DM 14.–

Starnberger Studien 2:
Sozialpolitik als soziale Kontrolle
es 963, DM 10.–

edition suhrkamp

DAS POLITISCHE BUCHEREIGNIS IM HERBST

Robert Havemann
Ein deutscher Kommunist
Rückblicke und Perspektiven aus der Isolation

160 Seiten. Brosch. DM 16,80

Seit November 1976 wird Robert Havemann vom Staatssicherheitsdienst streng überwacht. In Beantwortung von Fragen, die ihm der Politikwissenschaftler Manfred Wilke gestellt hat, legt er Rechenschaft ab über den Lebensweg eines deutschen Kommunisten. Er geht ein auf die eigene Lebenssituation. Er äußert sich zu Bahro. Er stellt politisch brisante Forderungen und entwirft das Panorama einer künftigen politischen Entwicklung der DDR.

Rowohlt

Horst-Günter Kessler
»Ruhe bewahren und Befehle abwarten!«

Zu Gast bei drei Fan-Clubs der Bundeswehr

Drei Bänder heißt drei Tote

». . . hier sind die Deutschen, und da steht der Feind. Die Luftunterstützung versteckt sich hinter dem alten Blockhaus – zwei Mann bleiben hier zur Feindbeobachtung.« . . . Generalstabsbesprechung im Bundeswehr-Fan-Club. In einem alten Steinbruch in der Nähe von Ulm spielen »Schüler und Auszubildende« Krieg. In ausgedienten Bundeswehrklamotten: mit Parka, leichtem Kampfanzug, Käppi und Knobelbecher aus dem Second-hand-Shop ist der Zweifrontenkrieg »um – Ulm – herum« das schönste Freizeitvergnügen.

Zweimal die Woche ziehen die 16-17jährigen symbolische Grenzlinien im Wald, legen strategisch wichtige Punkte fest, markieren den Kampfplatz – den Platz der großen Auseinandersetzung – und teilen die Truppe auf: in Deutsche und Feinde. Die Deutschen tragen weiße Armbinden, die Feinde rote. Sieger sind diejenigen, die dem Gegner die meisten Trophäen geraubt haben.

Clubführer Henning hat seine Kampfjacke mit Nieten und Sternen geschmückt; und mit Schriftzügen wie »Air Fighter« und »BW-Fan-Club«. Die Bundesfahne in der Hand, bildet er mit einem zweiten »Fighter« die Vorhut. Es gibt hier noch einen verfallenen Bunker – aus Heeresbeständen –, den wählen sie als vorläufiges Hauptquartier aus.

Während zwei weitere Kameraden die Westflanke sichern, schleichen die Gegner nach Indianerart bereits durchs Unterholz. Da brechen plötzlich die Zweige auseinander: Der erste Feind ist in Sicht. Sekunden später ist der Kampfplatz erreicht. Von allen Seiten stoßen die Amateur-Soldaten auf das Schlachtfeld zu. Im harten »Mann-gegen-Mann-Kampf« siegen schließlich die Deutschen. Drei Bänder konnten sie den Feinden entreißen. Drei Bänder heißt: drei Tote.

»Die Deutschen gewinnen meistens«, erklären die Sieger, noch keuchend und vom Kampf gezeichnet. Eine klare Vorstellung von ihren Feinden haben sie nicht. »Amerikaner, Russen, . . . alles mögliche.« Ein Marine-Fan meint, daß sowieso kein Grund zur Beunruhigung bestünde, solange die NATO die Übermacht der Seestreitkräfte hätte. ». . . Warschauer Pakt und Ostblock jucken uns sowieso nicht, denn in der Bundeswehr paßt man schon auf . . .«

Wenn sie ins Kino gehen – eines ihrer wenigen sonstigen Freizeitvergnügen –, stinkt ihnen am meisten, daß »die Deutschen immer als Schwachköpfe und Blödmänner« dargestellt werden, ». . . in amerikanischen Filmen sind die Deutschen meistens Idioten und in russischen Filmen wilde Tiere . . .!« Zwei junge Fans – von den anderen durch Kopfnicken unterstützt – begründen ihren Spaß am Soldatspielen so: »Wir alle hier lesen schon seit Jahren Abenteuerromane . . . solche, wo was passiert . . . wo's knistert. Uns begeistern funktionierende Technik und Waffensysteme mit Radar und so . . . wo du bloß auf den Kopf drücken brauchst . . . und schon kracht's irgendwo! Für uns war schon ziemlich früh klar, daß wir zur ›Fahne‹ gehen werden.« Wehrdienstverweigerer halten sie für Schlappschwänze. »Ich kann mir nicht vorstellen«, meint ein Amateur-Soldat, »daß ich im Krankenhaus volle Nachttöpfe schwenken soll; was soll denn bei den (richtigen) Soldaten so schlimm sein . . .?« Und ein anderer begeistert sich: ». . . es gefällt mir halt zu erfahren, was es da so für Fahrzeugtypen gibt und wie das alles funktioniert, . . . wie die das so anstellen mit der Luftunterstützung und so . . .!« Diesen »jungen Löwen« ist kaum eine Rakete, ein Panzer oder ein U-Boot unbekannt. Ihre Väter und auch andere Männer aus der Verwandtschaft waren entweder selbst bei den Vaterlandsverteidigern oder sind es immer noch. Sie finden es richtig, daß ihre Sprößlinge rechtzeitig eingestimmt werden auf künftige Aufgaben. »Besser als auf der Straße 'rumlungern . . . und im übrigen gibt's 'ne anständige Ausbildung bei der Bundeswehr, man kann sämtliche Führerscheine machen, ist gut versorgt . . . was wollen Sie mehr – bei der allgemeinen Krise«, faßt ein Vater zusammen. Die Jungen haben sich inzwischen den Alten gedanklich angeschlossen. Für sie ist der Weg vorgezeichnet. »Und außerdem«, ergänzt ein 17jähriger vielsagend, »ist hier in so 'ner ländlichen Gegend sowieso nichts los. Mal in die Disco oder ins Kino – damit hat sich die Kiste.« Einer von ihnen gehört noch zu einer Motorrad-Rockergruppe, ein zweiter spielt nebenbei Fußball. Die meisten gehen noch zur Schule, einige lernen schon – Handwerksberufe vor allem. Von Baccara oder John Travolta ist an ihren Zimmerwänden nichts zu sehen; es gibt keine Schauspielerporträts und auch keine Poster von Bayern München. Die Fans verehren handfestere Sachen, und das zeigen sie mit Stolz: Modelle oder Plakate von Hubschraubern, Phantom-Jets und den »untrennbaren Raubkatzen«, das sind Panzer, Marder und Leopard.

»Informationsbomben« oder 52 Stunden Härtetest

Viel Freizeit bleibt den Fans ohnehin nicht. Neben dem Soldatenspiel geht die meiste Zeit mit dem Ausschlachten der »Informationsbomben« drauf, die alle paar Monate wieder im Haus des Clubführers einschlagen. Absen-

der: Das »Streitkräfteamt der Bundeswehr«. Die Post: Pakete mit Informationen über alles Wissenswerte aus der Welt der Bundeswehr. Und die hat einiges mitzuteilen, was für lange Clubabende sorgt. Neben »laufbahnbezogenen Informationen« kommt »allgemein Wehrpolitisches« ins Haus und, im Boulevardstil aufgezogen, ein Vier-Seiten-Blatt für die ganz Jungen: In einer Auflage von 50 Tausend Stück gibt das Streitkräfteamt drei- bis viermal im Jahr die sogenannte *Infopost* heraus, die sich als Dialog zwischen Berufs- und Amateursoldaten empfiehlt. Untertitel: »Für Schüler und Auszubildende – Informationen aus der Bundeswehr«.
In der *Infopost* ist die Welt noch in Ordnung. Da gibt es nur »ganze Kerle«, da hat man die »Karriere im Visier« und *Leo*, den Leopard-Panzer, fest im Griff. Einen 27jährigen Stabsunteroffizier »reizt es eben, den 40 Tonnen schweren Koloß aus Stahl und Technik mal rasend, dann aber wieder mit tastendem Geschick durch das Gelände zu manövrieren«. Von der »weichen Welle« hält die *Infopost* nichts. Was zählt, sind »Sieben Mann und ein Befehl – 52 Stunden Härtetest«. In der *Infopost* ist man noch von den Waffen fasziniert und begeistert sich für die »technische Schönheit« des Heeres. Die Bundeswehr ist Abenteuerspielplatz (»runter und in Deckung und hinter der nächsten Waldhecke verschwinden«) und Sportverein (»bei uns könnt ihr fechten, schießen, schwimmen, laufen«). Schüler gewinnen als Sieger von Preisausschreiben oder Aufsatzwettbewerben viele wertvolle Preise sowie »Fahrkarte, Vollpension und Info-Schau auf Kosten der Marine« oder dürfen in einer Staffel eines Jagdbomber-Geschwaders den »aufregend-lässigen Alltag eines Piloten« erleben – die »Luft hören«.

Manfred Rhode, vor zwei Jahren selbst noch aktiver Bundeswehrpilot und Luftwaffen-Kampfbeobachter, fühlt sich von dieser »Happy-flying-club-Atmosphäre« abgestoßen. Denn: »Der Luftraum ist dicht, der Streß ist übermaßen gewachsen, wir werden mit 40 pensioniert, weil wir fertig sind. Die Lufthansa nimmt uns nicht mehr. Wenn man auch noch die Auslese vorher betrachtet: Nur ein verschwindend geringer Teil der Bundeswehr schafft es, Pilot zu werden. Und dann Reklame zu machen für den verschwindend geringen Teil vor unkritischen Jugendlichen, das halte ich doch für sehr gefährlich. Solche Leute brauchen wir nicht. Ich habe genügend Leute in der Luftwaffe erlebt, die mit Wolkenkuckucksheimen zu uns gekommen sind – das brach alles zusammen. Nachher hatten wir sie mit ihren Verpflichtungszeiten – mit der Fliegerei hat es nicht geklappt – sie saßen herum und waren alles andere als gute Soldaten.«

Für Oberst Josef-Maria Hoffmanns vom Bonner Streitkräfteamt jedoch, der für die *Infopost* verantwortlich ist, kommt es immer darauf an, aus welchem Blickwinkel man die Zeitschrift sieht. »Die Masse der Zuschriften aus der Zielgruppe«, so Hoffmanns, »findet es gut, daß wir niemals die Waffe allein, sondern immer die Waffe mit dem Menschen oder nur den Menschen in den Vordergrund stellen«. Für Hoffmanns ist der Soldatenberuf ein Beruf wie jeder andere. *Infopost* und Info-Club bieten dazu eine gute Vorbereitung.

Gründungsmanöver

Die Fan-Clubs, von denen es in der Bundesrepublik unter dem neuen Namen »Info-Clubs« inzwischen 354 mit insgesamt etwa 2500 jungen Mitgliedern gibt, kamen auf, als sich Ende 1976 der 14jährige Schüler Ralf Meyer aus Bremerhaven beim Streitkräfteamt meldete und seinen spontan gegründeten Club vorstellte:

»Ralf stellte sich brieflich vor als ›Vorsitzender des Bundeswehr-Fan-Clubs, dessen sieben Mitglieder sich je nach Interesse schon als ›Pilot‹, ›Pionier‹ oder ›Panzergrenadier‹ bezeichneten, und schrieb: ›Alle sind begeisterte Bundeswehr-Fans und zukünftige Soldaten.‹ Einmal jede Woche, so Meyer, treffe er sich mit den Fans, ›um alles Neue und Wichtige in unserem eigenen, extra dafür hergerichteten Klubraum (Kellerraum) zu besprechen oder Informationen für unsere spätere Laufbahn zu besprechen‹. Erbeten wurden ›farbige Bilder, Poster oder Plakate‹. Hoffmanns erkannte die Chance und gab wenig später den ›Anstoß, es den Jungs aus Bremerhaven nachzumachen‹.« (*Der Spiegel*, Nr. 14/78)

Die *Stuttgarter Zeitung* hat dieses Gründungsmanöver am 24. Juni 1978 kommentiert:

»Die Fan-Welle dürfte Ausdruck eines neuen Verhältnisses der Bevölkerung zur Bundeswehr sein, das durch die Faszination der Technik und durch attraktive Laufbahnen geprägt ist. Zumal seit Jugendarbeitslosigkeit und Konjunkturflaute die junge Generation bedrücken, vermittelt die Armee in hohem Maße Arbeitsplätze und soziale Sicherheit. Während bisher traditionsgemäß Beamten- und Soldatenfamilien den Nachwuchs für die Bundeswehr lieferten, sind heute schon 34 Prozent der Leutnante Angestelltenkinder, 17,4 Prozent stammen aus Arbeiterfamilien. Gerade solchen Familien erscheint der Dienst in der Armee verlockend. . . . Darüber hinaus haben die Sales-Manager der Bundeswehr spätestens unter Verteidigungsminister Helmut Schmidt erkannt, daß allein mit militärpolitischen Aufsätzen in Fachzeitschriften keine Blumentöpfe für die Bundeswehr zu gewinnen sind. Seither rollt eine Welle der Gefühlspromotion über die Bevölkerung hinweg, die ihre Wirkung nicht verfehlt. Die ›Big Band der Bundeswehr‹ unter Günter Noris sorgt bei allerhand Bällen für ›angemessenen Gefechtslärm mit vollen Rohren‹, wie es im Bundeswehrjargon heißt, ein ›Alpenkarajan‹ namens Major Zimmermann spielt mit seinem Gebirgsmusikkorps 8 in Kursälen zwischen Mittenwald und Bad Reichenhall. Und die Presseoffiziere aller Truppen scheuen keine Hubschraubereinsätze, um die Reporter der ›Tagesschau‹ bei Bundeswehr-Manövern dorthin zu schaffen, wo sich die Faszination moderner Waffentechnik am eindrucksvollsten für die Öffentlichkeit ablichten läßt.«

In der Hängematte schlafen . . .

Den nächsten Club treffe ich in der Nähe von Heidelberg. Schüler im Alter von 14 bis 16 Jahren sitzen im Keller um einen runden Tisch voller Werbebroschüren, trinken Cola, finanziert aus der Clubkasse, und diskutieren über die neueste *Infopost*. »Einer liest die Zeitung erst laut vor«, erklärt mir der Clubführer, »und wenn Fragen auftreten, besprechen wir die gleich danach«.

Nur: Fragen tauchen kaum auf. Jedenfalls nicht solche, die ungeklärt bleiben. Denn die *Infopost*-Redakteure haben ein Herz für ihre Fans und

eine Diktion, die jeder versteht. Die Eltern kümmern sich ohnehin nicht um die Freizeitbeschäftigung ihrer Kinder, und über eigene Erinnerungen möchten sie nicht sprechen. Ein Club-Mitglied sagt: »Meine Eltern wollen die ganze Vergangenheit vergessen . . . und mich interessiert das genauso wenig.«

»Was wir hier lesen«, meint ein zukünftiger Feldjäger, »wissen meine Eltern auch nicht«. Zu der Feldjägeridee hat ihm die *Infopost* verholfen. Eine Vorstellung über den Alltag eines Feldjägers hatte er (noch) nicht. Am meisten begeistern die Jungen an der *Infopost* die Reportagen anderer Fans. Diese Reportagen stammen meist von Schülern, die als Belohnung für einen gelungenen Aufsatz über die Bundeswehr einen Tag bei den »richtigen Soldaten« mitmachen dürfen. »Ein Junge durfte da mal auf ein Schiff«, erklärt mir der 15jährige Dieter ganz aufgeregt, »und mitleben wie ein richtiger Matrose: In der Hängematte schlafen und in den Himmel schauen . . .«

Auch Dieters Club ist ›auf dem Lande‹ angesiedelt. Außer den üblichen »Fußballknödeleien« läuft nicht allzuviel in der Freizeit. Und so freuen sie sich immer alle auf die wöchentlichen Clubnachmittage, an denen die neuesten Erkenntnisse über ihre großen Vorbilder, die Soldaten, ausgetauscht werden. Geraucht wird während der Inforunde nicht, heißt die Parole, und wer zuspätkommt oder gar unentschuldigt fehlt, muß etwas in die Clubkasse einzahlen.

Auch diese Fans sind begeistert vom Perfektionismus in der Bundeswehr. Daß sie vielleicht mal irgendwo anders arbeiten, können sie sich nicht vorstellen. Denn nirgends, meinen sie, würden sie sich so geborgen und sicher fühlen wie bei der Armee. Und warum?

Weil sie, finden Dieter und seine Jungs, von ihren Briefpartnern, der Bundeswehr, für voll genommen werden. Man kümmert sich um sie – höflich, verbindlich und auffordernd. »In einer Post hat mal gestanden«, sagt der Clubführer, »daß wir nicht alle einzeln nach Bonn schreiben sollen, und so haben wir eben einen Club gegründet. Die Adresse des Streitkräfteamtes hat einer von uns schon viel früher mal aus einer Illustrierten ausgeschnitten . . .«

Spielregeln oder ›Fun with the navy‹

Das Streitkräfteamt, Abteilung I, Gruppe Nachwuchswerbung, pflegt regen Briefkontakt mit seinen Fans:

»Lieber Bundeswehr-Info-Club,
eine reibungslose Zusammenarbeit klappt nur, wenn man sich an die Spielregeln hält. Darum schicken wir allen Bw-Info-Clubs – besonders natürlich den vielen neuen – noch einmal die wichtigsten Organisationsregeln.

Das wichtigste ist eine klare, unverwechselbare Anschrift eines Club-Mitgliedes für den reibungslosen Postverkehr. Die Post und wir suchen unter Familiennamen; alles andere ist ein zeitaufwendiger Umweg.
Jeden Neuzugang und Abgang melden, damit die Clubkartei ein Spiegelbild der Wirklichkeit ist und kein Zerrbild.
Nochmals zur Klarstellung: Wir verkaufen keine Autos und keine Uniformen! Wir liefern Informationen und helfen bei der Informationsarbeit über die Laufbahnen bei der Bundeswehr. Alles andere kann höchstens nebenbei laufen, wenn es in den Rahmen paßt.
Neben den Fan-Clubs haben wir das Vergnügen, mit rund 500 000 Einzelpersonen einen Informationsaustausch nach dem Prinzip ›anfordern – liefern‹ zu pflegen. Das bedeutet täglich: Tausende von Anforderungen und Briefen.
Wenn wir Euch darüber hinaus besonders gut betreuen sollen, dann müßt Ihr Euch schon an die Spielregeln halten.«

Wer die Spielregeln verletzt und über die Stränge schlägt, wird knapp aber klar zurückgepfiffen. Dazu die *Nachrichten für Bundeswehr-Fan-Clubs,* Briefauszug vom Januar 1978:

»Strafanzeige gegen den Bundeswehr-Fan-Club in Landshut! Was war geschehen? Der dortige Forstdirektor hatte in einer Fichtenschonung eine ›unangemeldete militärische Formation‹ entdeckt. Nach Meinung des Försters verstießen die zehn Mitglieder des Clubs in Landshut gegen Artikel 9 des Forststrafgesetzes. Weitere Bremsen für derartige uniformierte Aktivitäten enthält auch das Strafgesetzbuch. So wird in Paragraph 132 a das unbefugte Tragen von staatlichen Uniformen bei Androhung von Gefängnisstrafen untersagt.«

Oder:

»Immer wieder wird das Streitkräfteamt von Clubs gefragt, ob *Mädchen* Mitglieder werden können oder welche Bedingungen man für die Gründung eines Clubs erfüllen muß. Dazu nur eins: Wir können und wollen keinem Club übertriebene Vorschriften machen. Jeder soll sich eigenverantwortlich seinen speziellen Charakter geben. Anerkennen können wir einen Club aber erst, wenn er wenigstens fünf Mitglieder hat – es können natürlich auch Mädchen dabei sein.«

In einem Rundschreiben an alle Clubs zum Jahreswechsel 1977/78 kümmert sich das Streitkräfteamt sogar um die Urlaubspläne seiner Fans:

»Mit ›Gorch Fock‹ in das Jahr 1978. Dazu noch die Marine-Poster ›Sea-King‹ und ›U-Boot‹, sowie das Faltblatt ›Unsere Flotte‹. Die Schwerpunkthefte *Zerstörerflottille, Schnellbootflottille, Küstendienst und Marineflieger* sind ein guter Streifzug durch die Marine für den Sommer. Wer noch keinen Urlaubsplan hat und noch nie das Meer gesehen hat, der sollte ruhig mal hinsehen, wie es bei den Blauen Jungs an der Waterkant zugeht. Vielleicht gewinnt der eine oder andere Geschmack daran; schön wär's. Oder wie die Briten sagen: ›Fun with the navy‹. Für 1978: ›Mast- und Schotbruch!‹«

Vorgezogene Musterung

Inzwischen mehren sich die Kritiker; auch aus den eigenen Reihen: Stimmen, die weder das Vernichtungspotential der Waffen verschwiegen wissen noch Assoziationen zu militärischen Sandkastenspielen wecken wollen. So hat der baden-württembergische Juso-Landesvorstand das Verteidigungsministerium aufgefordert,

»die finanzielle Unterstützung dieser Clubs unverzüglich einzustellen, da sie die Bundeswehr ›als Sportbetrieb und Abenteurerverein‹ verherrlichten. Diese ›Verführung Minderjähriger‹ verstoße gegen alle sozialdemokratischen Grundsätze der Abrüstung und Sicherheitspolitik. Darüber hinaus kritisierten die Jungsozialisten auch die vom Verteidigungsministerium für die Fan-Clubs herausgegebene Zeitschrift *Infopost*, in der die Bundeswehr als technisches Wunder dargestellt, die Gefährlichkeit ihrer Waffen und ihr Vernichtungspotential dagegen verschwiegen werde. ›Wir brauchen keine Waffennarren in der Bundeswehr, sondern Leute, die die Gefährlichkeit und Bedrohung dieser Waffenarsenale richtig einschätzen können‹ heißt es in der Erklärung weiter.« (dpa, 19. Juni 1978)

Auch Ivo Gönner, Mitglied des SPD-Landesvorstands in Baden-Württemberg, ist der Meinung,

»daß das Streitkräfteamt über die Fan-Clubs bewußt und gezielt ein verstärktes romantisches Bild der Bundeswehr zu vermitteln suche. Ferner habe das Streitkräfteamt systematisch eine bis in persönliche Details gehende Datenkartei über die Clubmitglieder angelegt, in der beispielsweise Anschrift, Geburtsdatum, Schulbildung und Beruf registriert seien.« (*Stuttgarter Zeitung*, 27. Juni 1978)

Die Datenkartei des Streitkräfteamtes aber stellt nach Gönners Worten eine »systematische vormilitärische Erfassung, eine Art vorgezogener Musterung dar«.

Die publizistischen Haudegen um den Oberst Hoffmanns herum lassen sich durch diese Kritik nicht nervös machen. Ihre Parole: »Ruhe bewahren und weitere Befehle abwarten!« Und in einem Rundbrief an die Fans wird Position bezogen:

»Lieber Bundeswehr-Fan-Club in H. Die Bundeswehr-Fan-Clubs sind in der letzten Zeit in das Rampenlicht der Öffentlichkeit gerückt. Presse und Rundfunk haben die Arbeit der Clubs unter die Lupe genommen – zuweilen auch kritisch. Das ist natürlich kein Anlaß zur Beunruhigung. Wichtig bei solchen Diskussionen in der Öffentlichkeit ist die sachliche Information. Viel davon ist wieder in dieser Sendung. So findet Ihr alles über die Luftwaffe wie z. B.: ›Führungsdienst‹, ›Fliegerischer Dienst‹, ›Technischer Dienst‹, ›Sicherungsdienst‹, ›Flugabwehrraketendienst‹, ›Flugblätter‹ und die Poster ›Phantom‹ und ›Fliegen in USA‹.«

Ein anderes Rundschreiben fordert zur Agitation auf:

»An alle Bundeswehr-Info-Clubs! Die zweite Woge des Bundeswehr-Preisausschreibens 78 rollt an: Die Fragebogen. Als Eröffnung 15 für jeden Club. Nach wie vor können aber von Euch die Anforderungsschreiben verteilt werden. Der Empfänger muß bei uns anfordern und hinterläßt seine Anschrift. Zweitens können Fragebogen verteilt werden, um neue Freunde zu gewinnen. Drittens kann die Schulklasse ›bearbeitet‹ werden, so daß sie sich am Klassenwettbewerb beteiligt. Alles Chancen zum aktiven Informationseinsatz. Beim Lösen der Fragen können ohnehin dann alle Bw-Info-Clubs glänzen und zeigen, welch hohen Wissensstand gerade das Clubleben vermittelt.«

Treffer mittschiffs

Szenenwechsel. Ein Vorort von Hannover. Eigenheim, Partykeller mit Couchgarnitur aus den frühen fünfziger Jahren, Zinnlöffel und Kuckucksuhr an der Wand, Hausbar. Dazwischen bunte Poster der Bundeswehr:

›Die technische Gegenwart des Heeres‹; ›Kommt zur Luftwaffe‹; ›Schützenpanzer beim Nachtschießen‹. Etwa 15 Bundeswehr-Fans im Alter von 11 bis 14 Jahren haben sich zum Clubnachmittag versammelt. Tagesthema 1: Das große Bundeswehrpreisausschreiben. Absender und Veranstalter: Das Streitkräfteamt. Das Preisausschreiben wird gemeinsam beantwortet. Immerhin sind 1111 Preise zu gewinnen: 20× USA etwa, 20× Portugal mit Sonne an der Algarve, Baden im Atlantik und ein Besuch interessanter Marine- und Luftwaffenstützpunkte. Oder schlicht: 100× drei Tage Gast des Heeres, der Luftwaffe, der Marine.

Clubführer Carsten, 13, hat die Fans unter Kontrolle. Wer etwas zu sagen hat, meldet sich ordentlich. 20 Fragen sind zu beantworten. Zum Beispiel Frage 11: Wie groß ist die Wasserverdrängung der U-Boote der Klasse 206 (aufgetaucht)? a) 6000 Tonnen, b) 450 Tonnen, c) 250 Tonnen. Frage 8: Wie heißt der Parlamentarische Staatssekretär des Bundesministeriums der Verteidigung? a) Gerhard Rudolf Baum, b) Dr. Andreas von Bülow, c) Dr. Hans de With.

Die Antworten kommen wie aus der Pistole geschossen. Die Fans haben sich gut vorbereitet. Über die Bundeswehr fühlen sie sich informiert. Die »laufbahnbezogenen« Informationsbroschüren über verschiedene Waffengattungen beispielsweise haben manche Fans mehrfach gelesen. So treten kaum Fragen auf. Und wenn, weiß der Clubführer die Antwort, oder ein anderer Club. Bei besonders strittigen Fragen wurde auch schon mal beim Streitkräfteamt nachgefragt. »Die Eltern«, so die Jungen, »wissen da auch nicht Bescheid . . . und im übrigen interessieren die sich sowieso nicht dafür, was wir hier machen«.

Punkt 2 der Tagesordnung heißt: *Infopost*-Besprechung. Carsten fragt die Runde ab – kerzengerade aufgerichtet, und mit versteinertem Gesicht, die Mundwinkel in Richtung Fußboden weisend. Carsten ist Autorität. Respektiert von seiner Truppe. »Habt Ihr alle die *Infopost* gelesen?« Der Blick bleibt bei Andreas hängen.

»Da wird von einem Frankensteinanzug bzw. von einem Anti-G-Anzug gesprochen«, stellt Carsten bitter fest, »kannst Du mir sagen, was das ist?« Andreas, mit ruhigem, festem Blick: ». . . Der schützt davor, daß das Blut aus dem Kopf nicht in den Körper reingeht!«

»Der verhindert bei hoher Beschleunigung ein Blackout, also Blutleere im Gehirn«, ergänzt der Clubführer lakonisch.

Andreas, ein pfiffiger Blondschopf – einziger Sohn eines stolzen Vaters – möchte gerne Panzerfahrer werden. Am liebsten im Leopard. Weil der eine gute Kampfweise hat, findet Andreas. Im Panzer hätte man eine größere Überlebenschance. Außerdem seien Panzer mit Zielfolgeradar ausgerüstet. »Da braucht man nur auf den Knopf zu drücken, um ein Flugzeug automatisch zu verfolgen . . . peng . . . und der Vogel ist unten . . .!«

Daß der Panzer nicht nur durch's Gelände fährt, sondern auch schießt und Menschen tötet, regt Andreas nicht sonderlich auf: ». . . Es muß ja jeder mal sterben, finde ich. Ob ich nun ein Infanterist werde oder ein Panzerkommandant – das ist doch praktisch dasselbe. Ob ich mit dem Panzer abgeschossen werde oder als Infanterist eine Kugel verpaßt kriege. In beiden Fällen ist man meistens tot!«

»Mit solchen Sprüchen«, wirft seine Mutter später ein, »will der nur seine übergroße Sensibilität verdecken.« Daß es außer dem Tod im Panzer – zumindest im Leben vor dem ›Ereignis‹ – noch Alternativen gibt, räumt Andreas allerdings ein, ohne so recht konkret zu werden: »das Übliche eben, was man so macht . . . außerdem ist das ja alles nur für den Ernstfall gedacht, und auf Wehrlose würde ich sowieso nicht schießen – da müßte dann einer von meinen Panzerleuten (er selbst wird natürlich Kommandant) den Kerl gefangen nehmen . . .« Von Befehlsverweigerung gar will Andreas überhaupt nichts wissen, ». . . dann komme ich ja vor's Kriegsgericht . . .«

Nach Schluß der Sitzung treffe ich drei Eltern. »Unser Andreas und solche Statements«, meint die erstaunte Mutter, »wo er doch keiner Fliege was zuleide tun kann und drei Wochen heult über den Tod seines Kanarienvogels . . .« Andreas ist der einzige Sohn. Er mag solche Demütigungen in Gegenwart Fremder nicht. Und er sagt es auch! Immer ein bißchen schneller als die anderen, ein flinker Redner mit dem »totalen Durchblick«. In der Schule schickt man ihn vor bei brenzligen Situationen. Ein wohl drastischer »Lehrfilm über Waffen und deren Einsatz« – von den Fans zur öffentlichen Aufführung bei einer Schulfeier vorgeschlagen – wurde von der Schuldirektion zurückgewiesen. »Das war wohl der erste Schuß vor den Bug«, kommentiert Andreas' Vater den Reinfall. »Ein Treffer mittschiffs«, korrigiert der Sohn.

Allgemeines Gelächter. »Was unser Sohn alles weiß.«

Elvis, die Stones und andere Rock- und Pop-Größen finden diese Fans hier blöd. Und zu Hause sind die ›Beatniks‹ auch nicht beliebt. »Da dreht mein Vater immer gleich den Fernseher aus . . .!«

Störtebecker, Karl May und Schreckenstein sind die Favoriten. Gelesen wird alles, was nach Spannung und Action riecht.

Meist spielt perfekte Technik eine Rolle und eine funktionierende »Truppe«. Da rutscht schon mal ein Landserheft unter den Lesestapel oder ein *Sonderheft III. Reich*. »Das hast Du auch gelesen?« fragt die Mutter sichtlich überrascht. Andreas: »Na klar, schon dreimal.« Aber sonst weiß er nichts über die jüngste Vergangenheit. Die kommt – wenn überhaupt – in der Schule erst kurz vor Torschluß. »Jetzt«, meint Carsten, »kloppen sich schon wochenlang die alten Germanen mit den Römern rum . . .!« Die bunten Bundeswehrheftchen plus *Infopost* hat der Vater offenbar zum

erstenmal gesehen: »Wissen Sie, wir sehen das alles nicht so eng«, und: ». . . die sind ja noch viel zu jung. Alles Spielerei, heute Fan-Club, morgen Fußball, übermorgen Minigolf. Wir lassen alles auf uns (sie) zukommen, das läuft sich von selbst tot, wir waren früher auch begeistert. Die Wirklichkeit sieht anders aus und kommt früh genug. Eigene Erfahrungen sind besser als gute Worte, die sowieso kein Kind mag.«
Mit den Jungen sprechen wollen die Eltern auch nicht. Ein bißchen Begeisterung finden sie gar nicht schlecht. Zur »Fahne« sollten die Jungen alle – meinen die Alten –, warum also nicht rechtzeitig dafür werben?
Zwei Väter haben den Weltkrieg noch miterlebt. Ein älterer Sohn hat seinen Wehrdienst schon hinter sich. Krieg und Faschismus sind als Thema tabu.
Von Wehrdienstverweigerern wollen sie alle nichts wissen. Übereinstimmende Auffassung der Runde: »Alles Verklemmte, Angsthasen, Drückeberger. Denen fehlt die Gemeinschaft!« Ordnung, Disziplin, Kameradschaft, Lebensvorbereitung, Ethik und Moral: Maximen, die die Alten beim Militär vor allem sehen. »Krieg wollen wir natürlich alle nicht und Verteidigung ist wichtig!« Insofern könne – wieder Übereinstimmung in der Runde – eine gezielte Vorbereitung nicht früh genug beginnen. »Hier hat man das Gefühl«, so ein Vater, »daß sich jemand (die Buwe) verantwortlich fühlt für die Heranwachsenden. Eine Aufgabe, vor der sich andere drücken. Jugendverbände, politische Parteien z. B., von denen hört man erst zur Wahl – oder kurz davor. Da ist auch nichts Erlebtes dabei – das ist politisch zu trocken. An zwei Wochentagen je zwei Stunden Clubnachmittag heißt: Die Jungen sind von der Straße weg und kommen nicht auf dumme Gedanken. Rauchen und Saufen wäre schlimmer!«
Einem anderen Vater gefallen vor allem die »hautnahen« Werbepraktiken der Bundeswehr: »Wer etwas verkaufen will, zeigt eben nur die Schokoladenseite.«
In diesem Punkt kann sich der freundliche Vater von einem prominenten Politiker bestärkt fühlen: Auch Dr. Andreas von Bülow, Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesministerium der Verteidigung, tritt für gezielte Werbung ein. Die *Infopost*-Macher müssen sich seiner Ansicht nach an den Sprachstil der Jungen zwischen 16 und 18 möglichst genau anpassen: »Die Dinge im Boulevardstil abhandeln – genau wie andere Reklameträger das auch tun!«

ATHENÄUM

„Ein politisch-literarisches Ereignis dieses Herbstes"

Karl-Heinz Janßen in der ZEIT vom 30. 6. 1978

Ein exemplarisches deutsches Lesebuch von großer Aktualität

„. . . Der Neudruck des Athenäum-Verlags bietet endlich vor allem der jungen Generation einen einzigartigen Geschichtsunterricht der alle heute benutzten Lehrbücher mit ihren nachträglichen Erklärungen weit hinter sich läßt . . ."
Jürgen Serke im STERN, 5. Oktober 1978

1918 – 1933.
16 Bände
mit 27.000 Seiten.

Bis 31. 12. 1978
zum Einführungspreis:
Kartonierte Ausgabe:
nur DM 298,–
(danach DM 340,–)
Leinenausgabe:
nur DM 580,–
(danach DM 640,–)

Mit einem Begleitband von Axel Eggebrecht und Dietrich Pinkerneil, der einzeln für DM 5,– erhältlich ist.

Die Weltbühne

begründet und bis 1926 geleitet von Siegfried Jacobsohn, von 1927 unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky, weitergeführt von Carl von Ossietzky, war
das berühmteste Wochenblatt der Weimarer Republik.

Eine literatur- und kulturgeschichtliche Fundgrube ersten Ranges

Zu ihren wichtigsten Mitarbeitern gehörten u. a.:
Gottfried Benn, Max Brod, Alfred Döblin, Axel Eggebrecht, Hans Fallada, Lion Feuchtwanger, Otto Flake, Leonhard Frank, Egon Friedell, K. L. Gerstoff (Fritz Sternberg), Ernst Glaeser, Kurt Hiller, Erich Kästner, Hermann Kesten, Egon Erwin Kisch, Klabund, Arthur Koestler, Annette Kolb, Rudolf Leonhard, Thomas und Heinrich Mann, Ludwig Marcuse, Walter Mehring, Heinz Pol, Alfred Polgar, Joachim Ringelnatz, Friedrich Sieburg, Alfons Steiniger, Frank Thieß, Leo Trotzki, Arnold Zweig, Kurt Tucholsky, der gleichzeitig unter seinen Pseudonymen Kaspar Hauser, Peter Panter, Theobald Tiger oder Ignaz Wrobel schrieb.

Sie schrieben zu den Bereichen:
Politik – Militär – Justiz – Nationalsozialismus. Dazu brachte ein großer kultureller Teil Buchbesprechungen – Theaterkritiken – Filmkritiken – Artikel zur Architektur und zur Malerei. Daneben Gedichte – Aphorismen – Leserbriefe.

Themen wie „Woran ist Weimar zugrundegegangen?" – „Wie hat Hitler an die Macht kommen können?" – „Hugenberg, der Mann hinter den Kulissen" – „Hat die Sozialdemokratie Weimars versagt?" – „War Stresemann der große Europäer?" – „War die Reichswehr eine ständige Bedrohung des Staates?" – „Bolschewismus eine echte Bedrohung der Weimarer Republik?" – „War die Wahl Hindenburgs der Anfang vom Ende?" – „Wer hat Recht, der unpolitische oder der zivilisierte Literat, Heinrich oder Thomas Mann?" – „Der deutsche Mensch und der Hellsichtige – Hesse und Kafka" – „Berlins Bester: Heinrich Zille" – „Revolution unter Gewalt oder Revolution unter Liebe – Lenin und Tolstoi".

Um diese und andere Fragen kreiste

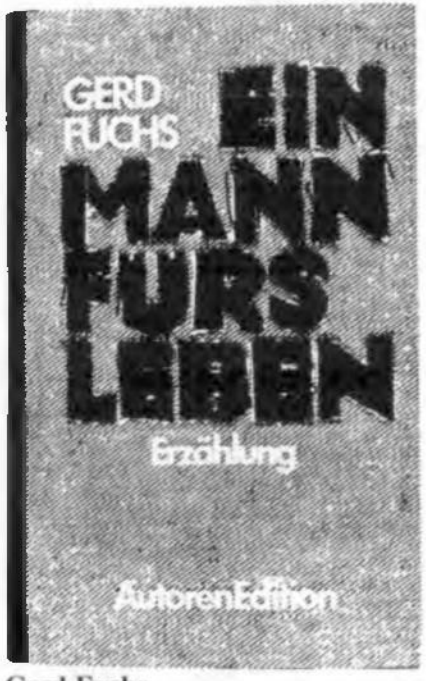
Die Weltbühne

Bitte fordern Sie die kostenlose Leseprobe an!

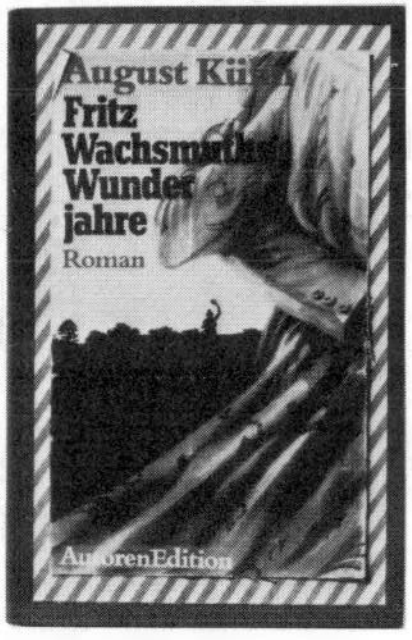
Verlagsgruppe Athenäum · Hain · Scriptor · Hanstein, Postfach 1220, D-6240 Königstein/Ts.

Verlag AutorenEdition Herbst '78

im Athenäum Verlag



Gerd Fuchs
Ein Mann fürs Leben
Als ein Mann arbeitslos und seine Frau berufstätig wird, kommt es zu einer schmerzlichen Ehekrise. Eindringlich beschreibt Gerd Fuchs, wie soziale Umbrüche in dieser Zeit den einzelnen treffen.
154 S./Ln. DM 19,80



August Kühn
Fritz Wachsmuths Wunderjahre
Dreißig Jahre Bundesrepublik im Leben eines kleinen Mannes, an dem das Wirtschaftswunder vorbeiging. Eine wichtige Chronik unserer Zeit, erzählt von einem der besten Chronisten deutscher Sprache.
314 S./Ln. DM 29,80

Stefan Heym
Auskunft 2
Vielfalt und Individualität des Erzählens in der DDR heute veranschaulicht diese neue Anthologie von Stefan Heym. Neue Entwicklungen werden sichtbar.

400 S./Ln. DM 32,–

Detlef Lecke / Udo Pobel
Unter der Linde und am Wartehäuschen

Jugendliche auf dem Dorf

Kein schöner Land in dieser Zeit . . .

Da sind jene hellsurrenden oder tiefbrummenden Maschinen, die beim Überholen aufheulen, besetzt mit Ritterfiguren, die an eine höherentwikkelte Stufe von Prinz Eisenherz oder Ivanhoe erinnern. Da stehen Jungen (einzeln) und Mädchen (paarweise) gehobenen Daumens am Straßenrand und wollen ins »High Chaparell« oder eine andere Disko. Da verstecken sich im Ort grellbunt bemalte Schuppen, Gartenhäuschen oder Bergkellereingänge mit Emblemen (meist Kirchen-, Eiserne- oder Hakenkreuze, die Friedensrune oder Killroy) und tun in ihren Aufschriften die Existenz eines »Tiger-Clubs« oder einer »Jaguar-Bande« kund.
Da gibt es in der Kneipe den lauten Extra-Tisch mit Jungen, in der Nähe von Flipper und Musikbox.
Unter der Dorflinde, an der ehemaligen, selten noch genutzten »Milchbank« oder – wo die Durchgangsstraße für den Fortschritt aufgeräumt hat – am Wartehäuschen für den Bus, der Telefonzelle lehnen, sitzen, stehen und reden so gegen halb sechs Jugendliche, Mädchen und Jungen. Manchmal nur Jungen, die »Böcke« im Halbkreis arrangiert; manchmal nur Mädchen, dicht aufeinander hockend, schwätzend und lachend; manchmal beide, die Jungen locker an die Maschinen gelehnt, die Mädchen in Gruppen, hier und da Paare.
Es gibt sie, die Jugendlichen auf dem Land, es gibt sie offensichtlich sogar als eigene Gruppierungen. Lärmend treten am Himmelfahrtstag, aber auch auf dem »Maigang« am 1. Mai, wobei die Maibäume vom Dorfplatz verschwunden und an die Autokühler verrutscht sind, alte Sozialformen von Jugendleben in Erscheinung: Die »Burschenschaften« mit alten Gelöbnisformeln wie ». . . eine Hundsfotz, die uns schimpe tut, die schlage mer mit der Schippe tot«, von denen keiner mehr so recht weiß, von wann und wo sie stammen.
Vielerorts sind es heute die Jugendlichen, die als »Kirmesburschen« noch die letzten großen örtlichen Feste am Leben erhalten, manchmal sogar wieder ins Leben rufen.

. . . eine Erziehungsweisheit, banal, zum einen ablehnend-bestätigend, zum anderen zurechtweisend-anerkennend. Jugend auf dem Land findet statt unter einer widersprüchlichen Dichte von »Laß sie doch . . .« und »So geht das nicht . . .«

Familie, Nachbarn, Vereine, Kirche gehen eine Verschmelzung ein, die nur schwerlich schlicht als Öffentlichkeit zu bezeichnen ist. Ihre Mechanismen sind einfach und wirksam, alles geht scheinbar harmlos aber folgenreich, die Sanktionen sind so diffus wie schwer zu bewältigen. Es gibt nur noch abgeschwächt die unmittelbaren Abhängigkeiten, die diesen Mechanismen die Wirkung gaben, trotzdem ist man diesen Kontrollen ausgesetzt, funktionieren sie. Deutlich ist: Keiner traut diesen sozialen Bindungen mehr so richtig, weil sie wachsend ihre materielle Begründung und damit ihren eigentlichen Inhalt verlieren. Immerhin sucht man weiter ihren möglichen Nutzen, aber nur dann, wenn die eigene Unabhängigkeit weitgehend gewährleistet bleibt.

Es hängt davon ab, inwieweit im Ort der Alltag noch getragen ist durch die vorhandenen örtlichen Produktionsformen. Ländliche Öffentlichkeiten sind Produktionsöffentlichkeiten, der Garten, die Landwirtschaft, das Handwerk, die Nachbarschaftshilfe am Bau (in städtischer Sehweise »Schwarzarbeit«) stellen den örtlichen Alltag her. Darüber definieren sich Kommunikationen und Positionen, über den Zaun, auf der Straße, in der Kneipe. Es gibt noch Anlässe genug, miteinander umzugehen, die notwendig sind und nicht gesucht werden müssen. Nicht eine wie auch immer geartete »naturwüchsige« Nähe und Dichte, die der romantischen – städtischen – Projektion von Überschaubarkeit entspringt, sondern die lokalen Arbeiten bestimmen das Alltagsleben. Mist muß da drauf. Die Höfe und Straßen, der Zustand der Gärten und Felder geben darüber Auskunft. Gerade über die private Produktion am Ort realisieren sich die Sozialbeziehungen, finden sich Kooperationen, werden Abgrenzungen voneinander errichtet. Verlieren die ländlichen Öffentlichkeiten ihren Produktionscharakter, so formalisieren sie sich. Der Eisenbahner und Zuerwerbslandwirt, der für seine drei Stück Milchvieh noch Heu macht – und damit gesellschaftlich produktiv ist –, hat außer Gras mit dem rasenmähenden Verwaltungsangestellten im direkt benachbarten Neubaugebiet kaum noch etwas gemeinsam.

Bei den Eltern, den Nachbarn, in der Verwandtschaft sitzen das Hoffen auf Kontinuität und die Angst vor dem, was heute alles anders ist, dicht aufeinander. »Wir haben ja . . .«, das ist kein Ausdruck mehr für familiäre Geduld, sondern der allenfalls entschuldigende Vorsatz für die nachfolgenden Forderungen und Verbote. Keiner glaubt, daß es sich schon irgendwie

zurechtläuft, daß die Jugendlichen auch ihren Platz und ihre Aufgaben finden werden; vielleicht noch der Opa und die Oma, die sind gelassener, schauen länger zu. Heute, da geht das nicht mehr so, weil nicht auszumachen ist, wo das hinführt, erst recht nicht, wo es ankommen soll. Worauf es ankommt, das behaupten die Erwachsenen zu wissen: Nicht auffallen, sichere Einkünfte oder eine gute Qualifikation oder guten Lohn . . .
Es ist kein Zufall, daß ein erster starker Schub von Vereinsgründungen auf dem Land in den zwanziger Jahren stattfand, in der Zeit der Wirtschaftskrise, der großen Arbeitslosigkeit und der regional bedeutenden Ab- und Auswanderungswellen. Die Zerstörung der lokalen Produktionsöffentlichkeiten ging weiter, und mit ihnen zerfallen schließlich auch die »selbstverständlichen« alltäglichen Organisationsformen. Die »Vereine« werden noch assimiliert in den örtlichen Alltag. Aber immer weniger kommt ihnen die Funktion zu, den örtlichen Alltag aufzunehmen, immer stärker konservieren, zugleich definieren sie den Alltag am Ort. Jeder hat wohin zu gehören; tut er das nicht mehr so, daß es sich wahrnehmen läßt, dann muß er sich »organisieren«, denn zu irgendetwas muß er doch schließlich »gehören«. Nirgends kann mehr jemand einfach so hingehen. Der organisierte Alltag ist von Erwachsenen besetzt, da gilt es sich hineinzufinden; bleibt ein Jugendlicher außen, dann muß er viele Gründe vorweisen können – Schule, Arbeit zu Hause, Sport in der Nachbargemeinde . . .
Kurz, inwieweit ihre beruflichen und persönlichen Zukünfte durch Ort und Familie bestimmt werden, definiert Zugehörigkeit und Intensität der Mitgliedschaften. Vereine leben meistens davon, daß man nichts anderes machen kann, weil man es so gewohnt ist. Und die Vereine dringen darauf – dazugehören oder nicht! Vater erzählt genüßlich von seinen ›Jugendsünden‹: von den ›Spinnstuben‹, vom ›Liebespfad‹, vom Gartenhäuschen – dies aber, sich zurechtsetzend, nur, um klarzumachen, daß jetzt alles anders geworden ist. Denn: Die Kinder müssen aufpassen, daß aus ihnen was wird.

Mit den Füßen unter Vaters Tisch – die Erfahrungen weit weg

»Die Standorte für die Schulen müssen mit der zukünftigen Siedlungsstruktur abgestimmt sein. Insbesondere ist dabei die zentral-örtliche Situation maßgebend . . . Dabei sollten die Zentren der Grundversorgungsbereiche die Standorte für die Mittel- und Oberstufen sein, die Kleinzentren vorwiegend die Standorte für Mittelpunktschulen. Generell sollten aber Grundschulen überall dort beibehalten oder errichtet werden, wo die notwendige Bevölkerungsbasis für eine zeitgemäße Schule vorhanden ist«. (Aus einem Raumordnungsgutachten)

Nun ist es stiller geworden im Dorf. Das Lärmen der Kinder ist vormittags auf dem Schulhof verebbt, den Müttern und Großmüttern fällt das noch auf. Zugleich verschwand aber auch der Schullehrer, das registrieren auch andere im Ort.
Angewachsen sind der Busverkehr auf den Landstraßen und die Eigentums-

deliktstatistik in den regionalen Zentren. Aber gegen die Landschülerkriminalität aus Langeweile, beim Absitzen der Transportzeiten, kämpfen die Schulbehörden mit immer reibungsloseren Fahrplänen an.
Auch Anne (17 Jahre, Oberstufe, aus S., 700 Seelen) werden die Segnungen dieses Fortschritts teilweise zuteil.
Ihre vier Grundschuljahre mußte sie noch in der zweiklassigen Dorfschule durchmachen, dann durfte sie in die zeitgemäße Schule in der Kreisstadt. Seitdem ist Anne von altbackenen ländlichen Zumutungen befreit: Statt mit der ganzen Klasse, Lehrer und Förster an der Spitze, im Frühjahr den Wald aufzuräumen für die Spaziergänger und dabei Erklärungen zu Pflanzen und Tieren verabreicht zu bekommen, sitzt sie jetzt im blitzeblanken Labor und überprüft den Aufbau der Versuchsreihe. Statt beim Dorffest mit dem Schulchor eine Vorstellung zu geben, analysiert sie nunmehr stereophon dargebotene Musik auf ihren rhythmischen Charakter hin . . .
Jeder Schulmorgen beginnt mit dem Sechsuhraufstehen. Frühstück, Zehnminutenweg vom väterlichen Hof zur Bushaltestelle, muffelige Fahrt über viele Stationen zur Lernfabrik. Die liegt, weit oberhalb der Stadt, als popfarbige Betonfestung am Hang.
Nicht alles am Lehrplan ödet Anne an, manche Sachen sind auch mäßig spannend.
Was sie wirklich ärgert, ist, daß sie, in der Zeit zwischen den Stunden, oben auf dem Berg thront. Will sie mal runter in die Stadt, dann muß sich jemand finden, der hinwill und anschließend auch wieder hochfährt, aber das ist meist nicht so, dazu braucht es Überzeugungskraft. Deswegen sitzt sie oft ihre Wartezeit ab. Liest viel, gilt als erfolgreiche Schülerin – aber das ist sie nicht aus eigenem Ehrgeiz, sondern mangels Möglichkeiten. Es heißt aufpassen, denn zu gut in der Schule zu sein, das bedeutet für sie eine weitere Bedrohung ihrer schon schmalen Kontakte zu Mitschülern. Belegt sie ein bei ihren Schulfreundinnen und -freunden wenig populäres Angebot, dann wird das Sich-miteinander-Treffen immer schwieriger. Das Kurssystem hat ihr zwar eine ganze Reihe neuer Entscheidungsmöglichkeiten gebracht, aber ihr persönlicher Zeitplan wird immer konfuser. Damit nicht auch noch die Nachmittage aufgefressen werden, gilt es genau abzuwägen. Denn abends ist nicht mehr viel drin. Wenn die Höhepunkte der Arbeits- und Konsumzeiten vorbei sind, dann fährt kein Bus mehr, und die Geneigtheit von Bruder und Vater, sie abzuholen, muß Anne sich aufsparen für die ›größeren‹ Sachen, sonst kommen die nicht mehr bei Fêten, nach Veranstaltungen, die sie unbedingt zusammen mit ihren Leuten aus der Schule besuchen möchte.
Anne hat keine gleichaltrigen Freunde mehr im Dorf. Damals, als bei ihr die Entscheidung anstand, auf das Gymnasium zu fahren, war das im Dorf noch etwas ziemlich Schwerwiegendes. Heute fahren schon viel mehr

Jüngere zur Schule. Sie sind es, wie die Eltern, schon gewohnter, solche Perspektiven miteinzubeziehen, reden auch über ganz andere Angelegenheiten.

Eigentlich war es ihre Mutter, die den Ausschlag gab, es geschickt vermochte, den Vater an der richtigen Stelle bäuerlichen Stolzes zu packen: Daß ihr einziger und älterer Bruder den – seit Vater ausgesiedelten – Hof übernimmt, war klar; dann stand *ihr* eine angemessene und notwendige Ausbildung zu.

Langsam und kaum merklich verlor sie im Lauf der Schuljahre ihre Kontakte zu den Jugendlichen im Dorf. In den ersten neuen Schuljahren hatte sie Schwierigkeiten – Englisch und so –, und der Ehrgeiz der Mutter ließ sie viel zu Hause sitzen. Dadurch kam sie langsam raus aus dem Dorf. Nach der Konfirmandenzeit, erst recht als viele von den andern am Ort eine Arbeit oder Lehre anfingen, war sie fast ganz draußen, denn sie hatte auch wenig Lust, mit ihren etwas älteren Cousinen über Ehe, Kinderkriegen, Haushalt zu plaudern.

Eine Entdeckung machte Anne. Bei einer ihrer alten Tanten, die auf Rente lebt, sitzen meist auch andere Alte rum und halten ihren Klatsch. Fragt sie neugierig mal dazwischen, dann kommt es zu Erzählstunden und -abenden. So weiß sie nun schon ziemlich gut in der Dorfgeschichte Bescheid, über die, die früher Einfluß hatten, die das erste Auto besaßen; über den ersten Trecker, was der auslöste; darüber, wie die Vertreter der Chemieindustrie ganz früh, in den zwanziger Jahren, im Dorf auftauchten; wer wann warum Ortslandwirt oder Kreislandwirt, Bürgermeister war.

Es gibt nicht mehr viel, was sie sich mit ihren ehemaligen Freundinnen zu erzählen hat. Sie kennt sich nicht aus mit dem, was die aus dem Büro, der Firma, dem Geschäft austauschen. Sie kommt nicht mehr mit bei der Art, wie sie über Beziehungen sprechen. Die eigenen erscheinen ihr dagegen viel komplizierter, aufregender, sind innerlicher und weiter weg.

Es ist schwer für ein Mädchen, irgendwo hinein zu kommen. Die Vereine, die es gibt, sind zumeist für die Jungen da, und zu den vorhandenen Cliquen muß man halt dazugehören. Manchmal fällt ihr das besonders scharf auf, wenn sie ihren Bruder mit seinen Freunden am Kirchplatz stehen sieht.

Vor gut einem Jahr, als sie 15/16 war und diese Entwicklung ihr erstmals so richtig bewußt wurde, hat sie mal einen Versuch gemacht, dagegen was zu tun. Der Anstoß dazu kam eigentlich von der Frau des neuen Pfarrers, mit der konnte man sich gut über vieles unterhalten, auch darüber. Aber die Idee mit einem ›Gesprächskreis‹ hatte nicht gezündet. Ein-, zweimal lief es schleppend, dann war es vorbei. Na ja, gerade viel war auch ihr nicht eingefallen, und von den anderen kamen auch keine großen Vorschläge. Seitdem konzentriert sich Anne mehr auf ihre Schulbekanntschaften in der

Stadt. Früher hatte sie dort kaum intensive Freundschaften. Damals hatte sie noch auf dem Hof ziemlich mitgearbeitet, jetzt nimmt ihr Schulleben immer mehr Zeit in Anspruch. Mutter erkennt das an, ihre Mithilfe beansprucht sie ausschließlich für Haushalt und Garten. Beim Bruder und Vater spürt sie in manchen Anspielungen eine gewisse Animosität. Teilweise haben die ja recht, manchmal nimmt sie die Schule auch als Vorwand, um sich zu entziehen.
Wenn Anne an ihrem Schreibtisch sitzt, auf den Apfelbaum vor ihrem Fenster starrt, das schöne Schränkchen von Großmutter in der Ecke, die Decke, die sie sich von der Auslandsschulfahrt nach Frankreich mitgebracht hat, auf dem Bett, das Poster von amnesty international an der Wand, und Cat Stevens hört, dann denkt sie, daß sie dieses Zimmer auch schon ganz woanders, nicht auf dem väterlichen Hof, empfunden hat. Sie rafft sich zusammen, liest weiter – je besser der Notendurchschnitt, desto breiter die Chancen. Ihre Hausarbeit über die ›Infrastrukturpolitik‹ muß fertig werden – Abi muß gut sein.

Wenn es ein Sich-Wehren ist, ist es ein stilles Sich-Wehren

»... die massive Nutzung von Ausbildungsverhältnissen bewahrte die Handwerks- und Kleinbetriebe angesichts des Vormarsches der Konzerne vor der Proletarisierung.« (Aus einem Buch *Zur politischen Ökonomie der Lehrlingsausbildung*)

Eberhard lernt im väterlichen Installationsbetrieb – der einzige am Ort, der Bäder einbaut, Heizungen verlegt und das Geländer an der Haustürtreppe anbringt. Es ist ein Drei-Mann-Betrieb: der Vater, der Geselle und Eberhard als Lehrling.
Aus dem Hof der Großeltern ist heute ein ›Mischbetrieb‹ geworden, der den gleichen Acht-Personen-Haushalt wie vor Generationen zu bewältigen hat.
Durch das Büro, das ›alte Wohnzimmer‹, kommt man – seitdem vor ein paar Jahren angebaut wurde – vom Haus in die Werkstatt, die umgebaute Scheune.
Die Landwirtschaft hält sich, wird weiter betrieben: ein paar Schweine noch, ein Kartoffelacker, der Gemüsegarten am Hang hinter dem Haus. Der Ackerzipfel mit Getreide bedeutet ein gutes Stück Zusatzarbeit für Eberhard und seinen Vater. Das Korn bringen sie zum Bäcker, dafür kriegen sie fast das ganze Jahr über Brot von ihm.
Arbeiten hat Eberhard früh gelernt, jeder in der Familie hat seine Aufgaben. Schon in der Schulzeit, wenn er nachmittags nach Hause kam, hatte der Opa Arbeit für ihn. Holzstapeln, Stallausmisten, auf dem Acker helfen. Da lernte er einteilen und sich entscheiden: entweder Hausaufgaben machen, dem Opa helfen oder mit den anderen Jungs einen ›Bunker‹ im Wald bauen.

Es sind keine großen Entscheidungen gefallen, als er nach der Schule seine Lehre anfing. Er hat halt bei ihnen zu Hause angefangen, wo er sich jetzt eigentlich auch ganz wohl fühlt. Das Terrain Werkstatt, die Arbeitszeiten im Betrieb und in der Landwirtschaft kennt er, damit ist er aufgewachsen.
Eberhard hat klare berufliche Vorstellungen. Laut Ausbildungsstatistik wird er Landmaschinenmechaniker. Wenn er den väterlichen Betrieb einmal übernimmt, will er ihn auf Landmaschinen spezialisieren. Im Moment verlegt er zwar nur Wasser- und Heizungsrohre, aber es findet sich die Gelegenheit, für drei, vier Monate in einem anderen Betrieb zu arbeiten. Wo man lernt, wie ein Schlepper von innen aussieht und wie man einen Mähdrescher auseinandernimmt und wieder zusammensetzt, nicht nur auf dem Papier, auf schönen Bilderchen, sondern so, daß man weiß, wie die Schrauben gelöst werden, und die andern tausend Kleinigkeiten. Denn wenn die Bauern im Sommer mit so einem Ding ankommen, dann bleiben die dabei stehen, die brauchen die Dinger, und da muß man schon wissen, wie man das schnell macht, und kann nicht lange überlegen, wie so eine Schraube abgeht.
Eberhard hat seine eigenen Lernziele, die er verfolgt, und er weiß dabei, warum er es in Kauf nimmt, ein ödes halbes Jahr nur Rohre zu verlegen. Aber auch Rohreverlegen in den Neubauten der jungen Familien am Südhang oder in den jetzt umgebauten Höfen im Ort bedeutet für ihn mehr. Er arbeitet nicht ›auf der Baustelle‹, sondern bei Heiners oder Finks. Nach Jahren wissen die noch, daß er bei ihnen die Heizung installiert hat.
Obwohl sich Eberhards Vater auf Dienstleistungen spezialisiert hat – er muß die Wasserrohre verlegen, damit er sich über Wasser halten kann –, leistet er sich auch Arbeiten, die weniger profitabel sind, dafür aber mehr handwerkliche Planung und technische Phantasie erfordern. Die Einzelteile aus den Industriebaukästen passen in die Eigenbauheime nicht ohne Improvisation. Da wird auch noch das eine oder andere Teil selbst verwandelt – und es soll auch halten und schön sein. Mit jeder Arbeit baut Eberhard an einem Stück sozialer Stellung im Dorf. Seinen Beruf übt er nicht hinter verschlossenen und bewachten Fabriktoren aus. Die Werkstatt, die sich auch auf den Hof ausbreitet, ist jederzeit für jeden einsichtig und begehbar.
Arbeit und Anerkennung, Tratsch, Tabus und Normen, das ist Alltagsgeschehen, in dem Eberhard drinsteckt und mit dem er umzugehen hat, will er nicht die Flucht aus diesen Verbindlichkeiten. Damit umgehen heißt für ihn auch, sich davon nicht zerbrechen lassen, sich wehren, auch wenn es ein stilles Sich-Wehren ist. Daß man sonntags in die Kirche und mit achtzehn zum Bund geht, daß man nicht unverheiratet mit einem Mädchen zusammenwohnen kann, stand für Eberhard vor ein paar Jahren noch außer Frage.
Auch heute fühlt er sich noch geborgen in der Enge der festen Cliquen und

Pärchen Gleichaltriger, braucht er die Gemeinsamkeit, das Motorrad mit den Freunden, den kurzen abendlichen Treff am Bushäuschen oder in der Kneipe, das Rumbasteln am Auto des Vetters am Samstagnachmittag, wenn ringsherum die Höfe und Straßen gekehrt werden und die Frauen und Mädchen die Küche putzen und Kuchen backen.
Für Samstagabend hat Eberhard von seiner Schwester die Jeans gewaschen bekommen. Wenn er am Wochenende wegfahren will, verfügt er über das Auto. Das steht ihm zu. Wer die ganze Woche über hingelangt hat, der weiß auch, was ihm gehört.
Vor zwei Jahren fing er an, mit ein paar Kumpeln in die Disko, vier Dörfer weiter, zu fahren. Damals, da war das was, innen alles mit Silberpapier, Musik, viele Menschen und Mädchen. Das war toll, ihm fielen fast die Augen aus dem Kopf.
Mit dem Kilometerradius weiteten sich die Erfahrungen aus, bis sie sich wiederholten. Wenn man erst mal alles kennt, kann man auch kaum neue Leute kennenlernen. Im alten Feuerwehrhaus haben sie sich einen Club eingerichtet, da macht er jetzt mehr mit.
Er will nicht nur so vor sich hinleben, sondern mitkriegen, was läuft und wie es läuft. Auf Bildungsurlauben und Wochenendseminaren haben sie erfahren, wo es für ihren Club Geld gibt, wie sie an Filme rankommen können, und wie man was miteinander machen kann. Außerdem kennen sie jetzt Leute und andere Gruppen, die sie fragen können.
Einige haben angefangen mit einer Wohngemeinschaft. Und Eberhard lebt jetzt mit seiner Freundin in einer eigenen Zwei-Zimmerwohnung. Unverheiratet. Gegen den Willen der Eltern, die keinen Schritt über die Schwelle treten. Aber weil er was leistet, kann er es sich auch leisten, ein Stück anders zu leben. Die Eltern werden auch noch andere Schwellen überschreiten müssen, ebenso wie die Nachbarn.

17 und nicht verlobt

»Da die Gewerkschaften auf dem Lande aber in vielen Betrieben noch nicht Fuß gefaßt haben, müssen wir junge unorganisierte und inaktive Kollegen zunächst meistens außerhalb der Betriebe ansprechen: In Schulabgängeraktionen, in der Berufsschule, in öffentlichen Aktionen. Mitgliederwerbung und die Einbeziehung neuer Kolleginnen und Kollegen in die Arbeit ist also häufig mit einem größeren Aufwand als in Ballungsgebieten verbunden, denn dort können die Berufsanfänger direkt im Betrieb angesprochen werden.« (Aus einer Gewerkschaftsbroschüre zur gewerkschaftlichen Jugendbildung auf dem Land)

Ritas Vater ist Arbeiter in der Fabrik. Zusammen mit einigen Kollegen aus dem Dorf pendelt er täglich dorthin. Schon vor Jahren hat er die Landwirtschaft aufgegeben. Heute besorgt Ritas Mutter nur noch die beiden Schweine, denn einmal im Jahr wird geschlachtet, und die kleine Obstplantage lohnt sich eben noch, solange die Konservenfabrik die Ernte abnimmt.

Aber jeder in der Gegend weiß, warum die Früchte von Jahr zu Jahr mickriger werden. Wenn der Wind die Schwaden von der Fabrik rübertreibt, dann bleibt nicht nur was an den Bäumen hängen.
Ritas Vater würde heute gerne wieder Land dazupachten, als Sicherheit für Zeiten, wenn es im Betrieb noch mehr kriselt. Die Angelernten, die Bauern werden zuerst gefeuert . . . Aber es gibt in dieser Gegend kein Land mehr. Vor zehn Jahren erst hat er ein großes Stück für einen Appel und ein Ei verkauft, dort, wo heute die Neubausiedlung sprießt. Heute hält jeder fest, was er hat.
Rita ist die jüngste von drei Kindern. Seitdem auch ihre zweite Schwester geheiratet hat, schläft sie alleine in der Kammer unter dem Dach. Ein Bett vom ausrangierten Elternschlafzimmer, zwei alte Sessel um den runden Tisch und Bravo-Poster an der Tür. Wenn eine von Ritas Freundinnen mal mit hochkommt, holt sie die Gläser und den Rest Kirschwhisky vom Geburtstag aus dem Regal. Dann reden sie vom Büro und dem Typen vom letzten Wochenende.
Rita macht ihre Lehre als Bürokaufmann im dritten Jahr. Morgens fährt sie mit dem zweiten Bus um viertel vor sieben in die Stadt. Außer den Frauen, die zum Einkaufen mitfahren, redet um diese Zeit noch keiner im Bus, weil es gestern Abend wieder spät geworden ist. Bis um zehn klemmt Rita hinter ihrem Schreibtisch zwischen den Karteien. Dann kocht sie den Kaffee für die Frühstückspause. Es wird lockerer im Büro. Sie versteht sich ganz gut mit den Kollegen, am besten mit Iris, die im gleichen Lehrjahr und derselben Berufsschulklasse wie sie ist. Mit den Vorgesetzten hat sie es schwerer: Lehrjahre sind keine Herrenjahre.
Am Donnerstagnachmittag nach der Berufsschule ist Zeit, um in die Stadt zu gehen. Rita braucht unbedingt eine neue Hose, und im Karstadt gibt es T-shirts im Sonderangebot. An der Bushaltestelle, dort wo die Landbusse abgehen, trifft sie sich mit den anderen Jugendlichen von ihrem Dorf immer schon eine halbe Stunde früher. Hier wird die Hose und das T-shirt ausgepackt, unter den Mädchen rumgereicht und die *Brigitte* durchgeblättert. Hier wird ausgemacht, daß Rita ihre Freundin um acht zur Kneipe abholt.
Freitags, samstags und sonntags sind die Abende ohne Fernsehen. Da trifft sich das junge Volk in der ›Linde‹ im hinteren Raum, wo die Flipper und der Plattenspender stehen. Die Mädchen hocken bei einer langen Cola, bis die motorisierten Jungen ihr Spiel zu Ende haben, bis klar ist, ob Rita heute mit Reiner hinten auf der Mühle oder mit in Harris Capri zum Disko-Club fährt. Nur wochentags kostet es keinen Eintritt.
Ritas Typ vom letztenmal tanzt mit einer anderen. Später steht sie mit ›der anderen‹ in der Mädchentoilette. Sie leiht sich ihren Lidschatten. Klamotten und Make-up müssen sitzen. Rita gibt durch, daß sie einen neuen Typen

angemacht hat. Zusammen mit zwei Freundinnen geht sie zurück an den Tisch, wo er sitzt. Nachher fährt sie mit ihm in eine andere Kneipe. Auf der Fahrt nach Hause denkt sie, daß es mit ihm vielleicht was Festes werden könnte. Mit Ralf kann sie aber auch irre gut quatschen. Der hat eine Ahnung, nicht nur von Motorrädern. Der ist Jugendvertreter in seinem Betrieb. Eigentlich hat er recht, wenn er sagt, daß sie sich im Büro nicht alles gefallen lassen soll.

Am nächsten Morgen redet Ritas Mutter nicht mit ihr. Bis sie damit rauskommt: Es ist nicht gut, wenn Mädchen nachts so lange wegbleiben. Ein Mädchen gehört ins Haus, in die Küche. Natürlich hat Ritas Mutter eingesehen, daß ein Mädchen heutzutage einen Beruf lernen muß, aber das ändert nichts daran, daß sie auch Frau und Mutter sein wird.

Und immer das ganze Wochenende weg sein – was da einem Mädchen alles passieren kann! Die Eltern wissen auch, woher die Angst kommt, wenn sie erzählen, was früher so in den Spinnstuben gelaufen ist. Nur ein bißchen versteckter als heute. Mit achtzehn heiraten und ein Kind, so wie ihre Schwester, will Rita nicht. Viele Mädchen im Dorf, mit denen Rita zusammen konfirmiert wurde, haben einen festen Freund, meistens aus Nachbardörfern. Der kommt abends mit nach Hause, man fährt vielleicht samstags noch zusammen weg, dann ist es gelaufen. Das ist mit jedem Jahrgang dasselbe. Rita stellt sich ihre Zukunft anders vor. Zuerst will sie die Ausbildung fertig haben. Wenn sie dann Geld verdient, will sie erst mal richtig was erleben, rumreisen und so, eine eigene kleine Wohnung im Ort, ihr eigenes Leben ein bißchen aufbauen. Wenn sie dann über zwanzig ist, denkt sie, könnte sie schon heiraten.

Mit Ralf ging Rita nur ein paar Wochen. Der wollte nicht so oft weg. Einen Abend haben sie ferngeguckt, den nächsten Abend haben sie mit seinen Kumpels Karten gespielt, dann wieder Fernsehen. Das hielt Rita auf die Dauer nicht aus. Sie war auch ein paarmal mit bei seinen Versammlungen: ›Die nächste Aktion zur Jugendarbeitslosigkeit‹, ›Kleinbetriebe und niedriger Organisationsgrad auf dem Lande‹, ›Ausbildungsfremde Arbeiten‹. Rita hat das fasziniert. Aber daß sie im Büro den Kaffee kocht, findet sie trotzdem gut, weil sie dann mit den Kollegen ins Reden kommt. Dafür, daß sie endlich auch in die anderen Abteilungen im Betrieb kommt, macht sie ihren Mund auf, und sie setzt sich jetzt für andere ein, wenn sie wegen Kleinigkeiten angeschissen werden.

Rita denkt nun öfters an die Abschlußprüfung und daran, daß sie es vielleicht sowieso nicht packt. Von ihrem Vater bekommt sie fast jeden Abend zu hören, daß das eh schief geht, weil er sie nie ihr Berichtsheft schreiben sieht. Das immer dann, wenn sie wegwill. Aber mittwochabends sagt er nichts. Da geht Rita in das Komitee, das das Kinderfest vorbereitet. Das ist seit ein paar Jahren schon richtig Tradition geworden. Damals

haben sich die Frauen zusammengetan und ein Kinderfest gemacht, um Geld zu kriegen für einen eigenen Kindergarten im Ort. Dieses Jahr wird das Fest für die Neuausstattung des Kinderspielplatzes gemacht, damit sich die Kinder nicht mehr an den grauen Stahlrohren aufhängen.
Es wird ein großes Fest geben. Zum ersten Mal mit Bierzelt, Spielmannszug und Tanz. Am Nachmittag gibts Spiele und Würstchen für die Kinder. Rita kümmert sich mit um die Tombola, und sie hat sich zum Servieren im Zelt gemeldet. Zweimal schon sind die Frauen in Ortsbeiratssitzungen gewesen, weil die Gemeinde einen Teil des Spielplatzumbaus übernehmen soll. Frauen in Ortsbeiratssitzungen hat es bisher nie gegeben. Da kommt sowieso selten Öffentlichkeit hin. Viele Ehemänner und Väter haben deswegen Stunk gemacht, denn Politik ist nun aber wirklich Männersache. Seitdem treffen sich die Frauen und älteren Mädchen regelmäßig, reihum zu Hause, reden miteinander, gehen mal kegeln oder fahren abends in das Hallenbad.
Rita findet es gut, mit den Frauen zusammen zu sein. Sie hört zu, wenn von den Ehemännern und Familien erzählt wird, wie das ist, wenn morgens die Männer wegfahren, die Kinder im Kindergarten sind oder der Schulbus sie wegtransportiert hat. Das ist die Zeit, wo die Frauen zusammentreffen und reden: im Garten beim Wäscheaufhängen, auf der Straße, in den Höfen, im Lebensmittelladen beim Einkaufen, im Backhaus, wo die alten Frauen das Brot selber backen. Dann gehört das Dorf den Frauen.

On the road – Wanderjahre

»Nach Artikel 12 des Grundgesetzes ist das Recht, den Beruf und den Arbeitsplatz frei zu wählen, eines der unabdingbaren Grundrechte jedes Bürgers.
Dieses Grundrecht hat der Gesetzgeber beachtet, indem er sich jeder Beeinflussung der Wahl des Ausbildungsziels, das der einzelne Auszubildende anstrebt, enthält . . . Jeder junge Mensch soll sich auf den Beruf vorbereiten können, der seiner Neigung und Eignung entspricht.« (Aus einer staatlichen Broschüre über Ausbildungsförderung)

Uli ist Maurersohn, die Mutter fährt jeden Tag in die Stadt zum Putzen. Als drittes von fünf Kindern galt er bei seinem Lehrer in der Grundschule für recht intelligent. Diesem gelang es auch, die Eltern davon zu überzeugen, daß Uli unbedingt auf die höhere Schule gehen müßte. Die fanden es ganz einsichtig, daß bei den hohen Schulden, die auf ihrem Neubau am Ortsrand lasten, und bei der ständigen Arbeitsplatzunsicherheit eine gute Schulbildung durchaus von Nutzen für den Jungen sein könnte.
Also kam Uli in die 20 km entfernte Stadt aufs Gymnasium. Doch das lief nicht so gut. Uli war alleingelassen, und von denen, die aus seinem Ort in die gleiche Schule gingen, kannte er keinen so richtig, wollte eigentlich auch nicht mehr als unbedingt nötig mit ihnen zu tun haben. Seine Leistungen wurden immer schlechter, und wenn er mit seinen Freunden, die zu Hause

in der Schule geblieben waren, im Wald spielte oder kickte, dann fragte er sich, wozu gerade er soviel pauken sollte, früher war doch alles wie von allein gelaufen. Er purzelte von Stufe zu Stufe durch die schulischen Abfang- und Auslesesysteme, und als er ganz unten angekommen war, wurde er zum Schulpsychologen geschickt. Dieser diagnostizierte »Schulmüdigkeit« aufgrund einer nicht gelungenen Ablösung vom Heimatort und fehlender Mobilitätsbereitschaft. Für die beiden letzten Jahre kam Uli wieder zurück an seine alte Schule. Anfangs redeten die Leute etwas über seinen Mißerfolg, aber das gab sich bald, und da es auch seinen Eltern nicht viel ausmachte, hatte er sie bald davon überzeugt, daß es so besser für ihn sei. Nun war er mit seinen Freunden wieder dauernd zusammen, fühlte sich eigentlich wohl. Machte voll mit im Spielmannszug und Fußballverein.
Als die Frage nach einem Berufsweg auf sie zukam, waren alle etwas ratlos. Mit dem, was sie in der Schule und über das Arbeitsamt mitbekommen hatten, konnten sie nicht viel anfangen. Uli und zwei seiner besten Freunde taten sich am schwersten. Bei ihnen war überhaupt nichts klar, da war kein Druck auf etwas Bestimmtes zu Hause dahinter, kein Hof und kein Betrieb, auf den sie festgelegt wurden. So saßen sie zusammen auf der Burgruine, qualmten und sponnen vor sich hin. Irgendwas mit Technik, das sollte es sein, wenn schon. Aber sie kannten die Älteren, die Elektriker oder Kfz-Mechaniker lernten, wußten, wie öde das war. Anschließend saßen die ja zum Teil sogar auf der Straße. Nein, so blöd waren sie doch nicht! Flugzeugbau, das hätte Uli geschärft, darüber hatte er mal einen tollen Film gesehen. Sie palaverten oft und ausführlich, trugen ihre Erfahrungen zusammen, träumten vor sich hin. So eine kleine Klitsche, wo schön nach der Stufenfolge von oben nach unten jeder jeden anmacht, wo man schaffen muß wie ein Pferd und kaum was lernt, weil alles so altmodisch ist und zugeht, kam für sie nicht in Frage.
Das Verhältnis zwischen Ulis Vater und seiner Mutter wurde in den letzten Monaten immer kritischer. Vater trank häufiger, sagte kaum noch ein Wort und hing in der Wirtschaft rum. Er wußte nicht mehr, wie er es packen sollte mit den Schulden. Mutter nahm das ganz anders. Sie schaffte noch mehr, machte sich halb verrückt vor lauter Arbeit, und daß alles ordentlich und sauber ist und an Weihnachten die dicken Geschenke unterm Baum liegen. Ständig Theater – wenn er heimkam, haute er gleich wieder ab. Für Gründe zu Hause reichte es immer weniger. Seitdem rumerzählt wurde, daß er nach einem Spielmannszugüben sturzbesoffen herumgehangen hatte, durfte er nicht mehr mitmachen. Blieb der Fußball. Als dann noch ein paar von den besten Kumpeln aus dem Verein zum Bund gingen und zwei sich woanders eine Arbeit suchen mußten, weil es in ihrem Beruf keine Arbeitsplätze gab, war für Uli klar: bloß weg von hier.
Er merkte, wie er immer mehr vom Kaff, von den blöden Leuten, die ihm

auf den Geist gingen, redete. Immer weniger über die Chancen des Vereins, über den Platz, den sie gemeinsam neu ausbauen wollten. Außerdem mußte er sowieso weg, denn für ihn war allenfalls in zwei, drei Jahren eine Maschine drin, vorher noch der Führerschein. Geld fehlte hinten und vorne, und er war es leid, dauernd jemanden anzubetteln, ob er mal schwarzfahren dürfe. Die andern machten das auch nicht mehr gerne, weil er schon zweimal von den Grünen erwischt worden war. Ausgesprochenes Pech, aber es ging immer glimpflich ab.

Die Mutter fing an Krach zu schlagen, daß das nicht so ginge mit dem Rumgammeln, andere hätten sich schon längst um was gekümmert, aber bei ihm wisse man ja nie, wo man dran sei, außerdem würde ihn mit diesen Haaren sowieso keiner nehmen.

Uli kaufte sich am Bahnhof in der Stadt eine von den Zeitungen, die er sonst nie anguckte. Eine mit dem Namen einer Großstadt drauf, er war zwar noch nie da, aber aus dem Fernsehen und aus Stories in der Kneipe wußte er, daß da schwer was los war. Beim Durchblättern blieb er an einer Anzeige hängen: Da suchte ein »Weltunternehmen« Leute, die Feinmechaniker lernen wollten. Und dann: »Für Unterkunft und Verpflegung in einem modernen Lehrlingswohnheim kann gesorgt werden«. Das war es – mit einem Schlag war er seine ganzen stillen Quälereien los, wo ein Zimmer finden, wie alles bezahlen, und was ihn noch gedrückt hatte.

Bei den Freunden und zu Hause gab er ein gutes Stück an. Er habe sich jetzt entschieden, irgendwie sei es für ihn schon immer klar gewesen, etwas in dieser Richtung zu machen, für ihn stehe fest, daß er sich eine ausgezeichnete Ausbildung besorge, und sonnenklar sei auch daß dies nur bei einem Großunternehmen gehe. Viel unternommen hatte er in Wirklichkeit nicht, außer daß er sich aufgerafft hatte, für nächste Woche einen Abend mit dem Trainer der Jugendmannschaft zu vereinbaren, der kannte sich aus mit solchen Schreibereien, der wußte ja Bescheid.

Alles lief glatt, und unter mütterlichen Warnungen wurde Uli mit Sack und Pack vom Bahnhof in der Stadt aus in die Großstadt expediert. Jetzt würde er es denen mal zeigen . . .

Er kam in die Klemme. Einigemale fand er zwar Ausreden auf die neugierigen Fragen, warum er denn schon wieder zu Hause sei, aber dann war ihm das zu blöd und er erzählte die ganze Wahrheit. Nämlich daß das Wohnheim abends um zehn Uhr dichtgemacht wird, daß alle am Freitagnachmittag nach Hause fahren müssen, daß ihm die paar Ausflüge aus der Fabrik in die große Stadt, die spannend und deshalb zu lange geworden waren, nichts als schlimmen Trouble eingebracht hatten.

Und natürlich berichtete er ausführlich über seine Ausbildung, daß da schon was dran sei mit der besseren Qualität, mit zusätzlichem Betriebsunterricht, Lehrwerkstatt und so. Ein paar Details unterschlug er: daß er sich

beim ewigen Rumfeilen wie ein Baby behandelt vorkam, daß das mit dem Geld nicht das Wahre war, ein dicker Brocken wurde gleich für den Fraß und das Wohnsilo einbehalten, dann noch die ständigen Bahnfahrten . . .
Mit den anderen Lehrlingen kam er, abgesehen von ganz wenigen guten Kumpels, auch nicht zurecht. Da waren aber auch Bauern dabei, wie man sie sich gar nicht vorstellen kann, die sagten noch Dankeschön für jeden Anschiß und glaubten fest daran, daß das Werk ein Ableger vom Sozialamt sei.
Fast 20 000 km war Uli zwischen Fabrik und zu Hause hin und her gependelt. Dann hatte er seine erste Zwischenprüfung. Obwohl er eigentlich ganz gut abschnitt, viel war ja nicht dabei, war er es verdammt leid, ewig auf die stink-freundliche Tour herumgeschubst zu werden. Jeden Morgen stempeln, jeden Abend stempeln, und dazwischen, bei jeder Gelegenheit: Ja, da kann man nichts machen, da wäre es am besten, dort einmal anzufragen – keiner war für irgendwas verantwortlich, jeder schob es weiter.
Anfangs hatte er ein paarmal vor Wut geheult, abends im Bett – diese verdammte Ohnmacht. Aber Aufregen half nichts, gab nur schlechte Punkte im Personal-Bewertungsbogen. Einmal, am Sonntagabend in der Kneipe, tönte einer aus seiner früheren Klasse, der jetzt bei so einem kleinen Elektro-Fritzen lernte, rum, daß er sich gestern mit dem älteren Lehrling, von dem er ständig Druck kriegte, gefetzt hatte, und daß der Meister dazukam, der ihn auch noch anbrüllte; wie er dann aber Recht behielt und der Meister alles zurücknehmen mußte und der andere sich entschuldigte und heute ganz normal und freundlich gewesen war.
Uli fiel auf, wie anders das bei ihm lief. Die paar müden Streiche, die sie den Ausbildern mal gespielt hatten . . .
Im Verein durfte er inzwischen nicht mehr mitspielen. Ein paarmal hatte er miese Kondition, dann verpennte er auch noch zwei Spiele, es war abends ganz schön lang geworden. Da hieß es dann Schluß, denn außerdem mache er auch beim wöchentlichen Training nicht mit. Konnte ja schlecht. Einige Kumpel schimpften dagegen, aber er nahm es cool und haute einfach ab.
Nach etwas mehr als einem Jahr hielt Uli es nicht länger aus. Erst machte er krank und blieb zu Hause, dann verlangte er die Papiere, am Telefon. Die machten es dann komplizierter.
Nun war alles gelaufen. Er war wieder zu Hause und es klappte ganz gut. Vater fragte immer mal, ob er schon was unternommen habe, wegen Arbeit oder Lehre, und Mutter war in erster Linie glücklich, daß er wieder da war, denn es würde sich schon was Besseres finden.
Uli beeilte sich, nun endlich mit dem Führerschein fertig zu werden. Schon vor Monaten hatte er mit dem Fahrlehrer, der einmal die Woche zu ihnen in den Ort kam und Theorie gab, ein Abkommen geschlossen. Samstags hatte

er Fahrstunde und brachte bei der Gelegenheit immer ein paar ausgefüllte Fragebögen mit.
Jetzt hatte er die Honda. So kam er schnell mal in die Stadt zum Arbeitsamt, aber auch sonst war es ganz Klasse.
Mit dem Feinmechaniker würde es hier in der Gegend nichts mehr werden, aber er hatte eine Möglichkeit, bei einer kleinen Firma nur 15 km weg im Metallbau weiterzumachen.
Im Verein machte er auch wieder mit. Da war ganz schön viel passiert. Die waren an die Gemeindeverwaltung rangetreten und wollten nun endlich, nachdem nie etwas geschehen war, den sogenannten »Sportplatz« – sie nannten ihn ›unseren Acker‹ – selber in Ordnung bringen. Aber das ging alles gar nicht so einfach. Zum einen waren sie jetzt eine Großgemeinde, eine richtige Stadt, worauf sich Bürgermeister, Stadtverwaltung und einige andere Leute furchtbar viel einbildeten, und zum anderen hatte sich im Vorstand auch eine Menge geändert. Der frühere Vereinsvorsitzende, der alte Bäcker, war aus Altersgründen zurückgetreten, und gewählt worden war ein Steuerberater, einer von den Zugezogenen, mit Bungalow am Hang, der viel für den Verein tat, neue Trikots besorgte und so. Der kannte auch den Bürgermeister und viele Stadträte und sorgte dafür, daß die einen richtigen Ingenieur holten. 20 000 Mark sagte der, und der Platz wurde gemacht. Glatt war er jetzt, aber anschließend konnten nur noch Schlammschlachten ausgetragen werden, weil das Wasser nicht mehr ablief. Die Stadt holte einen anderen Staatsbaumeister, und nun war man dabei, weitere 80 000 DM zu vergraben. Bloß Geld für ein Clubhaus, was sie sich – statt der alten Hütte – auch bauen wollten, war dann keines mehr da.
Uli wunderte sich manchmal über seinen eigenen Mut. Aber er kannte die Sprüche, die der Bürgermeister so gut aufsagen konnte, z. B. den, daß keiner doch vorhersehen konnte . . . Ihm war es auch egal, daß er inzwischen bei einer ganzen Reihe Leute als der ›Aufwiegler‹ galt. Immerhin hatte er nach langem Hin und Her erreicht, daß sie mit dem Verein in einem benachbarten Ort zunächst einfach eine Spielgemeinschaft beschlossen. Die hatten vor Jahren schon in Selbsthilfe ihren Platz gebaut und verfügten über ein sehr gemütliches Clubhaus. Keiner, auch Uli nicht, hätte sich früher jemals vorstellen können, daß es mal so kommen könnte. Aber es lief ganz gut, und in der Kneipe lachten sie schallend, wenn der Artikel des Bürgermeisters über »Die Frage der Gleichbehandlung von Ortsteilen bei der Errichtung von ›sozialen Gemeinschaftseinrichtungen‹« aus dem Gemeindeblättchen vorgetragen wurde.

Eine *Diogenes*-Anzeige

Wie die Weiße-Kragen-Kriminalität wirklich funktioniert – ein aktueller Lehrgang in multinationaler Gegenwarts-Ökonomie mit einer spannenden, konventionell kriminellen Fall-Studie:

Ambler
Bitte keine Rosen mehr

Roman. Aus dem Englischen von Tom Knoth.
360 Seiten, Leinen, 26.80

»Über Verbrechen informiert uns der Wirtschaftsteil einer Zeitung, über die Folgen der politische. Wo lesen wir etwas über uns?
Wir haben zwar diese Verhältnisse geschaffen, aber wir taugen nicht für sie. Konsequent schreibt Eric Ambler von der letzten großen Spannung und Anstrengung, die uns geblieben ist: Überleben.
Der Held des Amblerschen Romans ist allemal ein betroffener Hasenfuß, gleich seinen Lesern, die diesen immer schwieriger werdenden Versuch anzustellen gezwungen sind.« Otto Jägersberg

Analysen: Untersuchungen der Massenmedien und ihrer Einzelprodukte

Information: Ausgewählte Fernseh- und Hörfunkvorschau für einen Monat; Veranstaltungskalender; Buch-Neuerscheinungen

Kritik: Film- und Fernsehkritiken; Buchkritiken; rundfunk- und filmpolitische Kommentare

Materialien: Umfragen; Interviews; praktische Modelle für die Gruppenarbeit

medium erscheint am 15. jeden Monats mit 40 bis 44 Seiten

Einzelheft 3,– DM, Jahresabonnement 36,– DM, Studentenabonnement 25,20 DM (incl. Porto)

Zum Kennenlernen haben wir ein Probeabonnement eingerichtet: drei laufende Hefte für insgesamt 4,50 DM (+ Porto)

medium, Gemeinschaftswerk Ev. Publizistik, Friedrichstraße 2-6, 6000 Frankfurt/M

»Ohne daß ich sagen würde, ich bin der neue Führer«

Gespräch mit einem jungen Nationalsozialisten

von Alwin Meyer und Karl-Klaus Rabe

»Sie grölen ›Rotfront verrecke!‹, ›scheißen auf die Judenrepublik‹ und finden es ›geil, wie Adolf die Juden und Kommunisten vergast hat‹. ›Judenfotze‹ und ›Kommunistensau‹ sind ihre Lieblingsschimpfworte, kurzgeschorene Haare und schwarze Lederkluft ihr Gruppendreß. Nachts schmieren sie Hakenkreuze an Häuserwände, verwüsten jüdische Friedhöfe und schlagen den ›Roten‹ (oder wen sie dafür halten) die Scheiben ein. Sie hassen Männer wie Willy Brandt (›Der Verräter Frahm‹) und verehren den Stuka-Flieger und Altnazi Rudel (›Deutschlands tapferster Soldat‹): junge, militante Rechtsextremisten in der Bundesrepublik. Kaum einer von ihnen ist älter als 25 Jahre, die meisten Teenager.« (*dasda*, Juni 1978)

Das ist ein Auszug aus einem von vielen Zeitungsartikeln über jugendliche Rechtsextremisten. Wer ihn liest, der bekommt eine leichte Gänsehaut, Erinnerungen werden wach . . . Angst überkommt einen. Und wer sie durch die Straßen marschieren sieht, bekleidet mit schwarzen Lederjacken, Hosen und Hemden, Knobelbechern, einen Totenkopf am Revers, eine Koppel mit SS-Rune, »Einst kommt der Tag der Rache« vor sich her schmetternd, dem liegt ein »Nazis raus aus . . .« oder »Nieder mit dem braunen Pack!« auf den Lippen. Der Ruf nach Polizei und harter Bestrafung ist nicht fern.

Ob es nun junge Nationalsozialisten, Mitglieder der Jungen Nationaldemokraten oder einfache Schüler sind, die mal ein Hakenkreuz schmieren, wir sind erschrocken, reagieren entsetzt . . . aber auch hilflos. Warum und wie geraten 16- oder 20jährige in rechtsextreme Kreise? Was suchen und finden sie dort? Was treibt sie zu immer fanatischeren Aktionen, was sogar zum Terror? Warum sind die bereit, für ihre Überzeugung ins Gefängnis zu gehen?

Diese und andere Fragen haben uns motiviert, Gespräche mit rechtsextremen Jugendlichen zu suchen. Gewiß, wir hatten Angst vor ihnen. Mit der Zeit verloren wir sie aber immer mehr. Wir besuchten ihre Veranstaltungen, setzten uns anschließend in der Kneipe beim Bier zusammen, führten Interviews durch, u. a. mit Wolfgang Hübner (Name und Ort geändert), 23 Jahre alt. Wir trafen ihn öfters, das letzte Mal in Wuppertal im Juni 1978. Er ist der »Führer« einer Gruppe von 16- bis 25jährigen, die wie andere in SA-ähnlicher Kleidung herumläuft. Wolfgang Hübner kämpft gegen die »Geschichtslügen«, daß Deutschland am Zweiten Weltkrieg schuld war bzw. daß es jemals eine Judenvernichtung gegeben habe, beteiligt sich am

Aufbau einer neuen NSDAP, wird deshalb von Linken als »braune Ratte« oder »Nazi-Schwein« beschimpft, zollt diesen jedoch einen gewissen Respekt, weil sie – wie er – Revolutionäre seien, bloß kämpften sie auf der falschen Seite. Die NPD ist für ihn zum größten Feind geworden; die alten »Opis« hält er für Versager. Akzeptable Bündnispartner unter den Älteren sieht er nur noch in NS-Kreisen, so z. B. in Manfred Roeder oder Erwin Schönborn. Mehrere staatsanwaltschaftliche Ermittlungsverfahren laufen gegen ihn. Seit August 1978 sitzt er in Untersuchungshaft.

Herr Hübner, wann haben Sie überhaupt begonnen, sich in irgendeiner Weise politisch zu betätigen? In welchem Alter war das?
Ich habe mit 14 angefangen und zwar, indem ich damals – das war 1969/70, als die Wahlerfolge der NPD waren – da habe ich an die NPD geschrieben, habe mir die Adresse geben lassen von den Jungen Nationaldemokraten. Ich war in Bonn. Bin ich (zur NPD) hingekommen, da gab's keine JN (Junge Nationaldemokraten). Ich war der »Berufsjugendliche« und habe dann im Umkreis NPD/JN gearbeitet, ohne Mitglied zu werden, weil meine Eltern das nicht wollten; war dann der erste nationaldemokratische Schülersprecher – das war in meinem Abiturjahr – und dann bis 72/73 etwa – da war die Spaltung der NPD; die ANR (Aktion Neue Rechte) spaltete sich ab als radikalere Gruppe – dann habe ich die ANR-Sache kurz mitgemacht. Das zerfiel ja schon bald darauf. Im Rheinland war das nie richtig zum Zuge gekommen, das war mehr in Süddeutschland gewesen. Und danach hatte ich so ein kurzes »black out«. Ich habe mir also gesagt: »Gut, national, ich bin national, ich bleibe national, aber ich sehe keine Chance mehr bei der Rechten«, und bin praktisch dann in den Sympathisantenkreis der KPD gekommen, also jener maoistischen Gruppe, die am meisten national eingestellt ist. Und das war allerdings nur ein halbes Jahr. Ich habe ein bißchen reingerochen, habe aber festgestellt: »Das ist nichts für dich«, und habe dann praktisch, weil ich zur Bundeswehr kam, politisch mich sehr zurückgehalten, bis die AVP aufkam, Aktionsgemeinschaft Vierte Partei. Da habe ich zum letzten Mal geglaubt, man hätte noch eine Chance, politisch legal, demokratisch vorzugehen, weil da erheblich Gelder hinter standen. Es war ja schon beim Bundestagswahlkampf ein Etat von mehreren Millionen Mark zur Verfügung. Das hat nichts gebracht, überhaupt nichts gebracht, genauso wie die NPD nicht. Und danach bin ich eben in die Szene (NS-Szene) reingekommen, eben politisch aktiv reingekommen, in der ich jetzt bin.
Wann war das?
Das hat bereits zur AVP-Zeit angefangen. Das war Anfang 76, ist also gut zwei Jahre her.

Sie waren auch mal bei Roeder. Warum haben Sie sich selbständig gemacht?
Ja, ich war also praktisch bei allen nationalen Gruppen. Wir waren praktisch eine Art Reisekader. Wir sind also von Flensburg bis runter nach Regensburg bei nahezu allen Veranstaltungen dabeigewesen und haben im Grunde eine politische Gruppe gesucht, der wir uns anschließen konnten, und wir haben diese Gruppe im Grunde, bei aller Kameradschaft, die wir mit diesen Gruppen (der NS-Szene) gehabt haben, dort nicht gefunden, weil es alles Alt-Herren-Vereine waren, weil wir immer gesehen haben, daß da eben . . . daß der Wunsch, Kameradschaftsabende zu machen, über die Bereitschaft ging, politisch wirklich im entschiedenen Sinne zu arbeiten. Und da habe ich gesagt: »Wir gehen den umgekehrten Weg. Wir bauen eine Jugendgruppe auf, 'ne echte Gruppe, wo nur junge Menschen dabei sind. Wenn wir das geschafft haben, dann werden wir ein Bündnispartner in diesem Lager, der nicht zu unterschätzen ist. Dann stellen *wir* die Bedingungen.« Und so ist es dann auch gekommen. Im westdeutschen Raum ist es also so, genauso wie hier in Wuppertal, in Köln, in Dortmund (Orte geändert), daß überall Gruppen junger Menschen sind, die mit uns in sehr engem Kontakt stehen und daß ich sagen kann, wenn ich jetzt mit Roeder oder Schönborn usw. gemeinsame Aktionen mache: »Gut, ich stelle so und soviele Leute. Wir kommen hin, aber wie sieht das mit dem und dem aus?« Und wir haben ja nun als einzige legale Gruppe in Deutschland ganz entschieden die Forderung aufgestellt: »Weg mit dem NSDAP-Verbot!« Und damit sind wir einmalig. Ja, das war also im wesentlichen der Grund.
Heute sehen Sie sich als Revolutionär, wenn man das mal so sagen kann. Sie sind nicht als Revolutionär geboren worden. Wie können Sie selbst Ihre persönliche Entwicklung zum Revolutionär beschreiben? Welche Erfahrungen waren da wichtig?
Ja, also wie gesagt, es hat damit angefangen, daß ich mich bereits sehr früh für Politik interessiert habe, daß ich im Grunde, seit ich bewußt denken kann – das hat mir mein Vater beigebracht –, eigentlich bestehende Zustände gelernt habe, in Frage zu stellen, mir also zu sagen: »Warum ist das so und nicht anders?« Und vor allen Dingen war für mich das nationale Element ausschlaggebend. Ich war immer im Grunde – zunächst war es eine rein emotionale Entscheidung – ich war immer für die Rechte gewesen und nicht für die Linke. Und ich habe dann ja versucht, demokratisch legal zu arbeiten, und habe gemerkt, welche Widerstände sich ergeben von staatlicher Seite, von seiten des politischen Gegners, also der Linken, die uns immer mit »Nazis« bezeichnet haben. Und dann beschäftigt man sich automatisch damit. »Warum und wieso werden wir ständig als Nazis bezeichnet?« Als junge Menschen hatten wir dazu ja zunächst überhaupt keine Beziehung. Dann kam als ganz großer Effekt natürlich die Sache mit den Geschichtslügen, vor allem die Kriegsschuldfrage, die bei mir von

vornherein schon immer auf Kritik gestoßen ist, daß man sagte, »Deutschland ist am Krieg schuld«, während ich die Sache mit den Vergasungen eigentlich erst im Laufe der vergangenen Jahre ernst genommen habe. Das hatte mich vorher nie so interessiert. Ich bin auch heute noch kein Fachmann darin. Ich sage ehrlich, daß ich nicht soviel davon verstehe wie Roeder oder Schönborn, sondern das ist deren Sache. Aber diese Geschichtslügen eben, daß man sich fragt: »Warum darf man über Nationalsozialismus nichts Positives erzählen? Warum werden alle politischen Aktivitäten in dieser Richtung so radikal unterdrückt?« Im Grunde hat mich die Unterdrückung einer politischen Meinung zum Revolutionär gemacht.

Sie haben gesagt: Ihr Vater hat Sie dazu gebracht, Dinge zu hinterfragen, kritisch zu sein. Wie beurteilt heute Ihr Vater Ihr Engagement?

Ja, also das Ergebnis hat er sich nicht so vorgestellt. Er hat mir immer beigebracht: »Wenn alle in den Rhein springen, dann springst Du nicht hinterher!« Aber er hat das Ergebnis nicht kommen sehen so. Es war also im Grunde ein sehr liberales Elternhaus, und meine Eltern waren sehr skeptisch gegenüber dem Dritten Reich eingestellt – damals und heute auch. Und ich habe dadurch auch eine ganze Menge Schwierigkeiten zuhause bekommen. Ich durfte ja damals auch von Anfang an nicht in die JN eintreten. Mein Vater hat mich unter Androhung einer einstweiligen Verfügung daran gehindert. Er hat gesagt: »Ich gehe vor Gericht, und ich komme mit weiß der Himmel was . . . Du darfst da nicht beitreten!« Da war es also mit der Liberalität zu Ende. Auch wieder ein Faktor, der mich natürlich wieder nachdenklich gemacht hat.

Sie haben überhaupt keinen Kontakt mehr zum Elternhaus?

Ich habe noch einen losen Kontakt. Aber ich halte meine Eltern völlig aus dieser Sache raus, weil ich auch der Meinung bin, es ist immer ein bißchen unfair gegenüber den Eltern und auch gegenüber der Öffentlichkeit, das zu sehr zu machen. Ich bin auch ein Gegner dieses Psychologisierens, so von wegen frei nach dem Motto: »Wer eine unglückliche Kindheit bekommen hat, wird entweder Kommunist oder Nazi.« Es gibt also durchaus objektive Gründe, die einen zu einer politischen Meinung bringen, ohne daß man gleich das Elternhaus oder die Schläge in der Kindheit berücksichtigen muß.

Haben Ihre Eltern dadurch Schwierigkeiten, daß Sie sich so stark betätigen und auch sehr stark durch Presse und Medien gehen?

Ja, Schwierigkeiten kann man es bisher in dem Sinne noch nicht nennen. Aber es ist natürlich für Eltern, die eine total andere politische Meinung haben und ständig auf ihren dann »mißratenen« Sprößling angesprochen werden, natürlich menschlich nicht so einfach.

Genau das gleiche Problem müßte es ja noch für die Mitglieder Ihrer Gruppe sein, vor allem für die jüngeren, wenn die Eltern ihren Sohn da im Fernsehen sehen oder wenn der für 48 Stunden eingelocht wird.

Ja, das ist ein großes Problem. Es ist ja so, daß – entgegen dem, was häufig angenommen wird – unsere Mitglieder nicht überwiegend aus nationalsozialistischen Elternhäusern stammen, sondern diese im Gegenteil oder zumindest wie bei mir liberal oder so waren. Und das ist natürlich ein großes Problem. Wir haben es also immer wieder, wenn neue Leute auf uns zukommen: »Ja, meine Eltern dürfen nichts davon erfahren.« Dann sage ich: »Ja, die erfahren auch nichts davon, von uns schon gar nicht.« Und ich versuche ja dann auch, solche Leute so weit wie möglich eben aus riskanten Sachen rauszuhalten. Ich habe immer so eine Stufung von mutmaßlichen Gefahren. Manchmal kann man's nicht kalkulieren. Man kann eben sagen, da ist 'ne Aktion, wird mit 50prozentiger Chance zu 'ner Festnahme. Da ist 'ne Aktion, da gibt's gar keine andere Möglichkeit, als daß man festgenommen wird. Und danach entscheidet sich, welche Leute ich wo mitnehme, nicht. Und 'ne andere Möglichkeit gibt es da nicht. Und letzten Endes ist es so, daß für unsere Kameraden die weltanschaulichen Grundlagen und die weltanschauliche Betätigung im Grunde dann – zumindest, wenn sie länger bei uns gewesen sind – über alles geht.

Habe ich Sie richtig verstanden: Sie sagten vorhin, dadurch, daß Ihnen Sachen verboten wurden, haben Sie sich gerade mit ihnen auseinandergesetzt und dann festgestellt . . .

Es gibt sicher diesen Reiz des Verbotenen, was vor allen Dingen bei jüngeren Leuten von uns, Kameraden von uns der Fall ist. Aber das verliert sich sehr schnell, denn für reine Abenteuerlust oder Wildwest geht man nicht ins Gefängnis. Ja, es ist die Frage . . . Nein, ich würde nicht sagen, daß es zunächst mal so war . . ., denn ich bin vorurteilslos an die Sache rangegangen. Ich wollte mich politisch betätigen, weil ich mich für die Politik interessiert habe. Und ich habe mich an und für sich schon durchaus gefragt: »Aus welchen Gründen paßt dir das System nicht? Was paßt dir an den Linken nicht und was paßt dir an den Rechten nicht?« Und ich habe immer gesagt, als ich bei der NPD war, habe ich gesagt von Anfang an: »Ist mir zu gemäßigt, aber es gibt im Moment nichts anderes«, und bin deshalb da Mitglied bzw. Anhänger geworden. Ich würde nicht sagen, daß man das so einfach als Automatismus darstellen kann, weil . . . Es gibt genug objektive Gründe, wenn man sich die Wirtschaftssituation ansieht, sich auch dann ansieht, wie es Kameraden ergangen ist im Bereich Arbeitslosigkeit, Jugendarbeitslosigkeit, Sinnlosigkeit der ganzen Aktivitäten. In der Schule gerade in Oberschulklassen ist es ja sehr ausgeprägt: Die einen, die wie die Wahnsinnigen hinter ihren Zehntelprozent herlaufen, die anderen, die sich hängen lassen, die sagen: »Mir ist das egal. Ich will mein Abitur haben. Was dann kommt . . . Ich gehe nachher dann erst mal ein halbes Jahr auf Europareise. Wollen mal gucken, wie es dann aussieht.« Diese Einstellungen, die man also doch in der Schule nun tagtäglich trifft – das sind keine

Spinnereien von uns, das ist Realität – bringen einen ja doch dazu, zu fragen: »Wo kannst du dich sinnvoll betätigen?« Und da ich alles durchgesehen hatte – ich habe Karl Marx gelesen, ich habe Lenin gelesen, Trotzki gelesen, ich habe mich sogar mit Dahrendorf und dergleichen Dingen beschäftigt, ich habe dann natürlich nachher, allerdings erst relativ spät, *Mein Kampf* gelesen und dergleichen Dinge –, bin ich zu dieser Meinung gekommen. Das ist vielleicht ganz interessant. Es ging vielen von unseren Kameraden so, soweit sie nicht automatisch vom Elternhaus dahin gebracht werden. Ich habe die ersten NS-Bücher in dem Sinne, die ideologischen Schriften der Nationalsozialisten gelesen, da war ich schon praktisch 'ne ganze Zeit dabei. Ich habe am Anfang im Grunde nur durch die Schriften des politischen Gegners mich informiert, und ich bin zunächst einmal davon ausgegangen: »Das stimmt so in etwa, was da gesagt wird.« Und da habe ich mir überlegt: »So, wenn all das stimmt, in etwa zumindest, ein bißchen Propaganda kann man abstreichen, warum sind Hunderttausende, Millionen – nicht nur in Deutschland, sondern überall in der Welt – zu den Faschisten, Nationalsozialisten gegangen? Was war die Faszination? Sicher die Äußerlichkeiten, die Aufmärsche, die Fahnen und dergleichen Dinge mehr. Aber es muß doch mehr dahinter gesteckt haben! Denn auch damals haben sich Leute dafür totschlagen lassen, sind durch die Gefängnisse gegangen. Es muß doch irgendetwas dahinterstecken!« Das habe ich dann versucht, aus den Büchern auch des Gegners zu erkennen, oder zumindest der Historiker, die es relativ objektiv gesehen haben. Und deshalb kann ich auch relativ gut auf Gegenargumente antworten. Ich kenne diese ganzen Argumente. Ich kenne die Argumente der Marxisten gegen uns, und ich kenne die Argumente der Demokraten gegen uns, weil ich sie eben praktisch seit Jahren gehört habe und mich im Grunde an diesen Argumenten zu dem entwickelt habe, was ich heute bin.

Sie haben gesagt, Sie stammen aus einem liberalen Elternhaus. Nun sind Liberale nicht die besten Nationalen . . .

Das ist richtig.

Trotzdem haben Sie gesagt, Sie waren von vornherein national eingestellt.

Ich hatte am Anfang Sympathie für eine kleine Partei, die irgendetwas anderes, irgendetwas Besonderes war wie die NPD – die großen Wahlerfolge! –, und ich habe mich dann gefragt: »Was steckt dahinter?« Ich wollte davon wissen. Wenn damals meinetwegen die AUD oder sonst irgendeine Gruppe so plötzlich so Riesenerfolge gehabt hätte, hätte mich das auch zunächst mal interessiert. Ich habe mir mal den Spaß gemacht, über den Bundeswahlleiter die 49 politischen Parteien, die es insgesamt in der Bundesrepublik gibt, mir mal schicken zu lassen und ich habe, soweit das Porto reichte . . . ich habe 13 oder 14 angeschrieben, auch Parteiprogramme bekommen, von der Deutschen Arbeitspartei mit 163 Mitgliedern bis eben

zu den relativ großen, waren auch einige kuriose Grüppchen dabei. Und ich habe mir die Sachen alle angesehen. Aber das Bekenntnis eben zum Volk und zur Einheit, das hat mir im Grunde immer irgendwie . . ., habe ich als selbstverständlich angesehen. Überall in den europäischen Ländern ist das so, und nur weil wir einen Krieg vor 30 Jahren verloren haben, soll das bei uns total anders sein?! Das hat mir also nie eingeleuchtet.

Gehen wir mal in die Zukunft. Wie sehen Ihre Zukunftspläne ganz persönlich aus? Ich habe irgendwo mal gelesen, Sie wollen studieren.

Ja, es wird wahrscheinlich auf ein Fernstudium hinauslaufen. Ich persönlich rechne mit meinen Zukunftsplänen, daß ich – wenn ich Glück habe – dieses Jahr noch in Freiheit überstehe, spätestens im nächsten Jahr also wohl, zumindest erst mal für sechs Monate oder auch noch ein bißchen länger, wegen meiner politischen Meinung hinter Gitter komme. Und das wird natürlich 'ne Zeit sein, wo man sich etwas weiterbilden kann. Das war schon immer so, daß man in einer derartigen Haft Gelegenheit hat, entweder ein Buch zu schreiben oder sich weiterzubilden. Bücher zu schreiben ist heute unter den deutschen Umständen nicht so ganz einfach im Gefängnis, weil also dann ständig die Wärter kommen und gerne wissen möchten, welche Kameraden man hat und wie das so alles gewesen ist . . . Tja, und sonst ist es für jemanden, der aktiv in unserer Bewegung mitarbeitet, unmöglich, persönliche Zukunftshoffnungen zu haben. Wir leben und sterben praktisch mit dieser politischen Bewegung, weil gerade wir – also von den Leuten, die mehr in der Führung sind – daß wir nie wieder irgendetwas anderes machen können, denn überall, wo wir hinkommen mit unserem Bekanntheitsgrad, mit unseren politischen oder immerhin Vorstrafen . . . Wir sind darauf angewiesen, daß wir politisch weiterarbeiten. Wer einmal in dieser Bewegung wirklich aktiv drinsteht, wer die Kameradschaft erlebt und auch den Haß des politischen Gegners erlebt, wie ich gesagt habe, das Symbol des Hakenkreuzes und unsere Bewegung allgemein, wer das erlebt hat, der geht nicht wieder weg. Und deshalb gibt's keine persönlichen Zukunftsaussichten, sondern nur politische Zukunftsaussichten.

Dementsprechend gibt es auch kein Privatleben?

Nein, praktisch nicht. Ich habe also außer mit meinem Elternhaus, mit dem ich in loser Verbindung stehe, noch einige Freunde von früher, was für mich ganz nützlich ist, weil man eben immer noch mit anderen Leuten diskutieren kann, auch noch Leute trifft, die 'ne andere politische Meinung haben, damit man nicht ganz verstaubt. Aber darüber hinaus gibt es eigentlich kein Privatleben mehr.

Gibt es nicht auch Momente, wo Sie alles hinschmeißen könnten?

Dafür steht man zu sehr drin. Und es ist so: Wir sind praktisch immer in der Gruppe. Wir arbeiten zusammen. Wir unterstützen uns gegenseitig, ob

das in finanzieller oder in beruflicher oder in politischer Hinsicht ist, in jeder Beziehung. Und wenn es eben mal so zu Schwächen kommt oder wenn man mal 'ne niedergeschlagene Stimmung hat und so weiter, dann ist jemand anderes da. Und vor allen Dingen, für mich ist es ohnehin so: Wenn ich weiß, daß also eine ganze Menge Menschen auf mich bauen und darauf, daß ich jetzt also weiß, wie es weitergeht und was jetzt gemacht werden soll und was nächste Woche gemacht werden soll, dann kann man sich das praktisch gar nicht leisten.

Sie müssen in Ihrer Truppe Disziplin halten. Den Kampfgeist – so will ich es mal nennen –, den Sie haben, den haben sicherlich nicht alle bei Ihnen.

Nein, aber sie haben einen erstaunlichen Kampfgeist, gerade die Jungen, die mit 16, 17, 18 dazukommen. Es ist so! Ich habe in den acht Jahren, die ich politisch tätig bin, noch nie so eine gute Truppe zusammengehabt. Ich habe noch nie erlebt, daß soviel Einsatzbereitschaft, soviel Begeisterung da ist. Und es ist so, daß die Kameraden nun doch sehen, ich verlange von ihnen nichts, was ich nicht selber mache. Die Jungs sehen, daß ich sage: »Gut, ich gehe nächstes Jahr ins Gefängnis.« Das sage ich ihnen so. Die wissen, ich geh' rein und komm' raus. Ich bin wieder da. Und das ist doch alles 'ne Sache, die irgendwie . . . ich will nicht sagen, beispielgebend ist, aber sie richten sich doch irgendwie danach aus. Sie trauen sich dann nicht, mir ins Gesicht zu sagen: »Ich will jetzt nicht. Ich möchte gerne ins Schwimmbad gehen – oder das und das.« Wenn ich sage, es ist was Wichtiges, dann sind sie eben da. Ich glaube, das ist also ein Beweis dafür. Wir sind vielleicht nicht gerade die geistige Elite schlechthin, aber wir haben es auf unsere Art der politischen Arbeit geschafft, doch eine kämpferische Elite herauszubilden. Ich glaube, daß wir mit dem Kader, den wir jetzt überall in Deutschland aufbauen, tatsächlich in zehn, zwanzig Jahren Politik machen können. Im Moment, das sag' ich ganz ehrlich, mehr Provokation, mehr Aufsehen erregen in der Presse, mehr die Öffentlichkeit aufmerksam machen, daß man überhaupt da ist. Aber durch diese ganzen Sachen bilden wir einen Kader heran, der tatsächlich einmal Politik machen kann.

Der Kampf ist also das wichtigste Element, auch um Ihre eigenen Leute weiterzubringen?

Ja, es ist so, der Kampf überhaupt, gegen den politischen Gegner, gegen die politischen Zustände, ist das Wichtigste überhaupt, ist praktisch für uns auch der Zusammenhalt. Es ist so. Es kommen häufig vor allen Dingen Ältere an und sagen: »Ja, nun mach' doch mit Deinen Jungs 'ne ideologische Schulung.« Dann sag' ich immer: »Ich habe vom Abitur-Durchschnitt 1,3 und vom Studenten bis buchstäblich zum Hilfsschüler alles in dieser Truppe drin, und ich bin wahnsinnig stolz darauf. Wenn die Linken sagen, es gibt keine Volksgemeinschaft, dann kann ich sagen, ich habe diese

Truppe, und alle machen das so und alle sind mit der gleichen Begeisterung erfüllt. Aber wenn ich jetzt die Leute in einem Raum zusammenrufe und ihnen also Vorlesungen über Sozialdarwinismus, über Rasse, über Biologie oder weiß der Himmel was erzähle, dann beginnt also da das große Abflauen. Dem einen wird's zu primitiv, und der andere versteht nur noch Fremdworte. Dann ist Schluß!« Folglich, *wenn* Schulung, dann kann man nur im Kampf schulen, im Einsatz schulen. Denn wenn die Leute festgenommen werden, dann fragen sie: »Wieso werden wir jetzt festgenommen, wir sind doch nur mit drei Mann mit Eselsmasken (und Umhängeschildern ›Ich bin ein Esel und glaube noch daran, daß sechs Millionen Juden vergast worden sind!‹) und ein paar Flugblättern durch die Stadt gegangen und werden für 48 Stunden festgehalten. Wieso?« Und dann erkläre ich ihnen, kann ich ihnen erklären: »Na, paß auf. Das waren also Texte, die paßten den Juden nicht so ganz und den Zionisten nicht so ganz, und das mögen sie auch nicht. Warum mögen sie's nicht?« Und da kann man das dran aufhängen, und sie sehen es aus ihrer praktischen Erfahrung. Deshalb ist bei uns der politische Kampf nicht nur das Mittel des Zusammenhalts, das Mittel der Disziplin, auch eben das Mittel, praktisch mit allem anderen zu brechen zugunsten dieser politischen Bewegung, sondern letzten Endes auch die Schulung, die wir sonst gar nicht machen könnten.

Also, wenn ich das mit meinen Worten sagen darf: Das ist mehr eine sinnliche Erfahrung.

Es gibt ja zwei Arten zu lernen. Es gibt emotionales Lernen, von der Gefühlswelt her, und es gibt eben Lernen rational, nur vom Verstand her. Und die Bewegung, der wir angehören, überhaupt die Rechte, die nationale Seite, hat immer im Grunde mehr das Emotionale angesprochen, ohne – worauf ich ausdrücklich Wert lege – das Geistige zu vernachlässigen. Es ist also nicht so, wie schon in der Weimarer Republik gesagt: »Der Geist steht links.« Darüber habe ich immer nur gelacht. Aber es ist eine andere Art zu lernen. Wir lernen durch das, was andere uns antun. Wir lernen durch die Aktion schlechthin und überlegen dann, rational, wie kommt das zustande? Und so bringe ich das auch meinen Kameraden bei, daß sie eben, wenn ihnen irgendetwas passiert . . . Sie kommen an und sagen: »Das versteh' ich nicht. Wieso?« Und dann kann man ihnen das sagen.

Wenn ich das nochmal ein bißchen vertiefen kann: Sie brauchen schon Kameradschaft. Die muß schon da sein, wenn Sie in so 'ne Aktion gehen. Also, die Kameradschaft ist das erste, was erst mal da sein muß. Sonst ist es auch nicht möglich, so 'ne Erfahrung, wie jetzt bei der Eselsaktion (wo alle für 48 Stunden festgenommen wurden), positiv aufzuarbeiten. Stimmt das, daß darum die Kameradschaft erst mal das Wichtigere ist, daß erst mal darauf geachtet wird, daß Kameradschaft herrscht bei Ihnen?

Sicher, Kameradschaft ist also eines der Schlüsselworte, einer der größten

Begriffe bei uns überhaupt. Es gibt da in den zehn Regeln des Hamburger SA-Manns, die ich zufällig mal in die Hand bekommen habe, einen schönen Satz: »Kameradschaft ist mehr und bedeutet mehr als Freundschaft, denn Freundschaft ist im Grunde nur eine rein private Sache, während Kameradschaft eben etwas ist, was man dann nutzbar machen kann für die gesamte Weltanschauung und damit für unser Volk, so wie wir es verstehen.« Und es ist so: Wenn man unvorbereitet junge Kameraden, die – wie gesagt – aus Wildwest-Romantik oder Sensationslust oder sonst irgendwas mal zu uns stoßen, in solche Aktionen reinläßt wie diese Eselsaktion und es kommt zu einer Festnahme, dann führt es praktisch dazu, daß die Leute sofort wieder abspringen, daß sie sagen: »Ja, so haben wir es uns nicht vorgestellt. Ich möchte nicht mit 17 zum ersten Mal im Knast sitzen und mit 20 meine zweite Haftstrafe absitzen, nur weil ich politisch tätig bin.« Sondern sie müssen praktisch dann kleinere Sachen mitmachen. Sie müssen schon mal das Risiko spüren. Sie sehen das ja dann auch bei uns, bei den Älteren, wie das abläuft, aber sie kommen dann allmählich da rein, und wenn sie dabei sind, dann erkennen sie durch die Kameradschaft, durch das unheimliche Aufeinander-Angewiesensein in unserer Gruppe, erkennen sie auch, daß sie dann eben auch nicht einfach sagen können: »Ich habe keine Lust mehr« oder »Das bringt nichts mehr«.

Können Sie noch ein bißchen mehr zum Begriff Kameradschaft sagen. Wie drückt sich das praktisch in Ihrer Gruppe aus?

Da kann man sehr viel und auch sehr kurz antworten, denn letzten Endes kann man sagen, ohne Kameradschaft würde es unsere Bewegung nicht geben, wegen des unheimlich starken Drucks. Es ist so, wenn Kameraden Wohnungen verlieren, Arbeit verlieren, wenn sie persönliche Schwierigkeiten haben, kommt alles zusammen . . . Sie kommen praktisch zu den Kameraden hin und sagen: »Das und das ist los. Kannst Du mir nicht helfen?« Wir können es so machen, daß ich sage, wir fahren dann und dann da hin . . . Inzwischen wird schon gar nicht mehr gesagt, von wegen, ich hab' kein Geld oder so. Die Leute wissen: Wenn wir irgendwohin fahren, fahren wir irgendwohin, und alles andere wird gemacht. Ich habe kein Geld, persönlich jetzt, und anderen Kameraden geht es genauso. Und trotzdem ist es so, wenn man also drei Mark hat, dann wird eben jedem 'ne Cola ausgegeben. Dann hat sich der Fall. Das sind also oft diese Kleinigkeiten, praktisch des täglichen Lebens. Es ist eben nicht nur so, daß sich eine politische Gruppe dadurch bildet, daß man draußen auf der Straße Flugblätter verteilt, sondern das geht nur, wenn eben das ganze persönliche Umfeld mit bedacht wird. Wie leben sie zusammen . . . all diese Dinge. Und ich glaube nicht, daß es in Deutschland noch eine solche Gruppe gibt. Ich bin viele Gruppen durchgegangen, und diese starke Ausprägung dieser Kameradschaft habe ich eigentlich sonst nirgendwo bis jetzt erlebt.

Kameradschaft heißt, wenn ich das richtig verstehe, auf den ganzen . . .
Auf alles . . .
. . . Kameraden einzugehen.
Da darf ich vielleicht wieder ein Zitat bringen: »Faschismus oder Politik ist die Haltung gegenüber dem Leben selbst.« Politik, so wie wir sie verstehen. Und wenn ich sage, wir wollen einmal politisch tätig sein und revolutionär tätig sein, dann bedeutet das eben unsere Haltung gegenüber dem Leben schlechthin, die kämpferische Grundeinstellung, die kameradschaftliche Grundeinstellung, unser Wissen darum, daß es nicht darum geht, wie die Kommunisten glauben, eine möglichst harmonische Welt herzustellen – sondern eine Welt herzustellen, in der man zwar menschenwürdig leben kann, wo man aber immer weiß, das Kämpfen wird mit zum Leben gehören.
Eine ganz andere Frage: Sie werden immer wieder als »Nazi-Schwein« beschimpft, »Nieder mit dem braunen Pack«, und was weiß ich. Ist es da für Sie nicht schwierig, ruhig zu bleiben? Ich kann mir vorstellen, wenn ich in so einer Situation wäre, naja, daß ich dann irgendwann genug hätte und dann auch mal zulangen würde. Wie fangen Sie solche Sachen auf . . .
Das ist ein entscheidender Punkt. Ich für meine Person muß sagen, ich bin zu lange dabei, als daß mir diese persönlichen Dinge noch irgendwie Kopfzerbrechen machen würden. Also da muß schon was ganz Schwerwiegendes kommen, daß ich noch echt sauer werde. Und das sind dann meistens Sachen, die gar nicht mal von den Linken kommen, weil, das ist immerhin noch ein politischer Kampf, wo man sagen kann: »Gut, sie sind gegen uns. Wir sind gegen sie. Und wir werden sehen, wie die Entscheidung ausgeht.« Das sind mehr unfaire Methoden, wie sie von den Staatsschutzbehörden angewandt werden, wo man dann tatsächlich manchmal sagt: »Also, jetzt ist bald Zeit, was anderes zu machen«, und dann praktisch nur dadurch, daß man eben bewußt politisch denkt, nicht die Nerven mit sich durchgehen läßt. Da gibt es genug Beispiele: Staatsschutzbeamte, die sich bei alten Damen von uns, die immerhin 80, 90 Jahre alt sind, als NPD-Mitglieder ausgeben, sich Kaffee und Kuchen servieren lassen, und sie allmählich ausfragen und dann noch sagen: »Ja, wenn Herr sowieso wieder zurückkommt, dann sagen Sie, er möchte bitte die Nummer anrufen.« Das war bei einer Hausvermieterin von einem Mitglied von uns. Und da kommt das Mitglied an, und – ja, Staatsschutz FD 7 anrufen. Und das sind dann Dinge, wo man schon eher sauer darauf wird. Wie man das abfängt? Da muß man sich 'ne dicke Haut zulegen. Das Problem ist eher, wie fängt das der normale Mann bei uns auf. Dann ist also die Gefahr größer, daß es mal dazu kommen kann, daß jemandem die Nerven durchgehen. Das ist eben der Fall der Disziplin. Ich erkläre ihnen das. Ich erkläre, was die damit bezwecken wollen, etwa als Beispiel: diese Kriminalisierung, das, was jetzt

mit den Bombenanschlägen und so weiter konstruiert wird. Ich weiß jetzt nicht, buchstäblich nicht, was daran richtig und falsch ist. Ich hab' das von meiner Person her immer abgelehnt. Es geht um 'ne ganz andere Sache. Es geht nicht darum, hier 30 Jahre nach dem Krieg Werwolf zu spielen – mehr als spielen kann es im Moment gar nicht sein. Ich versuche, meinen Leuten zu erklären, was damit bezweckt wird, daß man uns Wohnung und Arbeit nimmt. Man will uns eben dazu zwingen, kriminell zu werden, damit man dann sagen kann: »Seht, es geht nicht darum: das sind Nationalsozialisten oder das sind Faschisten oder sonst irgendwas, sondern es geht darum: die haben Waffen geklaut, die haben den umgebracht oder die haben das gemacht.« Deshalb: Das Schöne ist – und das, was die Staatsschutzbehörden in meinem Fall so aufregt –: sicher, sie stellen mich vor Gericht, dieses Jahr, wahrscheinlich nächstes Jahr auch noch mal, aber sie können mir nichts nachsagen. Es läuft immer § 86 oder § 130, also Volksverhetzungs- oder die Hakenkreuz-Paragraphen, sonst nichts. Und ich stehe vor Gericht. Ich werde nur verurteilt wegen Paragraphen, die gegen meine politische Gesinnung gerichtet sind. Und das ist ihnen peinlich. Deshalb steht dann auch gelegentlich in der Zeitung, es seien also dann Waffen gefunden worden in meiner Wohnung. Obwohl sie dann einen Stahlhelm mitgenommen haben, den Kameraden von mir liegengelassen haben. Ich hab' noch nicht mal 'nen Stahlhelm auf der Bude. Ich habe Plakate da. Ich hab' dieses und ich hab' jenes an den Wänden, aber ich hab' weder 'nen Stahlhelm, noch 'ne Gaspistole, noch sonst was. Eine Gaspistole wird in der Presse sehr schnell zu 'ner echten Pistole, ein Stahlhelm wird zur Militärausrüstung.

Haben Sie persönliche Vorbilder? Und wie ist es gekommen, daß Sie der Führer sind und nicht jemand anderes? Sind Sie also für einige auch ein Vorbild?

Ja, die Frage . . . die ich vordem schon einmal gefragt wurde, vom Westdeutschen Rundfunk damals: Ich habe damals gesagt, wenn ich sagen würde: Adolf Hitler, dann wäre ich erstens größenwahnsinnig und würde mich zum zweiten möglicherweise strafbar machen. Vorbild bedeutet immer, daß man jemandem nacheifern will. Wenn ich sage, das Vorbild ist Adolf Hitler, dann stimmt das für fast alle, für alle Kameraden. Aber jeder von uns weiß, daß er dem nicht nacheifern kann, weil 'ne derartige Persönlichkeit, die soviel Liebe, soviel Sympathie oder soviel Haß, die jedenfalls so viele Gefühle erregen konnte, daß es solche Persönlichkeiten nur sehr selten in der Geschichte gibt und daß da keiner von uns rankommen kann. Insofern sollte man sich in unserem Bereich schon realistischere Vorbilder aussuchen. Es ist also so: ideologisch-weltanschaulich sicher die großen Figuren der dreißiger Jahre, von meiner Seite her, ohne daß ich sagen würde, ich bin der neue Führer, wie es die *Frankfurter Rundschau*

neulich gesagt hat, oder sonst irgendwas. Darin sehe ich überhaupt nicht meine Aufgabe. Und das auch gleich zur zweiten Sache: Wir müssen wegkommen von diesem . . . nicht vom Führer-Prinzip, aber vom Führer-Kult, jetzt, was die einzelnen Leute angeht. Denn wir haben es erlebt bei Roeder – ich übe prinzipiell keine Kritik an anderen Kameraden aus der sogenannten NS-Szene, aber wenn ich ein Plakat beim Reichstag zu Regensburg sehe: »Unser Recht – unser Reich – unser Roeder«, in dieser Steigerung, dann dreht sich mir der Magen um. Ich würde also so etwas mit mir nie machen lassen, wenn es noch so sehr politisch sinnvoll sein mag. Ich bin der Meinung, die weltanschauliche Seite und die Kameradschaft müssen ausreichen. Man sollte nicht so sein, daß man jemand zum großen Führer hochhieven will, weil der es im Grunde dann nicht ist. Es gibt nur *einen* Führer. Ob ich für meine Kameraden . . .? Da müssen Sie schon mal ein paar Kameraden fragen. Sicher, Vorbild in dem Sinne, daß ich ihnen etwas vormache, daß ich etwas mache, wo sie wissen, da sind sie in ein, zwei Jahren auch. Aber ich sage dann immer jedem einzelnen: »Paß auf, wenn ich weg bin, muß jemand anderes die Führung übernehmen. Ich erwarte von dem, daß er sich dann genauso verhält wie ich.« Und damit ist das also praktisch ausgeräumt. Warum ich Führer geworden bin, der Leiter geworden bin, wie wir sagen? Ich habe auf dem NPD-Landesparteitag gesessen mit ein paar jungen Kameraden. Der Landesparteivorsitzende fing also vor einer ganz interessanten Masse von Leuten an, vor so 'nem halben Dutzend alter Opis, die als Delegierte da 'rumschwirrten, und jungen Leuten, die saßen da bei mir rum, und das erste, was der NPD-Landesvorsitzende sagte, war also: »Kampf dem Nationalsozialismus!« usw. usf. Da sind wir rausgegangen, und da habe ich gesagt: »Wir müssen was eigenes machen!« Na gut, war alles klar. Wir haben in etwa die Linie festgelegt: So und so macht man das. Da hab ich gesagt: »So, ich bin noch bei der Bundeswehr. Ich möchte ungern rausfliegen.« Das war noch Anfang . . ., das war 75/76. Und: »Ich bin bei der Bundeswehr. Ich kann mich nicht so produzieren. Irgendjemand müßte das machen.« Und da schauten sie mich alle gläubig an und sagten: »Ja, wer soll denn das machen?« Und ich sagte: »Ich bin kein Düsseldorfer. Ich bin erst vor zwei Jahren gekommen. Ich kenne die einzelnen Leute nicht.« »Ja, helfen wir dabei!« Da hab' ich gesagt: »In Gottes Namen, ich mach' es.« Und das hatte natürlich dann zur Folge, daß ich dann bald rausgeflogen bin, weil man nicht gleichzeitig so aktiv sein kann wie ich und dann noch bei der Bundeswehr bleiben kann. Und so hat sich das im Grunde automatisch ergeben. Jetzt ist es schon eine andere Sache. Wenn eine Organisation erst mal steht und nicht mehr aufgebaut werden muß, dann zieht man sich bewußt die fähigsten Leute als Unterführer oder so was heran. Da sind wir jetzt groß genug, um das zu machen. Am Anfang ist es immer Zufall. Irgendjemand ergreift die Initiative.

Karl-Klaus Rabe
Thesen zum Rechtsextremismus unter Jugendlichen

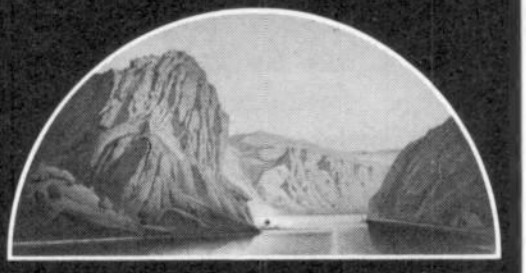
I. Organisationen

1 Der Verfassungsschutzbericht '77 kommt zu dem Ergebnis, daß der Rechtsextremismus zwar eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit, aber keine konkrete Gefährdung der demokratischen Ordnung sei. Dieser Einschätzung kann man nur bedingt zustimmen, denn sie läßt das tatsächlich vorhandene Sympathisantenpotential in der Bevölkerung völlig außer acht. So hat z. B. eine Untersuchung der ›Forschungsgruppe Wahlen‹, Mannheim, ergeben, daß fast ein Drittel der Bundesdeutschen zu rechtsextremen Auffassungen neigt.
2 Im Verfassungsschutzbericht '77 heißt es: »Der Rechtsextremismus in der Bundesrepublik Deutschland ist weiterhin zersplittert und zerstritten.« Diese Feststellung ist richtig. Zu oft wird pauschal von *den* Neonazis, *den* Neofaschisten usw. gesprochen. In Wirklichkeit müssen aber drei rechtsextreme Gruppierungen unterschieden werden: »nationale Demokraten«, »nationale Sozialisten« und »Nationalrevolutionäre«.
3 Zahlenmäßig scheint die Stärke organisierter Rechtsextremer 1977 gegenüber dem Vorjahr konstant geblieben zu sein. Trotzdem gibt es Mitgliederfluktuationen in zwei Richtungen: Die Zahl der »Alten« geht zurück, während die der »Jungen« wächst; die NS-Szene (die »nationalen Sozialisten«) verstärkt sich auf Kosten der »nationalen Demokraten«. Diese NS-Szene setzt sich zu sehr hohen Prozentsätzen aus Jugendlichen zusammen.
4 Dem Verjüngungsprozeß unter den Rechtsextremen entspricht eine zunehmende Fanatisierung, auch eine Bereitschaft zu Terror-Aktionen, und zwar nach dem Motto: »Wir üben von uns aus keinen Terror aus. Doch wenn man ihn gegen uns praktiziert, sehen wir uns gezwungen, ihn mit Gegenterror zu beantworten.« Es sind vor allem Jugendliche (z. B. die Hamburger »Aktionsfront Nationaler Sozialisten«), die zu dieser Art von »Gegenterror« bereit sind, nicht die »alten Nazis« wie etwa Erwin Schönborn vom »Kampfbund Deutscher Soldaten«; die »Alten« üben, was die *Formen* des politischen Kampfes betrifft, einen eher »mäßigenden« Einfluß aus. Dieser Einfluß nimmt aber ab.
5 Militante Gruppen wie die »Aktionsfront Nationaler Sozialisten« zielen, offenbar mit Erfolg, auf eine Spaltung des »national-demokratischen« Lagers (das nicht mit der NPD identisch ist) ab. So beteiligen sich viele Mitglieder der »Jungen Nationaldemokraten«, des »Bundes Heimattreuer Jugend« und der »Wiking-Jugend« (aus Organisationen des »demokratischen« Lagers also) bereits an der Gründung von Gruppen, die mit der »Aktionsfront Nationaler Sozialisten« vergleichbar sind und mit ihr zusammenarbeiten: in West-Berlin, Kiel, Bremen, Stuttgart, Hannover, Frankfurt oder im Saargebiet. Die »nationalen Sozialisten« rekrutieren ihre ausschließlich jugendlichen Mitglieder aus diesen Organisationen; aber auch, ihren eigenen Angaben zufolge, aus national gesonnenen K-Gruppen.
6 Die »nationalen Demokraten« dagegen sprechen vorwiegend unorganisierte Jugendliche oder Mitglieder der »Jungen Union« an. Sie geben sich bewußt »demokratisch«, richten, wie sie sagen, ihren Blick auf die Zukunft, setzen sich so gut wie nicht mit dem Nationalsozialismus auseinander und streiten jede ideologische Verwandtschaft mit der alten NSDAP ab. Dennoch werden sie von den meisten Linken als »Nazis« beschimpft. Dieses Feindbild aber ist es, welches in vielen Fällen erst dazu beiträgt, daß es bei den jungen »nationalen Demokraten« zu nachträglichen, nachgeholten nationalsozialistischen Identifizierungen kommt.
7 Die »Jungen Nationaldemokraten« haben zur NPD ein ähnlich gespanntes Verhältnis wie die bürgerlichen Jugendorganisationen gegenüber ihren Mutterparteien auch. Die politische Wirkungslosigkeit der NPD und ideologische Gründe (Parole: »Die NPD versucht, die beste CSU zu sein, die es je gab«) sind häufig Grund für die Abwanderung von JN-Mitgliedern in

die NS-Szene, in der sie ihre eigenen Gruppen aufbauen; ohne die »Alten«, die ihrer Ansicht nach versagt haben.
8 Rechtsextreme Jugendliche – ganz gleich welcher Couleur – sind durchweg keine geschulten, ideologisch standfesten Nationalsozialisten. So ist auch nicht das ideologische Moment das primäre, warum sie sich in rechtsextremen Gruppen organisieren, sondern das der »Kameradschaft«: Jugendliche haben das Gefühl, sich dort mit ihrer ganzen Person einbringen zu können, mit ihrem Wunsch, eine sinnvolle Betätigung zu finden, ihre Unzufriedenheit zu artikulieren, ihre persönlichen Probleme darzustellen und zu lösen, mit ihrem Wunsch, nicht nach ihrer sozialen Herkunft beurteilt zu werden, nach Bindung und Orientierung, mit ihrem Wunsch, politisch zu arbeiten, aber auch gemeinsam Sport zu treiben, zu quatschen oder ein Bier zu trinken . . .

II. Aktionen und Reaktionen

1 Symbolische Judenverbrennungen, das Singen von NS-Liedern, das Erzählen von Juden-Witzen, eingeritzte Hakenkreuze in Schultischen usw. sind, anders als viele Leute behaupten, längst keine Einzelfälle mehr, sondern mancherorts an der Tagesordnung. Lehrer werden damit in der Schule konfrontiert, Jugendleiter in ihren Gruppen. Man kann sogar auf offener Straße erleben, daß sich 12jährige mit »Heil Hitler« begrüßen. Die wenigsten dieser rechtsextremistischen »Vorfälle« werden bekannt. Die Dunkelziffer ist sehr hoch.
2 Diese »Vorfälle« gehen meist nicht auf das Konto von organisierten rechtsextremen Jugendlichen. Sie sind Ausdruck eines fehlenden, mangelhaften bzw. falschen geschichtlichen und eines unterentwickelten bzw. nicht vorhandenen demokratischen Bewußtseins, das kennzeichnend ist für große Teile der bundesrepublikanischen Jugend – nicht nur für die, die sich mit »Heil Hitler« begrüßen.
3 Die Öffentlichkeit reagiert auf diese »Vorfälle« immer wieder unangemessen. Man übergeht sie, nimmt sie nicht zur Kenntnis, leugnet sie sogar, antwortet mit disziplinarischen Maßnahmen, mit Belehrungen oder hilflosen moralischen Appellen nach dem Muster: »Wie kannst Du nur!« Eltern, Lehrer, Jugendorganisationen, Politiker, Journalisten und andere, die die »Vorfälle« ernst nehmen wollen, überbieten sich dagegen meist mit hilflosen Reaktionen.
4 Die Ursachen jedoch werden damit nicht aufgedeckt. Die Analyse der Ursachen erfordert vielmehr eine »intime Kenntnis« des Rechtsextremismus: Man muß wissen, was hinter den Kulissen läuft, und darf sich nicht damit begnügen, sich lediglich mit der (nach außen dringenden) Ideologie der Gruppen auseinanderzusetzen. Eine Analyse der Lage Jugendlicher in unserer Gesellschaft aber wird ergeben: Der Rechtsextremismus ist nur *eine* von mehreren Haltungen, mit der Jugendliche auf eine Situation reagieren, mit der sie nicht fertig werden; auch er hat mit Ängsten, mit Sinnlosigkeit, mit Leere und sozialer Kälte zu tun.



In diesem Lande leben wir

Deutsche Gedichte der Gegenwart/ Eine Anthologie in zehn Kapiteln/ Herausgegeben von Hans Bender

Hans Bender hat nahezu sämtliche in Büchern und Zeitschriften der BRD und DDR gedruckten Gedichte der letzten vier Jahre geprüft und eingeordnet, dazu noch eine Fülle von bislang unpublizierten Texten. Das Ergebnis ist diese Anthologie: ein eindringliches Dokument der breiten lyrischen Bewegung dieser Zeit, das mit großer Präzision die Stimmung in beiden Deutschland wiedergibt. In diesem Lande leben wir. Hrsg. von H. Bender. 312 Seiten. Leinen 26.– DM.

Die zehn Kapitel der Anthologie:
Ja ich denke mir ein Leben das schön ist · Wir befinden uns mitten in einem Gedicht · In diesem Lande leben wir · Jeden Tag geschehen einfache Dinge · Noch fliegt die Graugans, spaziert der Storch · »Erzähl mir, was alles gewesen ist« · Und suchten die Straße nach Süden · Geliebt haben wir uns – Verfolgt haben wir uns · Goethe war hier · Lang oder kurz ist die Zeit.

Unter dem gleichen Titel erscheint eine Platte bei der Deutschen Grammophon.

50 Jahre
Carl Hanser Verlag

Monika Savier, Carola Wildt

MÄDCHEN ZWISCHEN ANPASSUNG UND WIDERSTAND

In diesem Text wird die Lebensrealität von Mädchen sichtbar gemacht, ihre Widerstandsformen aufgezeigt und Mädchen als gesellschaftlich relevante Zielgruppe der Jugendarbeit ernstgenommen. Es bleibt nicht bei der Analyse der Probleme, sondern hier werden Erfahrungen aus praktischer Arbeit – vorwiegend in Jugendfreizeitheimen – dargestellt, die Vorstellungen vermitteln, was feministische Mädchenarbeit heißen kann.
Das Buch wurde für die geschrieben, die Interesse haben, mehr über Mädchen zu erfahren und für die, die sich in ihrer beruflichen Praxis, gemeinsam mit Mädchen, neue, adäquate Wege in der Jugendarbeit erkämpfen wollen. 201 S. mit 25 ganzs. Fotos, DM 14.–

Ulrike Edschmid

ICH BIN EIN FAULES LENCHEN – DU AUCH?

Wie aus einem kleinen selbstbewußten Mädchen, das frei und unkontrolliert lebt, eine „richtige Frau" wird, aufgezeigt an dem beliebten Grundschulfilm „Das faule Lenchen".
Bild für Bild entschlüsselt und deutet die Autorin, selbst Lehrerin, die einzelnen Filmsequenzen und zeigt auf, was in unserer Gesellschaft von einem Mädchen an Anpassung und Unterwerfung verlangt wird. In Zeichnungen und Gesprächen äußern die Kinder ihrer Klasse hierzu ihre Ansicht. 143 S. DM 10.–

Elena Gianini Belotti

WAS GESCHIEHT MIT KLEINEN MÄDCHEN?

Es ist eine streitbare Dokumentation über die Grausamkeit des Kleinmädchendaseins. Das „Alltägliche" wird beleuchtet und die negative Haltung gegenüber dem weiblichen Geschlecht schon in der Kleinkindphase herausgearbeitet.
176 S. DM 12.50

Frauenoffensive
8 München 80 • Kellerstr. 39

Das Gefühl, ich hab das Zuhause in der Vene

Zwei Mädchen aus der Schiesser-Szene

Doris

Mit meinen Eltern? Viel geredet hab ich mit denen nich, so über Probleme, die mich persönlich angehen. Und später bin ich höchstens alle zwei Wochen nach Hause gekommen, dann am Wochenende, Sonntagmittag mal, und abends war ich dann wieder weg; dann war da so das Übliche, so oberflächlich, da hab ich kurz gesagt, was ich gemacht hab, aber ansonsten war nich viel.

Mein Vater war ziemlich streng, so was die sogenannte Moral angeht. Auf der Ebene, da war mit dem kaum zu reden. Bei meiner Mutter weiß ich zwar, daß ich eher mit der zurande komme, aber die sagt immer alles hinterher meinem Vater: jetzt hab ich das und das gemacht, meinst du das is richtig so? Und wenn der meint, es is nich okay, dann nimmt sie alles wieder zurück und sagt was ganz andres. Früher hab ich ihr auch mal Sachen erzählt, die ich meinem Vater bis heut nich erzählen würd, und die hat ihm das auch erzählt; seit der Zeit is finito, seit der Zeit sag ich ihr auch nix mehr . . .

Ich hab damals schon, wie ich noch zur Schule ging, angefangen mit Shit und Trips, und so mit 15 bin ich dann so richtig eingestiegen. Auch durch die Leute, die ich dann so kennengelernt hab, auf Fêten von Schulklassen, da hab ich angefangen.

Und das hat sich dann noch mehr gesteigert, nachher, als ich 'nen Freund, meinen ersten Freund hatte. Wie alt war ich damals, so sechzehn, so um den Dreh rum, ich fand das abartig, mit dem ins Bett zu gehn, so nich jetzt ausgerechnet mit dem. Ja, und dann hab ich eigentlich richtig angefangen mit'm Schießen; ich hab mir nie vorstellen können, mit einem ins Bett zu gehn, wenn ich nix genommen hab. Ich hab Ekel vor dem und zum Teil Angst gehabt, der sagt mir etwas, na, weiß der Teufel, daß ich nicht gut bin im Bett, aber mehr noch, ich hab das manchmal nich abgekonnt. Ich hab da echt 'n Ekel vor gehabt und das is mir so bis zum Schluß gegangen, ich hab schon das Bedürfnis gehabt und trotzdem hab ich mich davor irgendwie geekelt, das war ganz kaputt irgendwo.

Ich hab immer mehr zu den Leuten geneigt, die halt auch auf der Scene waren, so daß ich in den letzten Jahren überhaupt keine anderen Leute gekannt hab, die clean sind; bin anders geworden, einfach verschlossener,

und vom Gefühl her: gar nichts mehr – ich bin nich mal mehr wütend geworden. Das einzige, was ich gemacht hab, wenn's mir halt so ziemlich dreckig ging, dann bin ich halt auf's Zimmer hoch. Das hat aber nie jemand gesehn. Und dann hab ich den nächsten Druck gemacht. Ich hab mich richtig so zurückgekapselt.
In den letzten Jahren hab ich auch gedealt, auch im größeren Kreis, von Holland her. Zum Teil bin ich, also nich direkt auf 'n Strich gegangen, aber ich bin halt mit 'ner Frau, die lesbisch war, und von der hab ich ne ganze Menge Geld gekriegt. Ich bin nachher auch mit in so Lokale rein, hab zum Teil dann auch mit Männern geschlafen für Geld. Wenn ich Geld brauchte, bin ich halt zu der hingegangen, dann hab ich's auch gekriegt. Und so hab ich dann immer genug gehabt; ich hab die ganze Zeit, wo ich geschossen hab, nie Turkey geschoben. Ich hab so ziemlich alles durchgemacht, die schlimmste Zeit, die ich eigentlich mitgemacht hab, war die Zeit, wo ich halt so gekokst hab, da war ich auch ziemlich hart drauf. So nachher hab ich gedacht, ich bin klapsenreif, hab so Paranoia gehabt. Ich bin dann immer wieder von meinen Eltern verfolgt worden, ich hab die gehört vor meiner Zimmertür, und die waren gar nicht da, ich hab die im Haus gehört, und die waren gar nicht da, ich bin nachmittags weggegangen und hab gedacht, die fahren so neben mir an 'ner Straße entlang, und dann hab ich gehört, wie sie sagten, mal gucken, ob sie jetzt nach X reinfährt, und dann bin ich in 'nen Bus und dann war es gut; sogar bei meinem Freund hab ich gedacht, die stehn vor der Zimmertür, die kucken durch's Schlüsselloch, und so Sachen halt. Ich hab nachher schon gedacht, ich werd bekloppt, ich krieg das gar nicht mehr geregelt; morgens, da bin ich ins Bad reingegangen und da bin ich nachmittags wieder rausgekommen, ich weiß nich, was ich in der Zeit gemacht hab, da bin ich oft sechs Stunden im Badezimmer gewesen und ich weiß nicht, was ich da gemacht hab. Ich hab mit Leuten geredet, die überhaupt nicht da warn im Haus, also ich war, das war 'ne kaputte Zeit, ziemlich kaputt.
Ich bin auch damals, so am Anfang erst in die Therapie gegangen, weil mein Freund, der hatte Entzug gemacht und ist dann hinterher auch in Kur gegangen; dann hab ich mir überlegt, was machste jetzt, der is auch nich mehr da, da hab ich keinen Bock drauf; und im LKH, die ham mir damals gesagt, also zwei Monate geben wir dir, höchstens, dann biste wieder da, und ich hab mir halt am Anfang gesagt, na, wenn ich keinen Bock mehr hab, da fahr ich halt zurück.

Doris ist 21 Jahre und seit 18 Monaten in Entziehungskur. Sie wollte Krankenschwester werden und begann ihre Ausbildung. Aber drei Monate vor dem Staatsexamen wurde bekannt, daß sie abhängig war. Sie brach ihre Ausbildung ab. Ich frage sie, ob sie die Ausbildung doch noch zu Ende bringen will.

Das ist witzlos. Ich mein, ich hab zwar die ganzen Nachweise, aber die sin

halt soweit, daß die sagen, okay, Sie können zwar wieder mal anfangen, aber dann vorher vier, fünf Jahre draußen arbeiten und clean sein. Und ich weiß auch nicht, Krankenschwester, das is 'n Beruf, der mir heut auch noch liegen würd, aber so mit den ganzen Sachen, von wegen den ganzen Tag wieder mit Tabletten und Opiaten und was weiß ich umgehen? Ich weiß zwar, so Tage wo's mir halt gut geht, daß ich sagen kann, okay, das Zeug bleibt halt da stehen; aber ich weiß nich, wie's aussieht, wenn's mir halt nich so gut geht, und die andre Seite is halt noch, wenn da mal was wegkommen sollte auf der Station, der erste Verdacht, der liegt dann halt bei mir. Auf die Dauer, da würd ich das nicht schaffen.

Karin

Meine Eltern haben gearbeitet wie die Idioten. Er hat bis nachts noch seine Meisterprüfung gemacht, sie ist bis Mitternacht noch putzen gegangen, wir haben die kaum gesehen. Meine Mutter ist immer schon, ich weiß nicht woher das kam, sie ist immer geflüchtet. Die ist aus Ostpreußen geflohen und wurde dann hierher versetzt und dann ist sie innerhalb ihrer Ehe, ich glaub, sechsmal umgezogen, wir alle, die ganze Familie, immer umgezogen. Meine Mutter, die hat sich nirgendwo wohlgefühlt.
Als mein Bruder da war, den hab ich wahnsinnig gehaßt, ich wollte den am liebsten umbringen, weil ich immer auf den aufpassen mußte und eigentlich er die ganze Aufmerksamkeit und die Liebe meiner Eltern gekriegt hat, weil ich damals der Heiratsgrund war und sie erst, nachdem ich geboren war, geheiratet haben, obwohl sie nicht wollten. Und mein Alter wollte, wenn schon, denn einen Jungen haben. Drum mußt ich auch bis zu 12 Jahren ganz kurze Haare haben, immer Hosen an, immer so rumtrainieren und so. Und als ich meine erste Regel gekriegt hab, hab ich gesehen, daß ich 'ne Frau bin, und bei meinen Mitschülerinnen, da hab ich halt gesehen, daß die mit Jungen flirten. Ich hab früher Typen verprügelt und war eigentlich immer unheimlich hart, Schlägerin und so, und dann hab ich plötzlich gemerkt, daß ich eigentlich 'ne Frau bin und bin in das andere Extrem reingefallen, unheimlich Frau zu sein, von Typen umschwärmt zu werden; hab mich unheimlich geaalt da drin, und dann hab ich mich an Typen angeschlossen.
In der Schule war ich unter den Kiffern, das war so 'ne Scene. Ich war 'n sehr hübsches Mädchen und hab dann 'n Freund gehabt, der war in der letzten Klasse, und das war natürlich toll, so 'n älteren Freund, das war natürlich angesehen und ich kam mir auch unheimlich gut dabei vor, mit 13. Ich war da in so 'ner Clique drin, mit vier Typen und ich als einziges Mädchen. Und da hab ich angefangen zu kiffen und Mandrax zu nehmen.

Die ham da so Machtkämpfchen untereinander gehabt, wer raucht am meisten, wer wirft am meisten trips und so, und da hab ich halt immer mitgezogen. Wir sind alle in eine Schule gegangen, das war unheimlich toll, da sind wir vormittags alle immer, bevor die Schule angefangen hat, hinter die Kirche und ham da unsere Pfeifchen geraucht und ham immer gelacht, das war noch unheimlich lustig damals. Es fing unheimlich gut alles an.
Ich hab aber nich aufgehört, diese Schlafmittel zu nehmen, und dann kam ich mit 14 das erste Mal in die Psychiatrie. Und das is schon komisch, da hab ich mich das erste Mal in meinem Leben richtig wohlgefühlt. Ich war da in 'ner geschlossenen Abteilung, ich war die Jüngste und ich hatt immer das Gefühl gehabt, da is jemand da für mich, die kümmern sich um mich. Nach zwei Wochen bin ich dann entlassen worden und meine Eltern haben mich abgeholt, aber ich wollt da überhaupt net raus, überhaupt net . . .
Mit 15 hab ich angefangen zu drücken.
Das Drücken, das Gefühl kannste überhaupt net so beschreiben. Angenehm: ich hab Mamma, Pappa in der Vene drin, ich hab's Zuhause in der Vene. Eine Geborgenheit, ich war sicher, ich konnte reden, ich hab leben können, hat mir das Gefühl von Leben gegeben, alles war nicht mehr so tragisch, alles um dich rum war okay.
In der Clique, die haben alle vor mir angefangen zu schießen, ich hab mir das praktisch so 'n halbes Jahr angeschaut, hab dann aber auch schon gemerkt, die werden komisch die Leute, sehr komisch, sehr egoistisch, und trotzdem hab ich dann auch angefangen. Ja, und dann mit der Zeit is es so, wenn du auf der Scene bist, dann biste nimmer so in 'ner Clique, dann biste eigentlich alleine. Später, wo ich angefangen hab zu drücken, war ich eigentlich allein.
Ich hab gearbeitet nach der mittleren Reife, ich mein, du bist arbeitsfähig, wenn du drückst, du kannst arbeiten; nur wenn du dann nix hast, dann hängste. Ich habe aber ziemlich viel connections zu allen möglichen Leuten, ich hatte immer was zum Schießen, ich war in den ersten zwei, drei Jahren wirklich ganz selten auf Entzug. Erst nach drei Jahren fing's dann an mit dem ganzen Scheiß, mit dem Rumlaufen auf der Scene. Und dann haste mal 'n Schuß gehabt, und da haste dann schon so viel gebraucht, daß du das nur noch ganz selten gekriegt hast.
Ja, und dann hab ich gedealt: nach Amsterdam gefahren, das Zeug rübergeholt und verkauft, hab meine Mutter beklaut, Scheckbetrug, Ärzte beklaut, Rezepte gefälscht, Apothekeneinbrüche gemacht. Und dann mit der Zeit, wo auch die Bullen sehr aufmerksam waren, wurden Apo-Einbrüche immer komplizierter. Und da haste mal einen durchgezogen und bist mit 'nem Typen ins Bett. Obwohl, du hast, wenn du gedrückt hast, überhaupt nix mehr empfunden, die Typen sind mit der Zeit impotent geworden, ham keinen mehr hochgekriegt. Und als Frau is es, also mir is es halt damals so

gegangen, daß ich es ganz toll fand, so wieder mal mit 'm Typ ins Bett zu gehen, aber so richtig geil, so richtig angetörnt bin ich nie geworden. Dazu kommt, daß ich von meiner Mutter auch noch ziemlich viel drin hatte, so nach dem Muster, is ekelhaft mit 'nem Mann zu schlafen. Ich bin mit vielen Typen ins Bett gegangen, bin aber nie bezahlt worden, ich bin nie auf'n Strich gegangen, ich hab bloß einmal mit'm Ausländer geschlafen für fünfzig Mark und das hat mir gereicht, da hab ich mich also total besoffen danach, bin unter die Dusche und hab mich, glaub ich, 'ne Stunde lang geduscht. Da bin ich total durchgedreht.
Dann hab ich mal meine Mutter gelinkt und gesagt, ich wär schwanger und bräucht 300 Mark für 'ne Abtreibung. Die hat mir das Geld gleich gegeben und ich gleich auf die Scene gefahren und hab mir 'n Gramm gekauft. So bin ich halt immer an das Geld gekommen. In der Zeit hat meine Mutter auch angefangen zu trinken, weil sich mein Alter von ihr getrennt hat. Sie war jeden Tag stockbesoffen, ich war zugeknallt und mein Bruder war da irgendwo in der Mitte drin. Das war wirklich ein Chaos. Also innerhalb dieser letzten zwei Jahre vom Drücken bin ich siebenmal in der Klapse gewesen. Und dann bin ich auch das erste Mal verhaftet worden, und wie ich wieder zurück bin, hab ich wieder angefangen zu schießen. Meinen Freund, den hab ich tot aufgefunden, in seinem Zimmer, und von da an ging es eigentlich immer weiter runter, da sind um mich sehr viele Freunde gestorben an Überdosen und so, und ich hab bloß noch gedacht, entweder ich kratz jetzt ab oder irgendwas passiert. Und da hab ich immer mehr gedrückt.
Das wird eigentlich, so nach'n paar Jahren, da wird das zur Hölle. Da stehste morgens auf, dann kriegste Schweißausbrüche, dann fängste an zu zittern und dann drehste durch, dann brauchste was, auch schon körperlich; wenn du schon gar nimmer gehen kannst, tust du dich auf die Scene schleppen, stellst dich dann bei jedem Wetter da hin und wartest, daß da irgendjemand kommt und was hat; wenn du kein Geld hast, mußt du erst mal das Geld zusammenlinken, haste wieder fuffzig Mark, dann kommt jemand, dann kaufste was, und wenn du dann solche Mengen schießt, dann bringt dir das eh nix, dann haste eben bloß keine körperlichen Schmerzen mehr und merkst auch gar nix mehr. Das is ja das Schlimme, du merkst nix mehr, du hast das Gefühl nich mehr, und da mußte schon 200 Mark hinlegen am Schluß, daß du das Gefühl wieder kriegst.
Mit den Frauen hatt ich eigentlich nie was zu tun, die sind alle meistens auf'n Strich gegangen und dann haben wir uns halt auch ausgelinkt . . . und Frauen waren meist linker als die Typen. Ich hab einmal was von 'ner Frau gekauft und das war link, das war wirklich so, daß die Frauen linker waren als die Typen, weil die weniger Geld hatten als die. Und dann auch so Dinger wie: die Typen, da is der eine mal mit der Pistole in die Apotheke

reinmarschiert und hat dem Apotheker die Knarre vors Gesicht gehalten und hat gesagt: »Gift raus«; das hat die Frau nie gemacht. Von daher hatten die auch gar nich so die Möglichkeiten, das Geld zu kriegen, dann sind se halt auf'n Strich gegangen, und damit wollt ich irgendwie, mit Frauen wollt ich nix zu tun haben.

Karin, 23 Jahre, ist von den Drogen losgekommen. Sie arbeitet jetzt als Heimleiterin in einer Drogenklinik. Ich sage ihr folgendes: Ich habe oft gehört, daß Drogenleute für besonders bewußt gehalten werden, daß sie ihren Protest wirklich ausleben und daraus nach der Therapie auch etwas ableiten. Nach allem, was ich inzwischen so bei Exusern gesehen habe, glaube ich aber nicht mehr, daß das stimmt.

Also daß sie was draus ableiten, glaub ich auch nicht. Aber daß du dir viel mehr bewußt wirst nach dem Drücken, wenn du aufhören kannst, ist auf jeden Fall so, weil du so irre Erfahrungen gemacht hast: du bist in solchen Grenzsituationen gewesen, wo jemand anders vielleicht zehn, zwanzig Jahre oder länger dazu braucht. Weißt du, die Gefahr ist nur, daß du zwar persönlich durchblickst, aber nur noch für dich was machst und sonst nix mehr. Das ist das Problem: daß so'n ehemaliger Drogenabhängiger, vor allem auch die Frauen, sich so schwer in politischen Gruppen einfügen können. Daß sie entweder ganz wieder aussteigen und wieder drücken oder sich an so'ne Zweierbeziehung festklammern und dann halt in so'ne gesellschaftlich anerkannte Lebensweise einsteigen, heiraten, Kinder kriegen und so; das ist einfach dieser Selbstschutz. Erst dieses ganze kaputte Leben, jetzt wieder 'n ganz geregeltes Leben. Drum wirst du wenige Frauen finden, die gedrückt haben und später nicht in 'ner Zweierbeziehung drinstecken.
Ja und 'n Rückfall, der is eigentlich immer drin. Ich weiß noch, wie ich in Kur war, nach zwei Wochen wollt ich das erste Mal abhauen. Da ham wir 'n Spaziergang gemacht und da hab ich 'ne Fixe auf der Straße liegen sehn, und da kam das sofort wieder, du mußt 'n Schuß setzen. Aber dann bin ich doch geblieben, ich hatt einfach Angst vor diesen ganzen Erinnerungen an die Scheiße, die mir passiert is, so Angst, da wieder reinzukommen. Und ich wußte eigentlich, entweder ich lebe oder ich geh vor die Hunde.

Protokolle von Hannelore Rheinz

Klaus Heinrich zum 50. Geburtstag

Aufmerksamkeit

hrsg. von Olav Münzberg und Lorenz Wilkens

Aus dem Inhalt: *Sigrun Anselm* Madame Bovary – eine Schwester der Frauenbewegung? / *Veit-Michael Bader* Der Begriff der Freiheit in der Philosophie des klassischen deutschen Idealismus und bei Marx und Engels / *Jens Beiderwieden* Belcanto – das Geheimnis des Wohllauts / *Ilse Bindseil* Über Zwangsneurose und Hysterie / *Pierre LeBlanc* Harpyien / *Spyridon Bokos* Forma fluens Forma permanens / *Norbert W. Bolz* Isoldes Wunsch / *Stefan Broser* Blöcke – Notiz zu Michelangelos Relief 'Die Madonna an der Treppe' / *Wolfram Burisch-Wieler* Kunst und Utopie / *Ulrich Christians* Souvenir du rien / *Károly Csipák* Hanns Eisler: Heimatlied / *Peter Damerow* Ideologie des Mathematikunterrichts / *Egon Eichgrün (Übersetzung)* Zeyyat Selimoglu: Versammlung auf dem Achterdeck / *Ulrich Enderwitz* Erfahrungswissenschaft und Wissenschaftstheorie / *Richard Faber* Begriffsgeschichte und Mythologie / *Harun Farocki* Zwischen zwei Kriegen. Filmentwurf / *Birgit Fenner* Pascals Zweifel / *Hanno Fischer* Philosophische Notizen / *Peter Furth* Das Problem der Einheit von Theorie und Praxis / *Cäcilia Gall* Gedichte adagio cantabile / *Walter Gerhardt* Probleme eines soziologischen Begriffes der Subjektivität / *Phil Haddock* Wider einen Festfilm / *Heidrun Hankammer* „Sei jetzt hier" und immer da / *Wolfgang Fritz Haug* „Make Money, Not Love!" / *Bernhard Heidtmann* Hegels „Wissenschaft der Logik" als theoretische Quelle des wissenschaftlichen Sozialismus / *Yoshidazu Ikeda* Ist Berlin des Wohnens wert? / *Doris Janshen* Langes Warten im Bauche des Zeus. Zur Situation von Frauen im Wissenschaftssystem / *Carl Josef* Gedichte / *Reinhard Kapp* Kontrapunkt / *Karin Keller* Stéphane Mallarmés Gedicht „Autre éventail (de M.lle Mallarmé)" / *Petra Koch* Tanaquil in Rom – einige Überlegungen zu Bachofens „Tanaquil" / *Karl-Heinz Kohl* Louis-Armand de Lahontan: Ethnographie und Zivilisationskritik im 17. Jahrhundert / *Gisela Kraft* Die Luft. Märchen / *Hans Albrecht Kücken* Der Elefant im Porzellanladen. Kindergeschichte / WS 76/77. Gedicht / *Heinrich Kutzner* Vor-Griffe zum Zusammenspiel / *Claudio Lange (Übersetzung)* Die spanischen Parlamentswahlen und die C.N.T. / *Wolfgang Lefèvre* Die Lehre vom Geraden und Ungeraden / *Peter Lux* Hatzordnung. Gedicht / *Olav Münzberg* Diego Riveras Wandbild „Die Schöpfung" / Gedichte / *Christa Neuber* Ein Ausflug in die Provinz / *Henner Nordmann* Studium revolutionärer DDR-Literatur in einer radikalen Phase / *Una Pfau* Max Jacob, Clown und Mystiker / *Hermann Pfütze* Bürgerinitiativen und Umweltschutz / *Brigitte Rauschenbach* Märchen – / *Manfred Reutter* Zwei lyrische Heidegger-Kritiken / *Claudia Schittek* Der Herr Kobes / *Renate Schlesier* Die Musen und Zeus / *Giesela Schneider – Klaus Laermann* Augen-Blicke / *Michael Schneider* Die Wiedergutmachung / *Jeannot Simmen* Traumwelten – Wahnwüsten / *Gerd Stein* Spärliche Erfahrungen und zehrende Interessen / *Ginka Steinwachs* An-Sätze zu einer Gastronomischen Maieutik / *Ilse-Marleen Stoessel* Dohlensprache. Weitere Fragen an Odradek / *Jürgen Strutz* Der Mythos vom Paradies / *Rudi Thiessen* Highway 61 Revisited / *Peter Triefenbach* Zum Marxistischen Transzendentalismus / *Hubertus Venzlaff* Rom, Photographien / *Lorenz Wilkens* Reflexion zur Abhandlung des Gewissens in Heideggers „Sein und Zeit" / *Hartmut Zinser* Eine Mitteilung zur psychoanalytischen Theorie der Magie

Bitte fordern Sie den kostenlosen Almanach 1979 mit unserem Gesamtverzeichnis an.

Verlag Roter Stern . Postfach 180147 . Frankfurt am Main

Rotbuch Verlag

Wir machen auch Schallplatten

Rotkehlchen

Herr Freßsack und die Bremer Stadtmusikanten

mit Hoffmann's Comic Teater und Ton Steine Scherben
Die Geschichte vom alten Esel Franz, dem armen Schwein Susi Sau, dem dummen Hund Harry, dem blinden Huhn Marina und dem listigen Kater Raymond. Herr Freßsack läßt sie alle für sich arbeiten, bis...
(Kostet DM 12.80)

Teufel hast du Wind

von Dietmar Roberg und Ton Steine Scherben
Da geht es um eine Seeräubergeschichte und um den Matrosen Jim auf der »Oktopus«, einem Handelsschiff, das Schätze und Gewürze aus der Südsee holt für seine Besitzer. Da geht es um Meuterei und...
(Kostet DM 15.–)

Was heißt hier Liebe?

ist von und mit dem Kinder- und Jugendtheater
ROTE GRÜTZE
Sie spielen die Geschichte von Paulas und Pauls ERSTER LIEBE von den Schönheiten und den Schwierigkeiten, miteinander zurechtzukommen, vom Zusammengehen und Auseinandergehen, dem Happyend und von Orgi, auch Orgasmus genannt. Der Platte liegt ein Plakat bei.
Auch als Casette zu haben. (Kostet DM 12.80)

Daß es sich zu leben lohnt

Die »Rote Grütze« plant ein Drogen-Stück

Lust und produktiver Ärger

»Jeder Mensch hat Angst. Nur wird jeder Mensch verschieden mit seiner Angst fertig. Die meisten haben Angst, sie selbst zu sein, ich zu sein, mit allen Unzulänglichkeiten und Schwächen. Denn die sind in unserer Gesellschaft nicht gefragt. Die sucht immer nur Helden, die unantastbar sind. Die die Größten, die Stärksten sind – unheimlich coole Typen. Cool sein, das ist es. Keine Gefühle zeigen. Aber man kann Gefühle nicht langfristig vollständig unterdrücken. Um mit dieser Angst fertig zu werden, eignet sich Heroin hervorragend. Denn wenn ich einen Snief habe, dann habe ich keine Angst mehr. Dann bin ich locker, gelöst . . . cool eben. Die Angst vor sich selbst, die Angst davor, so zu sein wie man wirklich ist, das ist ein wesentlicher Grund, weshalb Leute Drogen nehmen. Und weshalb es auch so schwierig ist, damit wieder aufzuhören.«

Das sagte uns ein Berliner Sozialarbeiter, der in der sog. Knastarbeit mit Drogenabhängigen täglich zu tun hat. Wir trafen ihn bei unseren Recherchen zu einem Theaterstück über Sucht, an dem wir gerade arbeiten. In den letzten beiden Jahren ist der Drogenkonsum in West-Berlin alarmierend gestiegen. Alarmierend deshalb, da die Folgen der Abhängigkeit von harten Drogen offener und brutaler zu Tage treten als etwa bei Alkoholsüchtigen. Meistens schaffen es Alkoholkranke, trotz ihrer Sucht den sozialen Zusammenhang aufrechtzuerhalten. Die körperlichen Auswirkungen des Alkohols sind schleichend und erstrecken sich über längere Zeiträume. Anders bei den harten Drogen. Nach einer Anfangs- und der dann meist einsetzenden Toleranzphase kommt bald das Stadium völligen Verfallenseins, rapiden körperlichen Abbaus und der ständigen Gefahr einer Überdosierung, die meist zum Tod führt. Diese akute Lebensgefährlichkeit hat die verantwortlichen Behörden wohl mit dazu bewogen, sich Maßnahmen gegen die immer bedrohlicher werdende Drogenwelle zu überlegen. Eine dieser Überlegungen war, ein Aufklärungsstück über Drogen bei einem Theater in Auftrag zu geben. Alle West-Berliner Theatergruppen waren aufgefordert, eine Konzeption für ein Stück über Drogensucht einzureichen. Die beste Konzeption sollte dann subventioniert werden.
Die folgenden Bilder, Überlegungen und Kommentare sind Ergebnisse aus Diskussionen innerhalb der *Roten Grütze* und Ausschnitte aus Protokollen der vielen Gespräche, die wir inzwischen mit Betroffenen geführt haben.
»Gegen Rauschmittelmißbrauch eine emotionale Abwehr intendieren«, wünscht sich der Drogenbeauftragte des Senats.

»Beweist mir mal, daß es sich *lohnt*, keine Drogen zu nehmen«, wünscht sich ein Jugendlicher, ein Betroffener.
Beide Sätze meinen dasselbe. Der betroffene Jugendliche verlangt, einfach und klar, einen Beweis: daß es sich zu leben lohnt. Wenn man der Droge beikommen will, kann man sich um diesen Beweis nicht herumdrücken. Man muß glaubhaft davon überzeugen können, daß ein Drogenselbstmord (auf Raten) die Preisgabe einer Selbstverständlichkeit ist: Die Preisgabe des Anspruchs auf Glück, Liebe, Interesse, Willkommensein in der Welt, auf Hilfe, Bestätigung und Gefordertsein. Und daß es Mittel gibt, sich diese Selbstverständlichkeiten zu holen oder zurückzugewinnen. Egal durch wen und durch was sie einem verweigert werden. Diese Mittel können Zorn, Freundschaft, Arbeit und Wissen sein. Und die lebendige Neugier: Was steht mir zu? Stehe ich selbst zu mir? Was wird mir verweigert? Und von wem? Was verweigere ich mir selbst?
Obwohl das Theaterspiel Prozesse von Selbstzerstörung vorführen wird, also den körperlichen, emotionalen und sozialen Verfall und Verlust von Leben, soll es auch gleichzeitig Lust machen: Lust auf Leben, auf Konflikte; und die Lust, beides durchzustehen und zu meistern.

»Es dürfte selber kein pädagogisches Stück sein. Keins, das Rezepte vorspielt, wie man runterkommen kann. Sondern es müßte ein Stück sein, das die Wirklichkeit der drogenabhängigen Jugendlichen zum Ausdruck bringt. Kein Horrorstreifen, sondern ein Stück, in dem die Jugendlichen ihre eigene Wirklichkeit wiederfinden können. Eins, wo man genau hingeguckt hat. Das Stück müßte die Konflikte darlegen, aus denen heraus jemand zur Spritze greift, müßte zeigen, was das für die Gruppe bedeutet, in der sich der nun Abhängige aufhält und wie die sozialen Bezüge, die sonst so da sind, kaputtgehen. Sie gehen ja kaputt durch den Zwang, sich den Stoff zu besorgen und diesem Zwang alles andere unterzuordnen. Das führt in die Isolierung, und die hat verheerende Folgen. Ein Problem ist, daß die Jugendlichen sagen, Heroin ist schon schlimm, das wollen wir auch nicht. Aber so leichtere Geschichten, Haschisch oder mal einen Trip schmeißen, das ist gar kein Problem, das macht doch jeder. Außerdem, weshalb reden wir über Heroin, Alkohol ist genauso schlimm. Das sind alles Fluchtwege, an den wirklichen Problemen vorbei. Das gängigste Argument dabei ist: weiche Drogen sind doch dufte, wer härtere Sachen nimmt, der ist selber schuld. Wir rauchen unser Pfeifchen, wir schmeißen auch mal eine Pille oder einen Trip, aber abhängig sind wir nicht. Aber das ist verkehrt: Entweder ich will das oder ich will das nicht.« (Manfred K., Sozialarbeiter)

In einem Punkt stimmen alle Gruppenmitglieder überein. Mit moralischen Appellen, der Vorführung abschreckender Beispiele und sozial-philharmonischen Beschwörungen kann man Jugendlichen gegenüber nicht argumentieren und spielen. Drogenmißbrauch bedeutet nicht nur Verweigerung, Ausstieg aus Druck und Konflikten, Reaktion auf Mangel, den man von der Außenwelt erfährt. Drogenmißbrauch heißt gleichzeitig Verzicht auf Selbstverantwortlichkeit. Verzicht darauf, sich selbst zu begreifen, und Verzicht auf den Eingriff in die Bedingungen, denen man ausgesetzt ist. Bedingungen, die man nur verändern kann, wenn man sich für sie – und

damit für sich selbst – mitverantwortlich macht. Dazu gehört die Erfahrung, daß man ernst genommen wird. Das Spiel muß die Jugendlichen ernster nehmen, als sie es gewöhnlich selber tun. Es wird also Begründungen für Resignation, Passivität, Ausnutzertum und ein Sich-treiben-lassen liefern; es darf die Jugendlichen nicht als bloße Opfer abschreiben.

»Es gibt einen Zusammenhang zwischen Wut und Abhängigkeit. Eine Wut haben, wenn er das nicht könnte, dann gäbe es keine einzige Möglichkeit, einen Abhängigen wieder runterzubringen. Da muß man aufpassen, daß der Drogenabhängige nicht einfach nur ein ›Fixer‹ ist und seine ganze Existenz nur noch die Fixerexistenz ist. Das ist ein großes Problem für alle, die damit zu tun haben. Oft ist man gar nicht mehr in der Lage, bei einem Abhängigen Persönlichkeitsaspekte zu sehen, die nicht mit Sucht identisch sind. Und runterbringen geht nur über die Anteile, die davon da sind, die Anteile von Widerstand und Hoffnung in diesem Menschen. Wenn ich ›drogenabhängig‹ sage, dann betone ich zwar einen ziemlich gravierenden Aspekt in seinem Leben. Aber eben nur *einen* Aspekt. Denn er ist nach wie vor ein Jugendlicher, der alle möglichen Vorstellungen und Wünsche hat. Und wenn ich die nicht rauspuhlen kann, dann habe ich auch keinen Erfolg, dann kann nichts dabei herauskommen.« (Manfred K., Sozialarbeiter)

Das Spiel ist vor allem ein Spiel für Leute im Gefährdungsstadium, im »Dunstkreis der weichen Drogen« und natürlich auch des Alkohols. Wir müssen den Mut und die Lust haben, unser Publikum »produktiv« zu ärgern, zu verwickeln, mit Fragen zu konfrontieren, auch mit solchen, von denen es nichts wissen will. Die Suche nach den Antworten unternehmen wir gemeinsam, wir machen uns alle mitverantwortlich.
»Ist doch meine Sache, wie ich kaputtgehe!« und »Ob ich nun so oder so kaputtgehe, da mache ich mich lieber auf die dufteste Art kaputt!« Das sind zwei Aussagen von drogenabhängigen Jugendlichen, denen selten widersprochen wird. Auf diese Art der Selbstzerstörung mit Hilfe von Drogen muß das Spiel einen Zorn erzeugen, einen subjektiven Haß. Jeder von uns hat mit dieser negativen Kraft der Selbstzerstörung in sich zu tun. Die Erfahrungen, die wir selbst damit gemacht haben, müssen im Spiel spürbar werden. Wir selbst müssen uns ins Spiel einbringen, mit unserer Haltung zu unserem eigenen Leben, mit unseren eigenen Beschädigungen und wie wir damit umgehen.
Der Drogenmißbrauch macht ein soziales Verhältnis katastrophal deutlich: wer sich zu wenig vom Leben nimmt, wer seinen Lebensanspruch sozial nicht durchsetzen kann, wer nie zu sich selbst ermutigt wurde, gerät in Gefahr, sich das Leben zu nehmen. Die Droge ist das Vehikel. Die Flucht wird als ›Ankunft bei sich selbst‹ beschrieben. Und doch steckt noch im schäbigsten Sichverkriechen, im Abbruch aller sozialer Bindungen, in der Flucht weg von den Menschen die Aufforderung: Haltet mich, haltet mich auf! Der gelungene Selbstmord ist die Quittung dafür, daß man zwar ins Leben geholt, aber nicht am Leben gehalten wurde. Die Drogenfrage ist eine Frage von Leben und Tod.

»Wir sind der Meinung, daß niemand abhängig wird, der keine Gründe dafür hat. An bloße Neugier und Verführung zu glauben, so oberflächlich, das halten wir für ziemlich unsinnig. Es kommen eben zwei Dinge zusammen: ein Jugendlicher, der in einer ausweglosen Situation ist und nicht weiß, wie's weitergeht, der ein Gefühl von Leere hat, von Perspektivlosigkeit, der ist leicht verführbar. Die Dealer machen ihr Geschäft mit der Not der Jugendlichen. Sie haben Interesse daran, immer neue ›Kunden‹ anzufixen. Sie kommen natürlich schneller zum Ziel bei Jugendlichen, die in einer Lebenssituation sind, in der sie nach Fluchtwegen suchen.« (Manfred K., Sozialarbeiter)

Und Mario, ein ehemaliger Abhängiger sagt:
»Ich glaube, daß sehr viele Menschen kaputt sind wegen dieser entfremdeten Arbeit, wegen der gesellschaftlichen Umstände, in denen wir leben. Wenn ich sage, meine Eltern hatten keine Zeit, konnten sich nicht um mich kümmern als ich meine Probleme hatte, dann hatte das ja seine Ursache. Warum konnten sie sich nicht um mich kümmern? Eben weil das Prinzip ›jeder für sich‹ vorherrscht, weil das beschissene Konkurrenzdenken vorherrscht. Weil jeder zusehen muß, wie er sein Schäflein ins Trockene bekommt. Unter diesen Bedingungen ist es auch völlig unmöglich, das Drogen- und Alkoholproblem in den Griff zu bekommen, das ist lächerlich. Es gibt in West-Berlin offiziell 10 000 Heroinabhängige, ohne die Dunkelziffer. Die offizielle Zahl der Alkoholiker in der BRD liegt bei 6 Millionen. Und mit dem Alkohol ist es eindeutig auch so, daß der Mißbrauch mit dem Charakter der Arbeit zusammenhängt. Die Leute halten ihr Maul, die haben ja ihre Flasche Bier am Abend. Am Abend kübeln sie auch reichlich, und dafür malochen sie dann. Sie halten also ihr Maul und können noch gut und gerne ihre 20-40 Jahre arbeiten. Sie fallen nicht raus aus dem Arbeitsprozeß, genau das ist interessant und nichts weiter. So ein Stück über Sucht muß den Zusammenhang aufdecken zwischen den persönlichen Problemen, die sich aus den gesellschaftlichen ergeben. Und dann den Weg zeigen, den man geht, wenn man abhängig geworden ist. Das fängt ja nicht immer gleich mit Heroin an. Meist steht der Alkohol am Anfang, das Suchtverhalten der Eltern. Daß der Vater nach der Arbeit an den Kühlschrank geht und säuft, bekommt das Kind als normal mit. Dann die Schule, mit Konkurrenzkampf, Sinnlosigkeit und ›jeder für sich‹. Dann der Weg des totalen Ausflippens, wenn man mal angefangen hat zu spritzen. Am Anfang macht man sich eine Menge vor, man sagt sich, man könne mit der Droge umgehen, und man merkt nicht, daß die Droge mit einem umgeht. Das kann Jahre dauern, bis man sich selbst zugibt, daß man süchtig ist. Dann der Abstieg. Jeder Heroinsüchtige benötigt im Monat so zwischen 3000 und 6000 Mark allein für den Stoff. Das ist verbunden mit kriminellen Handlungen. Da reichen nicht ein paar Einbrüche, da mußt du Raubüberfälle machen, weil das einträglicher ist. Oder du dealst und fixt Jugendliche an. Dann fangen sie dich ein, du kommst in den Knast, in die Psychiatrie und wieder in den Knast. Was für das Stück ganz

wichtig ist: die Vorstellung von der großen lieben Drogenfamilie muß zerstört werden. Ich hab das auch gedacht, da sind meine Freunde und die halten alle zusammen, die sind ja freundlich. Da kann man zeigen, daß das, was die Leute reden, wenn sie drauf sind, ein großer Scheiß ist. Daß das keinem weiterhilft und eine Flucht ist. Dann zeigen, daß die Shit- und die Heroinscene total vermischt ist, und daß man zwangsläufig mit harten Drogen in Berührung kommt. Jemand der bereit ist, mit Hilfe von Haschisch vor seinen Problemen davonzurennen, der ist prinzipiell auch bereit, das mit Heroin zu tun. Irgendwann kriegt er ja mit, daß Heroin viel stärker ist, denn andere erzählen, das ist *die* Droge! Shit kannste wegschmeißen dafür. Shitleute sind ja noch relativ human, auch im Umgang, locker drauf. Es ist ganz wichtig, daß dieses Bild zerstört wird, diese Attraktivität. Auf der Heroinscene haben die Jugendlichen überhaupt keine Chance mehr.«

Fabel und Figuren

Wir zeigen eine Gruppe von Jugendlichen, etwa zwischen 13 und 17 Jahren, die sich hauptsächlich in der Freizeit in einem Jugendheim trifft. Eine Art Clique, man wohnt im gleichen Viertel, man kennt sich schon länger, man braucht sich, mag sich, hat sich über, trifft sich mit lockerer Regelmäßigkeit. Die Jugendlichen verbindet eine gewisse Vertrautheit, auch Anhänglichkeit; ihre Verbindlichkeit und Unverbindlichkeit, ihr Miteinander und Aneinandervorbei ist typisch für Jugendliche, die zusammen aufwachsen. Das Jugendheim ist ein Platz mit relativ geringer Aufsicht, eine Art Schlupfwinkel und Kommandoplatz zur Planung und Verabredung von Unternehmungen. Man trifft sich, man verfehlt sich, man wartet aufeinander. Aber man weiß, wo man hingehen, gemeinsam die Zeit totschlagen kann. Wo man sich reibt, sich austauscht, seine Jugend einverständig verlängert.
In der Clique sind: Anne und Andrea, zwei unzertrennliche Freundinnen, zu Beginn des Spiels noch in einer Hauptschulklasse, zwischen 14 und 16, sie kennen sich schon lange. Zusammen haben sie viele Dummheiten und andere wichtige Dinge gemacht – Schularbeiten, Fêten. Das ging allerdings nur bei Andrea. Annes Eltern sahen so etwas nicht gern. Zu kleine Wohnung, zu kleine Geschwister, zu kleinkarierte Auffassungen. Anne lebt ihre Bedürfnisse außerhalb ihrer Familie, gelegentlich so intensiv, daß es Ärger gibt. Die Erziehungsmaßnahme heißt Hausarrest. Beide unternehmen Kaufhausbummel, stundenlang. Andrea wollte mal eine Bluse mitgehen lassen, aber ein Verkäufer wollte das nicht. Anne hat ihm den Kopf verdreht, bis sich am Schluß der Verkäufer entschuldigt hat. Typen anmachen, ein Spiel, bei dem man sich beölen kann.

Anne geht von der Hauptschule ab, es winkt ihr ein Job in einer Wäscherei. Die Mutter sagt, sie soll froh sein. Anne hat einen Horror davor, aber noch ist es ja nicht soweit. Andrea wiederholt die letzte Klasse. In den Ferien wollen beide in ein Ferienlager nach Dänemark fahren. Andrea bekommt die Erlaubnis sofort, ihre Mutter ist meistens ein Kumpel, und ihr Vater interessiert sich nicht weiter für sie. Selbst Annes Eltern haben schließlich zögernd zugestimmt.
Die beiden haben schon zusammen geraucht. Shit. Andrea wurde schlecht, Anne hörte nicht auf zu lachen. Man kriegt die Musik doller mit, sagt sie, irgendwie irre.
Zur Clique gehört auch Bernd, Ratte genannt. Ein schmächtiges zähes Kerlchen. Er taucht immer wieder in der Clique auf. Man wird ihn nicht los, wie einen lästigen Köter. Schließlich gewöhnt man sich an ihn, ja man vermißt ihn sogar, wenn er nicht da ist. Er ist unausstehlich. Manchmal, wenn Leerlauf ist und der totale Langeweilefrust, bringt er sogar Leben in die Bude. So klein er ist, so groß ist seine Klappe, er macht auf abgebrüht. Sein Weg, weitergedacht, geht in Richtung Asozialität. Sein Zuhause ist keines. Er fällt da gar nicht auf. Die Familie ist kinderreich, ein soziales Chaos unter den Augen der zuständigen Fürsorgerin. Seine Intelligenz ist aufs Überleben trainiert. Er raucht wie ein Schlot und schnorrt wie ein Weltmeister. Im Supermarkt geklaute Rauch- und Trinkwaren bringt er in die Clique mit. Er klaut sich ein in die Clique, er versorgt sie, damit er versorgt ist. Wenn sie ihn wegjagen, kommt er wieder, gegen Prügel und Zurechtweisungen ist er unempfindlich geworden. Er kann sehr alt aussehen – die Folge lebenslänglichen Liebesentzugs.
Anne hat, gegen ihren Willen, so etwas wie verstohlene Sympathie für ihn. Sie identifiziert sich mit ihm, sie denkt, sie selbst könnte das sein. Er tut ihr leid. Und wenn er ihr zu leid tut, dann schickt sie ihn zum Teufel. Aber er kommt wieder, und sie weiß es, und er weiß es auch. Annes Ausstieg in die Drogenabhängigkeit, der ja auch ein langsames Verschwinden aus der Clique bedeutet, ist für ihn Verrat und Treulosigkeit. Er verliert die, die ihn rausschmeißt, damit er wieder reinkommen kann. Damit verliert er, der nicht mal das Wort Beziehung kennt, einen Grund zur Hoffnung, der ihm kaum bewußt ist.
Anne kommt aus einem »unauffälligen« Elternhaus. Beide Eltern arbeiten, die Mutter halbtags. Der Vater ist verschlossen, die Mutter putzsüchtig, es herrscht ein totaler Mangel an Kommunikation. Anne muß oft für ihre kleinen Geschwister sorgen. Im geregelten Ablauf liegen zwischen dem Abendessen und Schlafengehen die Abenteuer der Mattscheibe. Anne kennt es nicht anders, sie hat die Konsequenz gezogen und flüchtet, sooft sie kann. Die Clique ist ihr Nest und die Freundschaft mit Andrea ihre wichtigste Beziehung. Sie steht auf ältere Jungs, diese meist aber nicht auf

ihr. Sie probiert ihre Mittel, spielt ein bißchen; mit zweien hat sie schon mal gepennt, das war nicht so doll. Anne hat eine Ahnung von dem, was sie nicht hat, aber braucht: Zuspruch, Ermunterung zu Talenten, Entwicklung von Fähigkeiten. Sie kommt sich oft irgendwie dumm vor, aber auch nicht erkannt. Den Mangel, zu Hause nur benutzt, aber nicht gebraucht zu sein, gleicht sie durch Streifzüge und Spaziergänge in kaum und unerlaubte Regionen aus. Dabei entfaltet sie Witz und Vergnügen.
Anne hat die Tendenz, Probleme durch wilde Action, gelegentlich auch durch Alkohol aufzulösen. Mißerfolge und Belastungen verstärken ihre Tendenz zur »inneren Emigration« in die Droge.
Andrea mag an Anne das »Bekloppte«, Sprunghafte, ihre verrückten Ideen. Gelegentlich bekommt sie aber auch Lust, sich vernünftige, praktische Gedanken zu machen. Da zieht Anne nur selten mit. Dann denkt Andrea von sich, sie sei zu ernst, zu langweilig, oder sie beginnt mit Anne zu streiten. Manchmal ist ihr Anne auch zu flippig, dann muß sie ihre Freundin auf den Teppich runterholen. Was getan werden *muß*, macht sie lieber schnell, um den Kopf wieder frei zu haben für das, was sie tun *will*. Sie und ihre Mutter unterstützen sich gegenseitig, gelegentlich auch gegen den Vater, der in letzter Zeit unberechenbarer, gereizter geworden ist. Er hat seinen Job beim Bau verloren. Andrea hat ihm gegenüber gemischte Gefühle. Er kann ein dufter Typ sein, aber mitunter bekommt er Anfälle und denkt, er müsse den großen Erzieher heraushängen. Es kam vor, daß er zuschlug; jetzt riskiert er das nicht mehr, Andrea setzt ihm was entgegen. Sie würde gerne auf eine Fotoschule gehen, aber das wird wohl nichts. Die Aussichten sind nicht gut, zuviele Bewerber. In einem Fotoladen mag sie nicht stehen, dann schon lieber in einer Gärtnerei am Stadtrand arbeiten.
Andrea trinkt keinen Alkohol. Er schmeckt ihr nicht. Ihren Vater mag sie nicht, wenn er zuviel getrunken hat, dann wird er aggressiv. Irgendwie ekelt sie das an. Aber nichts gegen einen Joint, denn der macht friedlich und leicht.
Ihr Freund Hugo sieht das anders. Er hat unverrückbare Ansichten zu Haschisch und so. Er ist sicher, daß das Zeug dumm macht. Er bleibt bei Bier und Schnaps. Hugo ist ein ruhiger, gediegener Typ. Die Clique akzeptiert ihn als eine Art Senior, er hat ja auch einen Erfahrungsvorsprung von wirklichem Leben, ist im 2. Lehrjahr in der Kfz-Werkstatt. Diesen Vorsprung fährt er aus, er bestätigt sich, bringt sein Selbstbewußtsein wieder in Ordnung. Am Arbeitsplatz wird er eher nach unten gedrückt. Am Arbeitsplatz ist er der Stift, in der Clique der Zampano. Hartnäckigkeit und eine gewisse Gutmütigkeit sind seine hervorstechenden Merkmale. Streitfragen steht er länger durch als die andern, Drogen lehnt er ab. Er steht auf Motorrädern und spart darauf. Ein faszinierendes Nahziel. Er hat was übrig für Western, Kriegsfilme, überhaupt für starke Männer. Er selbst

ist eher ein weicher Typ. Zu Hitler fallen ihm auch positive Sachen ein.
Das kann der schlappe Harry nicht ab, der Oberschüler, für Hugo ein Sprücheklopfer und Penner. Harry macht auf Verweigerung, meist befindet er sich in liegender Haltung und findet alles Mögliche Scheiße oder scheißegal. Hat immer Stunk mit zu Hause. Der Beamtenvater hält ihn für mißraten, seine Mutter hat ihn schon lange aufgegeben.
Harry weiß, was er nicht will, aber nicht, was er will. Er macht sich über alles lustig und macht dabei mal einen witzigen mal einen traurigen Eindruck. Er ist ein Musikfreak, sein Zimmer ist sein Stereo-Paradies. Stunden verbringt er zwischen zwei Kopfhörern, dann ist die Welt abgehängt. In der Schule läuft er gelangweilt mit, wird nicht ernst genommen. Er bringt einfach zu wenig Gewicht auf die Matte. Er entzieht sich dem Streß, er schwimmt lieber auf dem Sound ab, in vage Träume und Sehnsüchte, über die er mit niemand redet.
Die Clique braucht er, hier kann er sich ausstrecken, wird anerkannt, oft auch nicht ernstgenommen. Es gibt Tuchfühlung, man kann sich einen abblödeln. Harry kifft mit Regelmäßigkeit, er hat auch schon Trips geworfen. Er ist auf Grund seiner Verbindungen Hauptlieferant, besonders gefragt, weil es bei ihm fast nichts kostet. Harry weiß nicht, was er werden will. Bloß nicht wie sein Vater, ein Mann, für den Leistung alles ist. Harry steht auf Anne. Er hat es ihr gegenüber auch ausgesprochen. Die findet das ganz lustig, also kein Grund zu großer Hoffnung. Ist ja auch egal, sagt Harry, und guckt dabei mit Verachtung an sich runter, weil er nichts bringt, nichts durchsetzen kann. Er entwickelt als Schutz die Attitüde eines frühreifen Zynismus, hinter dem er seine Wünsche und Ängste verbirgt.
Annes Abgleiten in die Drogenabhängigkeit bringt ihn durcheinander. Er sieht, wie sich Andrea verhält, sieht deren Engagement um ihre Freundin, und beginnt, Position zu beziehen. Er wird aktiv, setzt sein Wissen praktisch ein. Er kommt in Bewegung und er bewegt etwas. Im Laufe der Fabel verständigt er sich sogar mit seinem Kontrahenten Hugo, macht Pläne und startet Unternehmungen, die auch gegen den Typen gerichtet sind, der Anne da reingezogen hat. Er verändert seine Haltung, sie ist nun nicht mehr hauptsächlich liegend.
Das macht ihn für Brigitte interessant. Sie ist etwas über 16 Jahre, war längere Zeit auf Trebe und lebt jetzt in einem Mädchenheim in der Nähe. Im Heim ist sie, weil ihr Vater sie zu Hause rausgeschmissen hat, gewalttätig wie er ist; sie könnte ihn umbringen. Brigitte hat Angst, nochmal zu erleben, was während ihrer Trebezeit passierte: Herumpennen, besoffen gemacht werden von Typen, die mit ihr schlafen wollen, von der Fürsorge aufgegriffen werden, ausreißen, klauen, schnorren, den guten Willen von Leuten mißbrauchen, vor Diskos rumlungern, auf Typen lauern, die Geld haben. Sie hat Leute krepieren sehen. Sie will leben und am Leben bleiben

und hat doch Angst vor dem Leben. Wer weiß, wo sie gelandet wäre, wenn Jürgen ihr nicht geholfen hätte.
Jürgen ist Sozialarbeiter. Er arbeitet im Jugendfreizeitheim. Er ist für Brigitte Vertrauensperson. Er hat was von einem Teddy, von einem gutmütigen Bären. Er hat Ausdauer und man kann, wenn einem danach ist, auf ihm rumtrampeln, bis es ihm reicht. Dann brüllt er und dreht durch und scheißt alle zusammen. Er ist überfordert und fordert zu wenig von den Leuten. Er setzt sich selten durch, dafür um so öfter daneben. Mit seinen Stärken und Schwächen hat er etwas sehr Menschliches. Man spürt, daß er die Jugendlichen mag, und sie spüren das auch, selbst wenn er eine Sauwut hat. Seine Versuche, mehr zu tun als nur Aufsicht zu führen und Angebote zu machen, werden von den Jugendlichen anerkannt, aber nicht durchweg unterstützt; sie beuten ihn aus. Seine Haltung zum Drogenkonsum im Jugendfreizeitheim ist widersprüchlich. Er verbietet ihn, und läßt ihn doch zu. Er weiß, daß sich nichts bessert, wenn er die Leute rausschmeißt. Er würde »seinen Leuten« das Nest nehmen. Was soll er machen? Also wird gekifft und ab und an geworfen, Bier wird sowieso ausgeschenkt. Aber wer drückt, fliegt raus! Es ist ein Eiertanz, so schwierig wie nötig, unter Bedingungen, die unzureichend sind. Es wird klar, daß ihm, der helfen soll, geholfen werden muß. Aber trotzdem: bei aller Hilflosigkeit und gelegentlicher Resignation strahlt er so etwas wie Wärme, wie Freundlichkeit aus.

Annes Abstieg – Andreas Kraft

Zu Beginn der Fabel befinden sich alle, hin und wieder mal probierend, im »Dunstkreis der weichen Drogen«. Drogenabhängige »Fixer« kennen sie nur aus der Zeitung oder durch Berichte anderer Leute. Es gab auch mal Fälle im Jugendheim, aber das lief an ihnen vorbei. Selbst als sie schon intensiver mit Drogen umgehen, stehen sie auf dem Standpunkt, ihnen könne so was nicht passieren, sie hätten sich da voll in der Hand. Und die Typen, die süchtig werden, halten sie entweder für zu blöde, oder die haben nicht aufgepaßt, sind selber schuld. Im weiteren Verlauf der Fabel gerät Anne an die härtere Drogenszene. Sie hatte zunehmend Schwierigkeiten bekommen. Aus ihrer Stellung ist sie bald geflogen, zu Hause wird es für sie enger und immer unerträglicher. Die Eltern halten ihr ständig ihren Lebenswandel vor, sie hängt durch.
Ihre Freundin Andrea war, als Annes Abstieg begann, in der »Scene« in Dänemark. Anne hat nicht mitfahren dürfen. Die Eltern hatten Sorgen wegen sexueller Sachen im Lager, auch fehlte das Geld, und die Chefin des Waschsalons drängte auf vorzeitigen Arbeitsantritt der Tochter, sie habe genügend andere Bewerberinnen! Andrea hat ihre Ferien oft in Gedanken an ihre beste Freundin verbracht, ihr geschrieben, daß sie sich in einen

duften Typ verliebt hat, und daß sie gespannt ist, wie er Anne wohl gefällt. Er ist Lehrling in einer Kfz-Werkstatt.
Inzwischen hängt Anne durch, sie macht immer mehr beiläufige und zufällige Bekanntschaften in einer Discothek, in der sie immer häufiger rumhängt. Sie lernt einen Typen kennen, der Kohle und was für sie übrig hat. Da sie anscheinend gebraucht wird, gibt sie sich auf.
Sie gerät in Abhängigkeit. Über kurz oder lang kommt sie über ihren neuen Freund mit Heroin in Berührung. Der Freund, selbst abhängig, setzt ihr den ersten Schuß, umsonst.
Andrea stemmt sich gegen den Verlust ihrer Freundin. Sie kämpft um ihre Freundin, weil sie sie braucht. Sie kämpft mit der Bedingungslosigkeit der Liebe, mit dem Egoismus und der Energie eines Menschen, der den anderen braucht. Sie kann nicht zusehen, wie jemand, den sie braucht, mit dem sie soviel gemeinsam hat an Geschichte und Erfahrung, kaputtgeht. Sie kämpft also für ihr eigenes Interesse, indem sie um ihre Freundin kämpft. Sie stellt sich Anne in den Fluchtweg, versucht sie zu halten, zurückzuholen, schimpft, bittet, droht, fordert, ist schlau und ungeschickt, hilflos und stark, zuversichtlich und verzweifelt. Es ist ein Wettkampf, der ohne Verbündete nicht gewonnen werden kann. In diesem Kampf stehen sich zwei entgegengesetzte Kräfte gegenüber: Logik und Energie einer Persönlichkeit, die mehr und mehr in den Kreislauf der Sucht gerät; die ihr Handeln und Fühlen der Versorgung mit Stoff unterordnet. – Und Logik und Energie einer Persönlichkeit, die diesen Kreislauf mit emotionalen, sozialen, den ihr verfügbaren Mitteln zu durchbrechen sucht.
Dieser Kampf setzt bereits vor der Abhängigkeit von der Nadel ein, also an einem Punkt im Prozeß der Gefährdung, wo Andrea erkennt, was da am Ende des Weges wartet. Denn auch Anne ist ja stark, keineswegs die Dahinschwindende von Anfang an. Anne ist ausgestattet mit Vitalität, Intelligenz, Begründungs- und Erfindungsreichtum, der nun zur Sicherung und Rechtfertigung dessen entfaltet wird, was sie zerstört.
Andrea ist dem Problem alleine nicht gewachsen. Sie braucht Verbündete. Da gibt es welche in der Clique, mit denen sie rechnen will und muß. Da ist ihr Freund. Sie trifft auf verschiedene Haltungen: auf Resignation, Desinteresse, Ohnmacht, seelische Faulheit, Engagement. Anne, das Problem, stört die »Idylle« der Clique. Mit »Anne« bricht die »Realität« in die Clique herein, die durch Andreas Beharrlichkeit nicht so einfach zu verscheuchen ist.
Da sind die Erwachsenen. Die Eltern, die panisch und von ihren Moralvorstellungen gelähmt reagieren, den Alptraum des sozialen Abstiegs vor Augen. Ihre Welt ist mit einem Mal radikal in Frage gestellt. Da sind Sozialarbeiter und die Invasion der Ämter. Lehrer an Schulen, in denen erschrocken vertuscht wird, daß es ein Drogenproblem gibt. Andrea und

die Leute aus der Clique, die sie gewinnt, provozieren, mobilisieren, machen Fehler, decken Fehler auf. Da sind Institutionen, Beratungsstellen, Therapiegruppen, Wohngemeinschaften. Was Andrea erfährt, und wie sie es erfährt, soll sich dem Zuschauer als eigene mögliche Erfahrung anbieten. Andreas Kraft, ihr subjektiver Einsatz, ihre Produktion von Liebe und Interesse ist der Negation des Lebens durch die Droge entgegengesetzt. In dem Maße, wie sie sich – beispielhaft – selbst verantwortlich macht, fördert sie auch die produktive Frage nach der gesellschaftlichen Verantwortung. Der Ausgang der Fabel ist noch offen, wird offen bleiben müssen. In keinem Fall gibt es ein Happy End im Sinne eines Bravosieges über den Drogendrachen. Vielleicht geht Anne auch zugrunde, da die Verursacher ihrer Sucht zu stark für sie waren. Sollte Anne auch »verloren« sein, das Spiel muß zeigen, daß die Zuschauer gewinnen können.

An Einsicht
An Lust zu fragen
und wissen zu wollen
was ein Leben, was Freundschaft,
was ein Mensch wert ist.
Und was dazu nötig ist,
daß man leben kann wie ein Mensch.

»Wir leben eben in einer süchtigen Gesellschaft. Und der Tanz um das goldene Kalb findet nach wie vor statt. Wenn man das bei Licht betrachtet, ist das im Prinzip das einzige, was unsere Gesellschaft zu bieten hat, nämlich Konsum und Sucht. Süchtiges Verhalten im weitesten Sinne. Einfach dieser Wunsch, angetörnt zu sein; die Erwachsenen leben einem das ja ständig vor. Durch Alkohol, durch Tabletten, durch neue Kleider, Fernsehen, Auto, Leistungssexualität.« (Rainer B., Sozialarbeiter)

Syndikat

Neuerscheinungen

Klaus Horn (Hrsg.)
Kritik der Hochschuldidaktik

Zur politischen Psychologie universitärer Lernprozesse
408 S. Kleinformat. Kt. DM 20,—

Über Bocklosigkeit in den Lernfabriken, studentische Sinn-Wünsche und die Nöte der Lehrenden.

Bernhard Floßdorf
Kreativität

Bruchstücke einer Soziologie des Subjekts
300 S. Kleinformat. Kt. DM 18,—

Einst gab es Genies. Heute gibt es Kreativität. Man braucht sie, man weckt sie, man mißt sie. Wozu?

Eleanor Flexner
Hundert Jahre Kampf

Die Geschichte der Frauenrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten
433 S. 25 Abb. Großformat. Kt. DM 28,—

„Aber auch heute regen sich die alten Gespenster gelegentlich noch, und wiederum müssen sie niedergeschlagen werden."

Bitte fordern Sie Informationen aus dem Syndikat an.

Voltaire
Recht und Politik. Schriften 1

(Bibliothek der Aufklärung)
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Günther Mensching
352 S. Kleinformat. Kt. DM 24,—

Nicht weitersagen: Voltaire fällt unter den Radikalenerlaß — er wollte den Rechtsstaat nicht hinnehmen, sondern herstellen.

Hermann Timm
Die heilige Revolution

Das religiöse Totalitätskonzept der Frühromantik. Schleiermacher — Novalis — Fr. Schlegel
179 S. Großformat. Kt. DM 24,—

Enthüllungen über die Romantikerkommunen von Berlin und Jena. (Gediehen hier die „Alternatieflinge" von 1800?)

Klaus-Michael Bogdal
Schaurige Bilder

Der Arbeiter im Blick des Bürgers am Beispiel des Naturalismus
280 S. Kleinformat. Kt. DM 20,—

Von Bürgern, die auszogen, das Fürchten zu lernen, oder: Die Liebe zum Volk als Selbstbefriedigung.

Paul Parin
Der Widerspruch im Subjekt

Ethnopsychoanalytische Studien
252 S. Großformat. Kt. DM 28,—

Freud goes to Africa. Und siehe da: Dogon und Agni entmystifizieren die abendländische „Psyche".

SYNDIKAT
Autoren- und Verlagsgesellschaft
Savignystraße 61-63
6000 Frankfurt am Main 1

Norbert Klugmann
Selten allein

Szenen einer WG

Leben kann man zum Beispiel in einer Wohngemeinschaft. Der Versuch, harte Zahlen zu nennen, muß scheitern. Das Beste sind Schätzungen. Sie liegen zwischen wenigstens 20 000 und höchstens 30 000 Wohngemeinschaften in der Bundesrepublik mit vier bis sechs Mitgliedern, woraus sich eine sehr runde Zahl von 100 000 bis 175 000 deutschen Jugendlichen errechnen läßt, die heutzutage in Wohngemeinschaften leben.
Die Wohngemeinschaften der Republik leben ihr Leben. Sie kümmern sich wenig um äußere Meinungen und Aggressionen. Sie haben sich weitgehend unantastbar und unverletzbar gemacht. Wenn nicht gerade der Nachbar keift, findet keine Auseinandersetzung mit Nicht-WGs statt. Bei den regelmäßigen Besuchen der Eltern ist die Frage, ob WG oder lieber ordentlich vereinzelt, kein Gegenstand der Diskussion. Das bedeutet nicht, daß die Eltern akzeptiert hätten. Aber sie haben meistens ihren Frieden gemacht und trauen sich auch häufig nicht mehr, Widerworte anzumelden. Eine psychische Praxis von Eltern, deren Kinder in WGs leben, ist ihre heimliche Hoffnung, daß der Wohnaufenthalt der Kinder in dem Augenblick sein Ende finden wird, wenn beendete Ausbildung und aufgenommene Berufspraxis das Volumen des Geldbeutels dermaßen schwellen lassen, daß die individuellen Konsumwünsche zwingend und naturnotwendig den Auszug aus der Durchgangsstation WG nahelegen. Die Enttäuschung wird böse sein, wenn diese Eltern mitansehen müssen, daß man auf den Schirm eines Farbfernsehers auch zu fünft gucken kann und es dann einen bedeutend größeren Spaß macht. Und geradezu erschröcklich die Augenbrauen-Akrobatik von Mutter und Vater, wenn Sohn oder Tochter mit ihren sauer verdienten Scheinen den Bettelmann der WG mit in den Urlaub hineinnehmen.

Wenn die Motivation für den Einzug in eine WG abgefragt wird, ergibt sich aus den Antworten folgende Parade:

- Bedürfnis nach Kommunikation
- Persönliche Weiterentwicklung
- Ökonomische Gründe
- Sozial-, gesellschaftspolitische Gründe

Mit Abstand dahinter:
- Verlassen herkömmlicher Geschlechtsrollen
- Lösung aus individueller Isolation

Mit Abstand dahinter:
- Gemeinsame Kindererziehung
- Lösung aus anderen Beziehungen
- Sexuelle Emanzipation.

(nach: Dieter Korczak, »Kollektives Wohnen«, in: Horst von Gizycki / Hubert Habicht (Hrsg.), *Oasen der Freiheit*, Frankfurt 1978, S. 149)

Es ist nicht den Frauen und Männern Wissenschaftlern anzulasten, wenn nach der Lektüre ihrer Studien der Eindruck aufkommt, es sei jetzt tatsächlich alles gesagt, und darüber hinaus liege der Bereich der Marginalien. Das ist insoweit nicht richtig, als darüber hinaus erst der Bereich von Sinnlichkeit und Leben beginnt. Es fängt alles erst an. Einen durchschnittlichen Tag in einer durchschnittlichen WG vermag keine Darstellung einzufangen, die es nicht lassen kann, Prozentzahlen, Auflistungen, historische Exkurse und gruppenmäßige Unterteilungen vorzunehmen. Einen solchen Tag in einer solchen WG erlebt man am besten nach, indem man ihn mit-erlebt.

Szenen

Anfangen

Wer als erster aufsteht (Elke), kocht für alle Kaffee. Kaffeemaschine. Warmhalten. Wer als zweiter aufsteht, steht meistens so spät auf, daß er auf die Uhr guckt und überlegt, ob er es wagen kann, den Rest zu wecken. Carl macht Examen. Er kann mir dankbar sein, wenn ich ihn am Schlafen hindere. Siegfried ist gestern gegen 23 Uhr in die Kneipe gegangen. Als er losging, war er schon ziemlich voll. Ich habe ihn nicht zurückkommen hören. Seine Tür ist zu. Eine geschlossene Tür ist das Zeichen für »im Moment in Ruhe lassen«. Entweder ist er allein oder nicht. Das nimmt zu in letzter Zeit, daß er eine Frau aufreißt. Ich finde das ekelhaft, wie er seine Tricks einsetzt. Er sagt dann immer was von Wärme, die er im Augenblick von niemand anders bekommt. Es sei legitim, behauptet er, wenn er sich die notwendige Nähe für eine Nacht besorgt. Ich gebe zu, man kann Frauen bösartiger ausnutzen. Ich bin aggressiv, denn er tut immer so, als ob nichts gewesen wäre. – Wenn ich jetzt die Tür aufmache, vögeln sie vielleicht gerade. Es ist dann schwer für mich. Ich weiß nicht das richtige Wort, mit dem ich die Tür wieder zumache. Denn etwas sagen muß ich. Ich habe schon viel ausprobiert. Von lustig »Huch, Ihr aber auch« über sachlich »Entschuldigung« bis leutselig »Weitermachen« habe ich viel gesagt; auch

noch: »Das am frühen Morgen«, »So kann man dem Tag auch ins Gesicht springen«, »Das geht alles von der gesellschaftlichen Energie ab, was Ihr hier verpulvert«, »Ich gehe schon mal Brötchen kaufen«, »O nein, nicht schon wieder« bei gleichzeitigem Griff an die Stirn (diesen Satz nur bei Wiederholungsfrauen).
Ruth kann ich überhaupt nicht einschätzen. Sprunghaft und verschlossen. Mal so, mal so. Ich weiß auch nicht, ob sie mir dankbar ist, wenn ich sie jetzt wecke. Sie ist immer freundlich, aber sie ist zu jedem freundlich. Zu allen gleichmäßig. Das ist nicht echt. Ruth sagt nicht, was sie denkt. Ich unterstelle ihr, daß sie mit ganz schön viel Verachtung an die Sache herangeht. Vielleicht muß man sie sich einfach mal schnappen; sie in die Ecke treiben, so daß sie nicht mehr flüchten kann, und dann festnageln. Vielleicht ist sie eine, die das braucht. Von allein kommt sie nicht rüber.
Wenn sie ein bißchen von der lärmenden Fröhlichkeit Susannes hätte. Die muß man nur angucken, schon lacht sie. Eine Manie von ihr. Eigentlich unerträglich. So viel zu lachen gibt es wirklich nicht. Doch für die WG ist sie wichtig. Über sie läuft viel. Anlaufstelle. Auch nicht besonders schwer, denn sie hat immer Zeit. Sie hat eine leichte Hand, ihre Arbeit zu erledigen. Es scheint ihr nichts auszumachen. Dabei sind neun Stunden Kneipe unvorstellbar für mich. Kneipen stinken, man kann nicht atmen in ihnen. Susanne sieht sehr gut aus; sie wird oft angemacht. Die Männer sind dann meist betrunken. Susanne scheint das nichts auszumachen. Vielleicht ist sie ein wenig oberflächlich.
Es wird geweckt.

Zurück aus der Welt

Jeder hat seine Art, die erste halbe Stunde nach dem Nachhausekommen zu verbringen. Siegfried ist immer ganz hektisch. Er kann sich die Zeit einteilen, die er bei seinem Job zubringt. Darum hat er eigentlich nie Feierabend, wenn er nach Hause kommt. Er läuft in die Wohnung ein wie Fußballspieler, wenn sie auf das Spielfeld kommen. Er sagt dann immer gleich, daß er sofort wieder weg muß. In seinem Zimmer setzt er sich für zwei Minuten in den Sessel und tut nichts. Dann springt er auf, läuft den Flur entlang zur Wohnungstür, und eine halbe Stunde später ist er wieder da. Dann geht er in sein Zimmer und ist etwas ruhiger.
Es ist sehr leicht, Elke und Carl anzusprechen. Wenn Elke von der Arbeit nach Hause kommt, hat sie für nichts anderes mehr einen Sinn und ein Interesse. Sie setzt sich in die Küche. Ich glaube, sie genießt das, sinnlos herumsitzen zu können. Sie legt dadurch Entfernung zwischen sich und die Arbeit. Sie sieht nicht, wie sie aus der Arbeit herauskommen könnte. Carl verdrängt das Examen und ist für jede Ablenkung dankbar. Er schreckt

dabei auch vor den nichtigsten Anlässen nicht zurück. Wenn jemand einen Gesprächspartner finden will, geht er in sein Zimmer. Carl wartet dann schon darauf. Sofort legt er das Buch zur Seite und wendet sich zu. Er faßt mit beiden Händen die Lehnen des Stuhls, steht – in den Knien eingeknickt bleibend – leicht auf und dreht den Stuhl um 90 Grad nach rechts, so daß er dem Gesprächspartner gegenübersitzt. Ein Gespräch mit Carl ist immer fruchtbar. Man hat nie das Gefühl, seine Zeit vertan zu haben, wenn man es sich hinterher noch einmal überlegt. Dabei hätte man auch in Kauf genommen, die Zeit zu verschwenden. Carl ist eben so ein Typ.
Einmal, als ich auf der Suche nach Auffälligkeiten war, habe ich bemerkt, daß Ruth immer an der rechten Seite des Flurs entlanggeht. Die anderen gehen immer in der Mitte.
Kurz bevor sie in die Kneipe geht, wird Susanne immer ein wenig traurig. Sie lacht dann nicht mehr so viel und wird ganz allgemein stiller. Sie kann dann besonders schlecht allein sein und sagt das auch.
So kommt es, daß abends immer wenigstens vier Leute in der Küche sitzen. Manchmal sitzen sie auch bei Susanne im Zimmer. Das bietet sich an, weil man in Susannes Zimmer gut sitzen kann. Zum Beispiel Siegfrieds Zimmer ist völlig ungeeignet zum drin Sitzen. Er gibt sich keine Mühe, es gemütlich zu machen.
Die Zeit bis gegen 23 Uhr wird verbracht. Gegen 23 Uhr gehen rund drei der sechs in die Kneipe. Manchmal gehen einige ins Kino. Das beginnt zwischen 20 Uhr und 21 Uhr. Sie sehen selten fern. Es muß dann immer einer von einer Sendung oder einem Film erzählen, der heute läuft und den er interessant findet. Dann ja. Es macht immer wieder Spaß, in die Kneipe zu gehen. Viele Freunde und Bekannte trifft man nur in der Kneipe.
(Zwei von sechs haben feste Beziehungen. Einer leidet unter der Trennung, die vor einem Monat war. Ein anderer hat viele flüchtige Beziehungen. Zwei leben allein. Sie geben an, nicht unter diesem Zustand zu leiden.)

Die Küche

Daß nicht häufiger Kneipen und Kinos aufgesucht werden, liegt an der Gemütlichkeit und Wärme vieler Küchen. Küchen in Wohngemeinschaften beherbergen alles, was notwendig ist, damit eine Küche funktioniert. Sie enthalten nicht die Zeugnisse kaltglänzender Abwischbarkeit. Dafür Sofas, Kautschen, Sessel, unter Umständen monströse Tische, viel Platz zum Sitzen, der zur Not irgendwo abgeknapst wird, kein Neonlicht, sondern gelbliches, häufig Blumen, immer reichliche Gewürzansammlungen mit der Betonung auf frischen Kräutern, leidlich klappende Abwaschregelungen, Zeitschriften, Tageszeitungen, Informationsdienste, weil sogar Lesen mehr Spaß macht, wenn nebenbei jemand hantiert. Die Küche ist der Raum, der

beim Nachhausekommen geraden Weges angesteuert wird oder nach dem Sich-Entledigen von privaten Dingen im eigenen Zimmer. In der Küche tifft man sich. In der Küche muß man nicht sitzen, man ist da. Gemurmel, das aus der Küche kommt, ist Heimat, wenn es gut geht und das Verhältnis dementsprechend ist. Küche kann nichts ersetzen und vorgaukeln. Aber ohne gute Küche geht auch nichts.
Ohne Essen kein Mensch. Reichhaltig und gut essen? Na gerne. Fresserei, rücksichtlose? Immer dafür und dabei. Neuer WG-Mitbewohner namens Schmalhans gesichtet (meistens ab 20. des Monats)? Nehmen wir in Kauf. Die Verbindung von Essen, Reden, Wärme und Vertrauen schließt sich zu einem Kreislauf, den so schnell niemand freiwillig verläßt. WG konkretisiert sich oft in der Küche in einer Form und Intensität, die den Aufenthalt im eigenen Zimmer als Rückzug in ein kaltes Land empfinden lassen. In der Küche riecht es auch immer nach irgendwas Gutem. Backen, Braten, Kochen, und wenn es Tee und Kaffee sind (in keiner anderen Wohnform sind Teenetze und Kaffeefilter solchen Dauertests unterworfen). In der Küche ist über Zeremonie Verbindung herstellbar. Das ginge im eigenen Zimmer, wenn es locker bleiben soll, nur über Musik, die dann immer gleich zu laut ist, oder Alkohol, nach dessen Konsum man die Unterhaltung ersatzlos streichen kann.
Immer häufiger werden Einladungen zum Essen ausgesprochen, wenn Leute kommen sollen. Für die Zubereitung von Essen nehmen sie Mühen in Kauf, die eine vereinzelte Schürzen-Hausfrau zur weitgehend ungebremsten Hysterie treiben würden. Alle Mitbewohner werden eingespannt, selbst die faulen werden wenigstens zu mechanischen Tätigkeiten delegiert.
»Hier, wasch das mal!«
»Könntest Du mal die Töpfe holen?«
»Ein Messer, eine Benjamin-Gesamtausgabe für ein spitzes Messer!«
Für Außenstehende fast unvorstellbar die wohlig satte Ruhe, mit offenen Hosen zurückgelehnt und keinem Rülpser seine akustische Realisierung mißgönnend. Alles ganz ruhig, keine Eile, nichts Abgehacktes. Die Stimmen sind gedämpft. Manch einer schweigt. Rauchen, Wein nachschenken. Kein Ansatz, den Ort der Nahrungsaufnahme panisch zu verlassen, um im Nebenzimmer eine andere Platte aufzulegen. Heute abend kein Wort von Abwasch. Morgen alle ran, heute vielen Dank. Mit den Essensresten die Gemütlichkeit abwaschen, das muß nicht sein. Mit dem »Schmutz«, den Essen hinterläßt, das schlechte Gefühl über die soeben womöglich lustvoll erlebte Nahrungsaufnahme wegwaschen, nein.
Inseln im Alltag machen und auf ihnen nicht allein sein. Eine Gesellschaft von Müßiggängern, die keinen Konflikt zukleistert und keinen Widerspruch aus dem Raum diskutiert; aber nicht im Augenblick. Jetzt sitzen, rauchen und trinken, über Schönes reden, über Mut und Kraft, warme

Gefühle, wie man sich einmal stark gefühlt hat, Vertrauen, Zärtlichkeit, ein bißchen über die Angst und Enttäuschung, daß die Hochgefühle immer nur so kurz sind; Lächeln, Lächeln und Schweigen, sich nicht aufgefordert fühlen zu reden, weil nichts bewiesen werden muß. Die Grundlage ist klar, auf ihr beruht alles, baut alles auf, auch das hier. In Küchen wird überdurchschnittlich mehr Zukunft besprochen als in anderen Räumen. Man kann gut *sein* in Küchen.

Abwehr von Unsauberkeiten

1

»Von wegen größere Schmutz-Toleranz. Ich will Dir sagen, was Du bist. Eine Drecksau bist Du, damit Du es weißt, und überhaupt wollte ich Dir das immer schon mal sagen.« Siegfried wird von einem spontanen Schmerz hinter der Stirn befallen; jedenfalls greift er mit der Handfläche an die Stirn und beklagt die Tatsache, daß ihn niemand versteht, in der WG nicht und in der Welt auch nicht.

2

Bevor medizinische Doktoranden sich irgendwelchen Minderheiten-Knochen zuwenden und mit ihnen ihre Zeit vertun, sollten sie lieber das Phänomen der punktuellen Schlafkrankheit untersuchen, wie sie zum Beispiel Siegfried mit frappierender Regelmäßigkeit am Samstag vormittag heimsucht. Er ist dann ganz und gar unansprechbar. Hartnäckig blockt er alle Weckversuche ab. Man läßt ihn weiter in seinen Träumen rumwühlen; und wenn gegen 13 Uhr die wöchentliche Putz- und Saubermachsession geleistet ist, steht rund eine Viertelstunde später Siegfried wieder mit beiden Beinen mitten im Leben.

3

Ruth sprach den Gedanken eines Gruppenabends in naher Zukunft nur sehr zögernd an. Sie vertraute darauf, daß die Mitbewohner wüßten. Carl konnte nicht umhin, sein völliges Nichtverständnis in die Worte »Na wenn Du meinst« zu wanden. Dabei klang »meinst« wie »mußt«. Die anderen mäkelten herum, weil sie keine Zeit hatten, eine Zweierbeziehung klarkriegen mußten und überhaupt ganz und gar müde und abgeschlafft waren. Dieser Widerstand war lediglich hinhaltend und diente nur dem Zweck, ja nicht zu schnell ja zu sagen. An dem von Ruth vorgeschlagenen Termin saßen alle zusammen in einem Raum. Ruth kam gleich zu ihrem Thema und beklagte die ihrer Meinung nach grauenvolle Dreck-Orgie, die sich in der Wohnung seit geraumer Zeit abspielte. Die anderen hatten sich das schon gedacht.

4
Als die Männer sich wieder weigerten, Küche, Klo und Badezimmer sauberzumachen, und einer von ihnen den Satz sagte: »Tobt doch Eure Menstruationsbeschwerden woanders aus als im Saubermachen«, wurde Irene ganz still. Sie ging in die Küche, löste die gefüllte Plastik-Abfalltüte aus der Halterung und ging mit ihr in das Zimmer des Mannes. Dort leerte sie die Tüte auf dem Teppichboden aus.

5
Alle Wohngemeinschaften und ihre Mitglieder wissen, daß Uneinigkeiten bezüglich Schmutz, Saubermachen und Ordnungssinn sorgfältig kontrolliert werden müssen, wenn sie nicht nach einer Zeit die Kontrolle über das Verhältnis der Mitglieder der WG gewinnen sollen. Im Anfangsstadium wird über Schmutz gelacht. Dann hebt einer das erste Mal einen Finger oder zieht eine Augenbraue in Höhe oder Tiefe. Dann ist Alarmstufe. Meistens geht es weiter. Ich weiß von einer WG, die sich nach einer leidenschaftlichen Schmutzdiskussion auf folgendes Ergebnis einigte: Das Klo wird dann sauber gemacht, wenn der Schamhaarbefall auf dem oder am Brillenrand größer/gleich 5 ist.

6
»Also, wer nun was?«
Einer die Küche; weiter: Badezimmer, Gästeklo, Flur.
Daß als erster Siegfried fertig ist, wundert keinen mehr. Bei Nicht-Eintritt des Falls wäre die Überraschung größer. Susanne wischt sich Perlen von der Stirn, stemmt zusammengeballte Hände in die Hüften und guckt sich Siegfrieds Wirkungsstätte an.
»Was soll denn das hier? Was ist denn das hier? Wie sieht denn das aus?«
Siegfried trollt mit zusammengekniffenem Schwanz herbei und nennt es Saubermachen.
Erst gestern abend noch hatten sie eine intensive, dichte, intime Diskussion. Siegfried konnte sehr offen sein, weil Susi es durch ihr Verhalten möglich machte. Als sie sich hinterher trennten, waren sie sicher, ein neues Niveau in ihrer Beziehung erreicht zu haben. Sie sahen der Zukunft mit viel mehr Zuversicht entgegen. Und nun dies. Siegfried ist ganz bekümmert, während Susanne sich im Recht weiß.

7
Das Perverse an allen Schmutzdiskussionen ist, daß über sie Moral transportiert wird. Wer sich als erster durch Unsauberkeit oder Unordnung gestört fühlt, ist der wertvollste. Die Rangskala geht nach unten weiter und endet bei dem verabscheuungswürdigen Schwein der WG. Das ist beileibe

nicht der, den Dreck nicht stört, sondern der, den er bei dieser personalen Zusammensetzung als letzten stört. Im Grunde ist es egal, ob er der letzte ist. Ab Platz 3 ist man kaum noch zu retten. Solche Zeitgenossen sind unfähig zum Leben in einer Gruppe, egoistisch, egozentrisch, Ausnutzer, Trittbrettfahrer, Schmarotzer, Nassauer, Eiterbeulen am Körper der WG. Das Wohlergehen der WG hängt wesentlich davon ab, die Sauberkeit zu bändigen. Für dieses Ziel ist auch ein Plan nicht zu schade. Selbstregulation schön und gut; beim Schmutz scheiden sich die Putzlappen.

Mein und dein

1

Einmal hat Carl Susanne ein Buch geliehen, das er noch nicht gelesen hatte. Carl sagte, daß er das Buch »bisher noch« nicht gelesen habe. Mit dieser Vorläufigkeitsfloskel meldete er den Anspruch an, das Buch auch in Zukunft zu besitzen. Susanne gab das Buch nicht von sich aus zurück. Carl wollte zuerst nichts sagen, traute es sich auch nicht. Ein paar Mal – wenn Susanne nicht zu Hause war und ihn auch sonst keiner beobachten konnte – ging er in Susannes Zimmer. Dort lag das Buch herum. Carl nahm sich vor, sich zusammenzunehmen.
Dann war ein Zeitraum verstrichen, den Carl für ausreichend hielt und von dem er meinte, er sei so groß, daß er keinen Vorwurf zu befürchten habe, er hänge etwa zu stark an seinem Eigentum oder er sei ein Perfektionist oder er halte sich mit gänzlich unwesentlichen Sorgen auf; als Carl sich so nach allen Zimmern (= allen Seiten) abgesichert hatte, sprach er Susanne auf das Buch an. Er bemühte sich, seine Stimme ruhig zu halten. Aber er glaubte nach den ersten Worten, jeder müsse hören, wie seine Stimme flatterte. Aus dieser Unsicherheit erwuchs ihm eine gehörige Portion Aggression. Carl wurde ausfallend und ungerecht. Susanne konnte sich darauf beschränken, ihre Gesichtszüge in einen bekümmerten und nichts Böses ahnenden Zustand zu falten. So verlor Carl diesen Kampf, und er schämte sich hinterher. Am nächsten Tag legte Susanne das Buch in Carls Zimmer.

2

Ohne daß es einer in der Gruppe geführten Diskussion bedurft hätte, fand man Ruth und Elke eines Nachmittags in ihren Zimmern vor ihren Schallplatten sitzen und eifrig Karteikarten vollschreiben. Am Abend stellten sie ihre Platten nach groben Musikrichtungen und nach solchen zusammen, die häufig bzw. nie gehört werden. Dann tauschten sie sie aus. In Ruths Zimmer konzentrierten sich Jazz, Big Band, alter Blues und West Coast. Bei Elke fanden modischere Gruppen, harter Rock, gute alte Hits und Klassik Platz. Damit endete das ewige Herumgelaufe, um die bei der

Freundin gewußten Platten für zwei Tage zu sich herüberzuholen und sie wieder zurückzustellen, bevor sie fragen konnte, obwohl man nicht wußte, ob sie fragen würde. Sie mußten sich nur über das hohe Maß an Schonung einig werden, das sie den Scheiben angedeihen lassen wollten.

3

»Weißt Du, es fällt mir nicht leicht. Das muß ich Dir gleich zu Anfang sagen. Und ich würde es auch bestimmt nicht machen, wenn ich nicht so übel in der Bredouille drinstecken würde. Scheiß-Termine. Aber auf einmal hat sich alles zugespitzt. Einfach überrannt hat es mich. Ja, und jetzt ist die Situation eben so, daß ich sehen muß, wie ichs hinkriege, dringend sehen muß. – Scheißspiel, aber im Moment ist für mich Zeit wirklich Geld. Je schneller es jetzt geht, desto besser. Besser für mich. – Ich hab es auch schon überall versucht. Es ist ja nicht so, daß ich gleich zu Dir gekommen bin. Ich meine, so einfach habe ich es mir ja nicht gemacht. Ich spekuliere ja auf nichts. Das mußt Du mir glauben. Und Hemmungen habe ich auch, das gebe ich zu. Das ist kein Pappenstiel für mich, sowas zu machen. Wirklich nicht. Es ist nur so: Es geht nicht mehr anders. Und darum eben Du. Und natürlich ist auch gehörig Vertrauen dabei . . .«

Nicht um einen unsittlichen Antrag geht es hier, kein ungesetzlicher Plot wird vorbereitet, noch werden ahnungslose Zeitgenossen übel geprellt. Vorstehendes ist die Einführungsrede von jemandem, der sich von einem Mitbewohner Geld leihen will.

Eine Sorge kommt selten allein

Carl hat ein Problem: Der Zusammenhalt der WG ist für die kommenden Wochen gewährleistet. Carl leidet und zwar sichtbar: Die Mitbewohner freuen sich halb zu Tode. Carl ist praktisch nur noch ein Schatten seiner selbst: Die WG reibt sich die Hände. Ran an den Freund, auf ihn mit Solidarität. Kaum gedacht, schon verstanden. »Du hast ein Problem? Wir haben jeder zwölf Ohren. Unsere Köpfe sind vollständig auf Empfang gestellt. Gib ihnen Futter!« Carl versucht in seiner verzweifelten Lage sein Bestes. Wann sah man je nettere Examensnöte in Verbindung mit dermaßen ziselierter Partnerschaftsqual?

Ein Kreis wird gebildet. Keiner gerät in seine Mitte. Niemand wird eingeschlossen. Carl bleibt ein Glied von denen, die ihn bilden. In diesem – mehr architektonischen – Sinn gehört er heute Abend dazu. Dazu = zu dem Rest. Der Rest = alle außer Carl eben. Denn Carl ist angesagt. Carl steht auf dem Programm. Carl soll mal zeigen, woran er leidet. Hier steht keiner auf und präsentiert übertriebene Ansprüche; allein: Wenn er schon durchhängt, dann soll er sich auch des Interesses würdig zeigen, das über

ihm zusammenschlägt. Die WG ist begierig auf Carl, während Carl nur unglücklich ist und den dumpfen Drang hat, sich mitzuteilen.
Würde Carl in diesem Moment der Gnade der Meta-Stufe teilhaftig sein, könnte er sagen, daß er es rauskotzen will, sich den ganzen Scheiß von der Seele laden, einfach mal losquatschen ohne Rücksicht auf Freund und Feind, einfach mal er selbst sein im Reden, das an die Öffentlichkeit gelangt. Nebenbei ist einer in der Bredouille eher geneigt, rauszulassen, was sonst drinbleibt. Carl kennt keine verbindlichere Öffentlichkeit als die WG. Carl ist willig.
Mittlerweile ist es halb zehn. Die Begierigkeit der WG ist auf dem Gipfel angelangt (jenseits des Gipfels kann es nur abwärts gehen). Das Ausmaß an Begierigkeit zu diesem Zeitpunkt wird nicht unwesentlich durch die Tatsachen mitbestimmt, daß ein Teil der Freunde morgen früh aufstehen muß und ein anderer Teil sich den Verlauf des späten Abends, der frühen Nacht, und was in ihrem Gefolge sonst noch kommen mag, nicht von vornherein freiwillig = unnötig verbauen will.
Keine mahlenden Salzstangen, keine krachenden Bahlsen-Abfälle. Statt dessen gepflegter Wein-Konsum. Nicht zu trocken und nicht zu süß, sondern gerade richtig. Kleinstes gemeinsames Übel. Es mundet. Es schmeckt. Lippen werden gespitzt, Kehlen schreien nach Schlucken. – Als Bewohner einer Wohngemeinschaft muß man ständig gewahr sein, daß ein Mitbewohner ein Problem hat. Es ist fast nicht möglich, sich dann zu entziehen. »Was willst Du denn in einer WG, wenn Du keine Zeit hast, wenn einer Sorgen hat?« Diese Frage fürchtet jeder. Man weicht ihr aus, indem man mit im Kreis sitzt. Fünf Gesichter gleißen Carl an und bedeuten ihm, er solle endlich anfangen. Carl windet sich, er weiß nicht, womit zuerst. Es gehört sich, Carl Zeit zu lassen. Die ersten werden nervös. Zwei aus dem Kreis trinken ein Glas Wein sehr schnell aus. Elke sieht es und reicht ihnen die Flasche mißbilligend hinüber. Jemand macht einen Scherz.
Carl ist soweit. Carl druckst und stottert sich über die ersten Halbsätze. Er türmt Wortschrott auf und schändet die Sprache. Dann geht es. Die alte Kiste. Wie gehabt. Das Gewöhnliche. Tut natürlich immer wieder aufs Neue weh. Man schätzt das nicht gering. Auch ist niemand etwa überheblich. Aber mit Mitte zwanzig, nun ja, mit Mitte zwanzig könnte man dann doch die schlimmsten Spitzen abgeschliffen haben. Das geht ja auch irgendwo nicht an, nach jeder Enttäuschung genauso kaputt zu sein wie nach der letzten und vorletzten und und und. Warum nicht auch auf diesem Gebiet dazulernen.
Die Frauen machen als erste den Mund auf. Sie äußern Nachvollziehbarkeit und daß es ihnen leidtut für Carl. Das scheint ihn zu trösten. Jetzt die Männer: »Alter Junge, Menschenskind, was machst Du denn für Sachen!« Carl zieht sich zusammen.

Im weiteren Verlauf der Unterredung sagt Carl noch viel von sich und Gisela. Er macht ihr keine Vorwürfe. Das finden einige nobel, andere unnötig. Jetzt, wo sie nicht mehr da ist, böte sich Aggression doch an. Dient der Stabilisierung und entschlackt so richtig gut den Kopf. In der Gruppe gibt es einen, der für solche Grobheiten freiwillig zuständig ist. Er läßt sich nicht lumpen und lädt allgemeinen Zorn auf sich. »Ich verstehe Dich nicht. Wie Du so reden kannst. Mir wird Angst und Bange vor Deinem Gefühlsleben.« Auch diese Distanzierungen gehören sich. Der frei verfügbare Raum ist überhaupt recht klein. – Das Leben geht weiter, da soll sich Carl überhaupt keine Sorgen machen. Und jetzt mal ordentlich einige Tage durchhängen, wäre vielleicht sowieso das Beste. Einfach mal richtig krankfeiern. Elke macht sich erbötig, den Arbeitgeber zu verständigen. Carl ist dankbar für diese praktische Hilfe. Carl fühlt sich nämlich wirklich schlecht.

Es ist jetzt auch schon bald halb elf. Allgemeine Unruhe entsteht, die sich durch häufiges Hin- und Herrutschen zeigt. Wenn noch in die Kneipe, dann aber bald. Sonst ist es zu spät, und eigentlich ist doch alles gesagt. Was man für Carl tun konnte, ist getan worden. Er hat das Mitgefühl aller Mitbewohner. Er kann sich aufgefangen fühlen. Er weiß, daß alle immer für ihn da sind. Ihm kann nichts passieren. Diese Phase jetzt, die muß er natürlich allein durchstehen, diese Sorgen kann ihm keiner abnehmen, das wäre ja auch nicht der Sinn. »Wer sich in Beziehungen begibt, kommt in ihnen um.«

Es wird dann noch insoweit interessant, als eine verstohlene Verständigung über Blicke und Bewegungen des Kopfes und Oberkörpers einsetzt, bevor einer, der der mutigste ist – und der, wenn es schiefgeht und sich auf einmal doch alle schämen, augenblicklich als Übeltäter und emotionaler Kühlschrank dasteht –, als erster den Mund aufmacht und etwas in Richtung von »Ja, dann« oder »Was meint Ihr, sollten wir dann noch« oder »Scheißsituation, ich weiß, aber laßt uns doch jetzt ruhig noch« sagt. Wenn es schiefgeht, wird er flugs isoliert, und es dauert noch eine Viertelstunde. Wenn es gutgeht, wird die Viertelstunde eingespart, und die WG teilt sich in Bettbesucher und Kneipenbesucher.

Natürlich denkt Carl in dieser Nacht über seinen Auszug nach. Aber er sieht darin auch keine Lösung. Vor dem Alleinwohnen hat er noch mehr Angst.

Klaus Hartung
Über die langandauernde Jugend im linken Getto

Lebensalter und Politik – Aus der Sicht eines 38jährigen

»And you stay forever young« – Zum Begriff des Lebensalters

Ich habe keine Hemmung, die Europatournee Bob Dylans im Juli '78 ein geschichtliches Ereignis zu nennen. Und zwar in dem präzisen Sinn, daß ein gemeinsames Lebensgefühl gebrochen wurde und diese Brechung blitzartig den Ablauf der Jahre sichtbar machte. Doch das bedrohliche Fließen der Zeit war nicht alles. Bob Dylan hat seinen Mythos zersungen, und das Berliner Publikum stöhnte wahrnehmbar auf, als die ›teuren‹ Stellen der gnadenlosen Perfektion seiner Musikmaschine überantwortet wurden: eine Band, kaum erträglich anzuschauen in ihrer unentwegten Bereitschaft, in Schwung zu bleiben; Bob Dylan selbst, rot geschminkte Wangen, Lidstrich, lahm-exaltiert, ohne daß man ihm Mangel an Routine vorwerfen könnte. Die kalkulierte Kaputtheit dieser Show, sollte sie den Protestsänger zerstören? Ich weiß nicht. Jedenfalls für die Mehrheit der Genossen meines Alters ist Bob Dylan nicht der Sänger der Protestbewegung gewesen, sondern der Sänger der Generation, der in dieser Tournee rücksichtlos sein musikalisches Erbe antrat. Passagen wie »I gave her my heart but you wanted my soul« wurden folgerichtig ihres Gefühls beraubt, oder, anders ausgedrückt: wir blieben auf den Gefühlen, die wir um solche Passagen aufgehäuft hatten, sitzen. Trotzdem, im Medium der Zerstörung und Perfektion, fand Identifikation statt. Aber (und dies ›aber‹ zielt vielleicht auf einen Gegensatz, der gar nicht so existiert) wir brauchten uns unserer Gefühle nicht zu schämen. Genau genommen war keine größere Huldigung an die Geschichtlichkeit und Wahrheit seiner Lieder denkbar, als daß Bob Dylan, die Grenze absoluter Meisterschaft berührend, sie umstülpte.

Doch belehrender ist es vielleicht, sich das Publikum selbst anzuschauen. In Berlin war es ein Publikum der Dreißigjährigen. Junioren und Senioren kennt man inzwischen, aber Medioren? Diese Dreißigjährigen in der Berliner Deutschlandhalle, was stellten sie dar? Die Linke als Generation – unendlich getrennt von ihren Altersgenossen, nicht nur durch den politischen Zusammenhang, sondern durch das Alter selbst. Wir sind jünger als unsere Altersgenossen. Doch: es waren Lehrer, Architekten, Buchdrucker, Mediziner, Taxifahrer, Arbeitslose, künftige und vergangene Exempel des Berufsverbots etc., und waren es auch wieder nicht. Denn wenn ich mich betrachte und mich in meinem Freundeskreis umschaue (der zum großen

Teil die Konzerte besuchte), dann muß ich sagen, daß wir unsere Existenz als vorläufig ansehen, vorläufiger denn je, und sind doch dabei und vielfach zum ersten Mal, uns ernsthaft zu entscheiden und das Gewicht unseres Lebens anzuerkennen. Häufig stehen die Berufe zur Disposition. Aufatmend und entschuldigend gelingt es uns nunmehr zu sagen, daß wir nicht wissen, wie es weitergehen soll. Und manchmal scheint es, daß unser Lebensmut, der sich darin ausdrückt, etwas Atemloses hat, da er immer noch etwas schneller sein muß als die Angst vor dem Alter. Doch ist das nicht eben Lebensmut? Sind wir, unsere Gebrochenheit bewußt lebend, nicht endlich an einem Punkt angelangt, wo wir anfangen, uns in unserem Leben zu Hause zu fühlen?

Wie sollen wir uns begreifen: als noch junge oder als alternde Linke? Bei genauerem Nachdenken fange ich an zu schwanken, welche Bestimmung mich mehr verunsichert. Und dieses ›noch‹: ist es von einem bestimmten Alter an unlöschbar präsent, auch wenn man quer zur gesellschaftlichen Abfolge der Lebensalter lebt? Sind wir ›noch‹ jung, weil es so schwer ist, in dieser sozialen Ordnung mit Würde zu altern? Dies ist der Anfang meiner Überlegungen (denen ich nicht ohne Gedankensprünge nachgehen kann, weil eben die Gedanken springen, vor- und rückwärts). Ich frage mich: kann man ein politisches Leben lang die Tatsache, daß es Lebensalter gibt, ›überleben‹, ohne in die Gefahr zu geraten, sich zu überleben? Ich habe jedenfalls die Absicht, den Begriff Lebensalter in die Diskussion einzuführen. Genauer: ich versuche von diesem Begriff her unsere politische Situation zu analysieren. Dabei schreckt mich kaum eine Zukunft, auch nicht die, daß man als 50jähriger immer noch an der Abzugmaschine stehen könnte, um gegen einen sinnlosen Stadtautobahnbau die ›Bevölkerung‹ zu mobilisieren. Eher schon könnte ich, ohne mir selbst dabei eine allzu übertriebene Sensibilität unterstellen zu wollen, eine gewisse Peinlichkeit vorwegempfinden, daß ich, wenn ich von einem bestimmten Alter an immer noch nicht wüßte, wo es lang gehen soll, nicht mehr ohne begründende, rechtfertigende oder auch nur zusätzliche Bemerkungen von mir selbst reden könnte. Es wäre etwa die Verlegenheit der Wortsuche, die ein Arbeitsloser spürt, der auf die Frage, wie's geht, möglichst genau antworten will. Diese Peinlichkeit entspringt nicht dem Mangel an Selbstbewußtsein, sondern dem Bedürfnis, die Aufmerksamkeit für unser Leben aufrecht zu erhalten. Sie eben wird berührt, wenn wir nur ein wenig mehr zur Verteidigung unserer Situation aufwenden müssen, wo wir sie längst schon akzeptiert haben.

Ich will skizzieren, warum ich die Frage nach dem Lebensalter wichtig finde. Sie betrifft nicht nur das Lebensgefühl, sondern die Stellung in der Realität, genauer: jene empfindliche Kommunikation von persönlicher Produktivität und gesellschaftlicher Rolle. Mir scheint manchmal, von

einem gewissen Alter an entfalte sich unsere individuelle Arbeitskraft erst voll, wenn sie der täglichen Routine entspringe. Vielleicht ist das die Sehnsucht nach einem einfacheren Leben, nach dem einfachen Leben überhaupt. Aber eine Sehnsucht dieser Art braucht uns nicht zu beschämen, denn aus ihr kommen doch die Komplikationen. – Der linke Lehrer, der linke Mediziner ist von jener Routine so weit entfernt, wie der Aufgabe seines Berufes nah; ganz zu schweigen von denjenigen, die in selbstorganisierten Werkstätten, Psychozentren, Verlagen oder Buchläden arbeiten; ganz zu schweigen von mir selbst, der ich jetzt eine sinnvolle Arbeit gefunden habe und mir den Kopf zerbreche, wie ich wohl das Geld zusammenbekomme, um sie mir auch leisten zu können.

Es geht nicht um das Lebensgefühl, denn nichts ist deprimierender als das spürbare Rucken in der Abfolge der Generationen, wenn diese bundesrepublikanische Gesellschaft den generationsmäßig zugemessenen Lebenserfolg zuerteilt. Leicht vielmehr, so etwas spontan abzulehnen. So gesehen, ist sie geradezu ein Privileg, jene alterslose Jugendlichkeit, die man innerhalb der Linken zu so geringen Kosten erstehen kann. Aber was bezahlen wir dafür? Richtig zu leben: wenn es nicht sektiererisch werden soll, wenn es heißen soll, auch politisch bewußt zu leben, dann führt es in ein Paradox. Richtig leben muß auch heißen: Erwerb von Macht, und Erwerb von Macht bricht eben die gerade Linie des richtigen Lebens. Es ist darum nicht nur befriedigend, wenn ich von mir sagen kann, ich sei (noch) jung, wenn ich gleichzeitig erkennen muß, daß diese Realität auch mit Realitätsverlust erkauft wird. Es ist doch so, daß wir den Interessen, die aus unserer Alltagspraxis sich entwickeln, weniger Realitätsgehalt zumessen oder ihnen auf jeden Fall das *nicht* zumuten, was wir den Interessen von Arbeitern und Angestellten fraglos zumuten, nämlich Ausgangspunkt für den politischen Kampf zu sein. (Sollten wir insgeheim unsere zukünftigen Interessen beschwören, indem wir an der Vorläufigkeit unserer gegenwärtigen Interessen festhalten?)

Lebensalter, Arbeit und Politik bilden keine widerspruchsfreie Einheit. Und diesen Zustand können wir nicht willkürlich wenden. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß durch ›politische Arbeit‹ die Frage nach dem Lebensalter sich nicht neutralisieren läßt. Mehr noch: es wäre auch politisch falsch, es zu versuchen. Denn wollte man alterslose Politik machen, würde man das Altern selbst zum biologischen Vorgang verurteilen und gerade das preisgeben, was unserer ganzen Unruhe und Angst die Würde verleiht: die Sehnsucht, ein ganzer Mensch zu sein.

Mir käme mein Leben weitaus unverständlicher vor, würde ich *nicht* von einer Diskrepanz zwischen dem Älterwerden und ›meiner‹ Geschichte ausgehen. Eine Abfolge wie Kindheit, erste Rebellion, antiautoritäre Bewegung, langfristige politische Arbeit, Beruf und politische Organisation ist in

sich unsinnig, auch wenn man sie tabellarisch so aufführen könnte. Die deutsche Geschichte und wir in dieser Geschichte lassen es nicht zu, daß sich die Elemente so anordnen. Wir konnten nicht so viel Vertrauen in die Geschichte voraussetzen, daß wir das Terrain der Politik im Zusammenklang von Jugend und antiautoritärer Rebellion beschritten hätten.
Aber das wäre nicht der einzige Grund, die Frage nach dem Lebensalter zu stellen. Auch noch aus einem anderen Grund führt sie zu den Widersprüchen unserer gegenwärtigen Situation, ja scheint geradezu geboten zu sein: nicht weil es darum geht, mal einen Schlußstrich zu ziehen, eine Zwischenbilanz zu machen, sondern weil es um die *Zeit* geht. Wer etwas verändern will, dem muß die Zeit wichtig sein, die Zeit im gesellschaftlichen Sinne und die Zeit als Lebenszeit. Brecht sagt: »Dauerten wir unendlich / So wandelte sich alles / Da wir aber endlich sind / Bleibt vieles beim alten.« – Ich meine dies: wenn es innerhalb der Linken eine Tendenz gäbe, das Lebensalter zu überleben, die Jugend zur Lebensform zu erheben, dann wäre das ein Symptom dafür, daß wir die Zeit als Medium politischen Kampfes verloren haben. Ich meine nicht, daß man sich überprüfen soll, ob auch die Zeit recht ausgenützt sei. Man kann die Zeit nicht ›ausnützen‹. Auch Perioden der Stagnation haben ihr Recht und ihren Sinn, gerade diese Perdioden müssen bewußt ausgelebt werden. Aber wir müssen uns fragen, wie weit unsere politischen Vorstellungen noch der Dimension der Zeit unterliegen. Und die Frage nach dem Lebensalter könnte da eine klärende Kraft haben.
Bob Dylans letzte Zugabe sowohl in Dortmund als auch in Berlin war »The times they are a-changin« – dieses heilige Protestlied hatte er übermütig verrockt, präsentiert in einem fröhlichen Artistentum, das besagte: »diese Zeiten sind vorbei«. Und so wurde es, alles in allem, eine Huldigung an die Veränderbarkeit. – Wenn wir uns der Frage nach dem Lebensalter stellen, stellen wir uns ›unserer‹ Geschichte. Wie aber macht man das?

›Unsere Geschichte‹ und der ›unbekannte Verlust‹

Ich muß zugeben, daß mich gerade der Gedanke an ›unsere‹, an ›meine‹ Geschichte insbesondere in der letzten Zeit hilflos und unsicher gemacht hat; ein Begriff, ein Wort, bei dem sich eine Zeitlang Denkzwang und Gedankenflucht, voller Kopf und das Gefühl der Leere eigentümlich die Waage hielten. Das hielt so lange an, wie ich krampfhaft versuchte, meine Geschichte auf den Begriff zu bringen, und verzweifelt feststellen mußte, daß ich dazu immer weniger in der Lage war.
Diese Nicht-Erzählbarkeit unserer Geschichte bedeutet immerhin eine schwer überwindbare narzißtische Kränkung: sie würde besagen, daß wir unsere Geschichte nicht besitzen. Und das heißt vielleicht mehr als das Leben im – oder das Leiden am – Widerspruch von individuellem Lebens-

lauf und politischem Werdegang. Da ja immer auch für etwas gelitten wird, wäre zu fragen, was es in diesem Fall ist. Wenn ich versuche, jene Aura von Angst und Unsicherheit um den Begriff ›meine Geschichte‹ aufzulösen, dann stoße ich auf ein Gefühl, das ich vielleicht mit vielen Genossen meiner Generation teile: das Gefühl: »kann das alles gewesen sein«, dieses Aufblitzen revolutionärer Möglichkeiten in den 68er Jahren? Wollte man unnachsichtig sein, könnte man dieses Gefühl in Analogie zur Freudschen Melancholiedefinition als das Gefühl »des unbekannten Verlustes« bezeichnen, als linke Melancholie. Man könnte darin den harten Kern eines kleinbürgerlichen Sentiments sehen, das durch die antiautoritäre Bewegung eher bewahrt als überwunden wurde. Aber was besagt das schon? Schließlich wird gegenwärtig in Deutschland der Gedanke an die Revolution in einer merkwürdigen ›Zwischenschicht‹ der Politik festgehalten, in der die Klassenorientierungen verschwimmen, in der es proletarisierte Intellektuelle gibt (die nie zum Proletariat gehören werden), in der es aufsteigende Arbeiter gibt (die nie zur Elite gehören werden). Die politische Verzweiflung der Linken, der Mangel an strategischen Vorstellungen, die enttäuschten Hoffnungen und – mehr noch – die nicht aufgegebenen Hoffnungen, sie sind *auch* ein sozialer Zustand. Denn wenn wir politisch nicht weiter wissen, können wir uns nicht in Arbeit vergraben, im Beruf unseren politischen Ansprüchen entgehen, denn wir leben und überleben in der linken Scene, in unserem *selbst*geschaffenen Zustand. Es wird uns nicht gelingen, die Verzweiflung zu normalisieren, unser Zusammenleben auf der Ebene von Freundschaften, repressionsfreien Gruppen und alternativer Kultur zur Ruhe zu bringen, denn die Krankheit, die uns alle eint, wenn wir die Existenz ›einer‹ Linken auch leugnen, das ist die Hoffnung. Denn, nicht wahr, »einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt«, einmal das Gefühl »der Revolution vor der Tür« empfunden, und es ist durch nichts wieder gut zu machen.

Ich finde, die Zähigkeit der linken Melancholie ist durchaus zu achten. Allerdings kann sie auch in eine geschichtslose Unzufriedenheit treiben. Es könnte ja passieren, daß wir unsere veränderte Lebensweise nach und nach als Privileg genießen lernen, eingebettet in dem Gefühl, »daß man ja doch nichts machen kann«. Damit hätte uns die deutsche Geschichte eingeholt. – Notwendig also, dem gegenwärtigen Schicksal dieses Gefühls nachzugehen.

Jugend, Repression und Getto

Bei aller Unsicherheit können wir eines sicher sagen: bislang haben wir das Band der Generation politisch nicht zerreißen können. Bei dem Tunix-Kongreß in Berlin, Februar '78, in dem die Linke nach dem »deutschen

Herbst«, nach dem Staatstheater in Sachen Schleyer wieder auftauchte, ergab sich ein Bild, das man so von keiner Linken Europas gesehen hätte. Wahrhaft, eingeschlossen in der betonierten Exterritorialität der Technischen Universität, gleich gekleidet, mit gleicher Sprache und Sprachlosigkeit erschien die Linke als Generation.

Diese Gleichförmigkeit finde ich charakteristisch für die deutschen Verhältnisse. In anderen Ländern Europas ist der politische Radikalismus nicht derart altersspezifisch auf nur eine Generation konzentriert. Darum hatte auch die antiautoritäre Bewegung recht, wenn sie das Stichwort Generationskonflikt ablehnte, da sie ja schließlich als Generation gegen die versteinerten deutschen Verhältnisse ankämpfte.

In dieser Gesellschaft hat der banale Satz »Der Jugend gehört die Zukunft« eine besonders zynische Wendung genommen. Um die Zukunft zu bekämpfen, genügt es der herrschenden Generation, die aus dem Faschismus kam, tatsächlich die Jugend zu bekämpfen. Ich meine zum Beispiel die Praxis des Berufsverbotes. Was ich schlimm finde: daß sie bei weitem die Logik der politischen Unterdrückung überschreitet. Um Mißverständnissen vorzubeugen: ich identifiziere mich dabei überhaupt nicht als Opfer der Repression und kenne auch keinen Genossen, dessen Lebensgeschichte durch das Berufsverbot eine tragische Wendung genommen hätte. Vielmehr kenne ich viele, die dadurch aus einer Sackgasse sich erlöst sahen. Nein, was ich meine, ist, daß wir auf eine repressive Weise konserviert sind als Jugend. Und daher, wenn wir ehrlich sind, müssen wir erschrecken, wie weit in die Alltäglichkeit hinein dieses Gefühl, noch jung zu sein, überlebt.

Mit anderen Worten, in dieser bundesrepublikanischen Gesellschaft, die Anpassung so schwer macht wie Rebellion, die einer Linken nicht zugesteht, sich in die Widersprüche des Reformismus zu verwickeln, in der ein Bürgertum, das auf die antiautoritäre Bewegung buchstäblich nichts zu erwidern hatte, jetzt wohlgefällig den spießigen Übermut staatlicher Dienste duldet, sind wir gezwungen, den Gedanken an ihren Umsturz nicht zu vergessen. Das heißt aber auch, und hier sind wir wieder bei unserem Thema, daß wir – als Individuen – nicht so ohne weiteres auf unsere politischen Anfänge zurückblicken können, sondern daß wir immer noch beisammen sind; mit unterschiedlichen Strategien, die zum Teil uns selbst verleugnen, bleiben wir doch aneinander kleben, und die herrschenden Verhältnisse geben uns, mit allen vorhandenen repressiven Mitteln, die Zukunft in unsere Hand.

Es wäre ein sinnloses politisches Urteil, die zehn Jahre (oder mehr) der neuen Linken unter den Begriff Rückschritt zu subsumieren, nicht nur weil es inzwischen eine Anzahl von Organisationen gibt, die ihre eigenen politischen Zeitvorstellungen und andere Kriterien für Fortschritt, Rückschritt haben (manche Organisation hat es zum Prinzip erhoben, voranzu-

schreiten); nein, die antiautoritäre Bewegung hätte wahrlich keine politische Substanz gehabt, wenn nicht irgendwann die Reaktion sich organisiert hätte. Wenn ich unsere politischen Motive zweideutig oder auf eigentümliche Weise verpuppt finde, gehe ich von anderen Wahrnehmungen aus. Die Praxis des Radikalenerlasses hat eben nicht nur den Charakter der Unterdrückung, sondern auch den der *Demütigung*. Wenn z. B. einer Lehrerin fast nicht mehr Zeit gelassen wird, sich den Mantel aus der Garderobe zu holen, als ob Radikalismus eine ansteckende Krankheit sei; wenn Argumente darauf überprüft werden, aus welcher Ecke sie kommen; wenn – verallgemeinert – die Verantwortlichen der Schulen oder Kliniken allen praktischen Eigennutz fallen lassen, um Linke loszuwerden, d. h. zulassen, daß der Verfassungsschutz zur Personalbehörde wird; wenn man anläßlich der Trauer um Schleyer bei Strafe des Untergangs aufstehen muß, kurz: wenn man die politische Unterdrückung hinnehmen muß in Form der Groteske, was geschieht mit uns? Rebellieren wir, geraten wir in Wut, so daß wir die Vorsicht verlieren? Nein, wir sehen uns vor, aber wovor? Bevor wir uns noch empören können, sind wir schon dabei, uns als Exempel zu begreifen. Die Berufsverbotskampagne gipfelte in einer Sammlung absolut einwandfreier Exempel. Was uns geschieht, propagieren wir zum Exemplarischen, und ebenso verschwindet der Staatsapparat als ein auf seine Verwundbarkeit analysierbarer Gegner und erscheint als exemplarisch handelndes Phänomen, mit dem wir keine wirklichen Erfahrungen mehr machen können, weil er sie ohnehin schon bestätigt hat.

Der falscheste Vorwurf, den wir der Linken machen können, wäre der des Utopismus. Tatsächlich eignet der deutschen Linken ein zäher Realismus, der fast schon an einen Max-Weberschen Begriff von Politik, an das geduldige Bohren dicker Bretter erinnert. Dabei habe ich nicht (und wohl keiner von uns) das Gefühl, daß diese Zähigkeit dem politischen Tageskampf entspringt, also der vorstellbaren Verwirklichbarkeit von Teilzielen. Eher entfalten wir unsere Kräfte widerstrebend in niederdrückenden Berufssituationen mit dem Bewußtsein, daß »man doch nichts machen kann«. In der Realität bewegen wir uns wie an einer Front. Also müssen wir uns fragen, wo wir eigentlich bei uns selbst sind. Dies wäre, so meine ich, das »linke Getto«.

Das linke Getto, ein kollektiver, schwer entwirrbarer Stoßseufzer der Stagnation, der gelebten Vorläufigkeit; der Ort, an dem wir alle unsere zukünftigen Ideen aufbewahren, an den wir selbstverständlich zurückkehren, weil wir hier, ohne die Selbstachtung zu verlieren, überleben können, und von dem wir alle wissen, fraglos, daß wir da raus müssen. Obwohl das linke Getto *auch* ein erarbeiteter Zusammenhang von Kinderläden, Buchläden, Verlagen, Werkstätten, Wohngemeinschaften, Selbsthilfeorganisationen, Frauenhäusern, Mediengemeinschaften, Galerien, Zeitungen, Kneipen

ist, scheinen wir, wenn ich mich nicht täusche, nicht allzu stolz darauf zu sein. In dieser immerhin erkämpften linken Kultur sehen wir uns historisch keineswegs gerechtfertigt, ja, achten das linke Getto kaum einer genaueren politischen Analyse wert, weil eben feststeht, daß es zu zerbrechen sei.

Um mit einer abstrakten Feststellung anzufangen: im linken Getto erscheint ein bestimmtes geschichtliches Entwicklungsmoment der Linken mystifiziert als sozialer Zustand. Wenn man so will, ist das linke Getto, als einfache Negation der Realität ›draußen‹, die Form, in der die Linke in der Bundesrepublik angekommen ist. Sicher entspringt die allgemeine Verdrossenheit auch der Tatsache, daß die menschlicheren und menschenwürdigeren Lebenszusammenhänge auf eine vertrackte Weise mit unserer politischen Ohnmacht und Isolation zusammenhängen. Es ist auf jeden Fall nicht nur ein angenehmeres Leben, sondern auch eine politische Errungenschaft, wenn der Alltag so organisiert ist, daß einer, der ausflippt, sich auf die anderen insoweit verlassen kann, daß sie nicht gleich Polizei oder Psychiatrie einschalten. Auch ist es inzwischen eine Banalität innerhalb der Linken, daß eine Revolution ohne Revolutionierung der Alltagsverhältnisse nicht möglich sei, daß »radikale Veränderung gelebt werden muß, damit sie nicht nur Zukunftsmusik bleibt« (Cohn-Bendit). Aber merkwürdigerweise haben wir es bisher nicht vermocht, über diese Einsichten prinzipiell hinauszugehen bzw. aus unserer Alltagsorganisation Politik abzuleiten.

Unser Problem ist, daß die Widersprüche der Verhältnisse in unserer selbstgeschaffenen Lebensweise fortwirken, daß wir uns allein schon dadurch, daß wir vernünftiger und besser leben, isolieren, und zudem, ich kenne kein linkes Projekt, das nicht in einer Sphäre endlosen Streites existiert, keinen linken Verlag, dessen Existenz nicht ab und an zur Disposition steht, keine Druckerei, in der sich nicht diejenigen, die Geld aufgenommen haben, und diejenigen, die eine politische Utopie verwirklichen, feindlich gegenüberstehen, keinen Kinderladen, in dem nicht eine Elterngruppe die andere in ihrer Existenz unerbittlich in Frage stellt.

Cohn-Bendit sagt: »Für uns alle ist der Prozeß des Zusammenlebens nicht mehr rückgängig zu machen. Man kann nicht mehr sagen: ›Ihr werdet sehen, in fünf Jahren, wenn ihr älter seid, werdet ihr anders leben‹.« Es wäre wahrlich ein Grabspruch. Ich hoffe jedenfalls, daß die Genossen nicht anders leben *wollen*. Wenn wir nicht mehr *in der Lage* sein sollten, zumindest virtuell unser bisheriges Leben zu verraten, hätten wir unsere Sinne tatsächlich der Geschichte und der Realität entzogen. Nicht weil ich die Vorläufigkeit unseres Lebens begrüße, sondern weil ich die subjektive Unsicherheit unserer Lebensorganisation entschieden verteidige, bestehe ich auf der objektiven Möglichkeit, wieder bürgerlich zu werden.

Die Linke hatte sich angesichts der herrschenden Repression darauf versteift, sich als kollektives Opfer propagandistisch darzustellen. Wir haben

uns von uns selbst abstrahiert, kaum empört, wurden wir schon zum Denkmal des Staatsapparates. Die Unterdrückung erschien als Unheil in Zeitlupe. An keinem der geraubten Rechte hielt sich unsere Wut wahrhaft fest, weil wir, als die intelligenteren Strategen unseres Gegners, schon die dahinterliegenden Ziele sahen. Unserer Propaganda zufolge hätten wir auswandern müssen.

Die politische Konsequenz ist insofern niederschmetternd, als wir damit, indem wir die Propaganda von der Allmacht des Staates vollendeten und auch verinnerlichten, faktisch den Begriff politischer Erfahrung der Linken abtrennten von der des Volkes. Hier liegen die politischen Entstehungsgründe des linken Gettos. Gegenwärtig haben wir einen Zustand, in dem die Linke von der Repression spricht und das Volk von der Arbeitslosigkeit. Wichtige politische Prozesse sind unter dem Obertitel staatlicher Repression tatsächlich nicht wahrgenommen worden. Der Radikalenerlaß war eben nicht nur zum Zweck einer Hexenjagd auf die Linke durchgesetzt worden, sondern auch (und vielleicht hauptsächlich), um unter falscher politischer Flagge die Reformpolitik zu kassieren und den möglichen Widerstand dagegen zu isolieren. Ohne den Radikalenerlaß hätte auf jeden Fall die SPD in so kurzer Zeit nicht einen so umfassenden und wohl gravierenden gesellschaftlichen Rückschritt organisieren können.

Aber auch uns muß diese politische Fiktion einer totalisierten Repression irgendwie praktisch entgegengekommen sein, wollten wir uns selbst nicht Masochismus unterstellen (so redend, habe ich keinen bitteren Tod von Genossen vergessen, und ich bestreite nicht einen Moment die Würde jeglicher politischen Paranoia, angesichts dessen, was das deutsche Bürgertum für menschen-möglich hielt). Aber diese Frage halte ich aufrecht, und ich glaube sie auch beantworten zu können: Wir haben die Allmacht des Staates verinnerlicht, die politische Unterdrückung und Menschenjagd totalisiert, weil so sich am klarsten unsere Existenz im linken Getto rechtfertigen ließ. Aus unserem politischen Nicht-weiter-Wissen wurde ein Nicht-weiter-Können. Derart haben wir uns mit einer etwas fatalen Geschicklichkeit von dem Druck befreit, revolutionäre Strategien entwickeln zu müssen, um in dieser unserer bundesrepublikanischen Wirklichkeit überleben zu können. Fatal ist diese Selbstmystifikation deswegen, weil wir die Periode, in der eben die strategischen Vorstellungen mangeln, nicht bewußt durchleben und also unzureichend nutzen.

Der Staat als Treuhänder unserer Geschichte und ›wir selbst‹

So wenden wir uns, für einen Moment zumindest, etwas abrupt der objektiven Gestalt der Frage nach unserer Geschichte zu: Mit dem Radikalenerlaß gibt es ja inzwischen eine staatliche Behörde, die die Kontinuität

unserer persönlichen Geschichte verwaltet. Wenn wir einen Augenblick mal an die frische Luft gehen, können wir vielleicht entdecken, daß der Verfassungsschutz einen humoristischen Zug hat. Wie viele Solidaritätserklärungen haben wir unterschrieben und vergessen! Wie viele papers haben wir geschrieben, an die uns nur die verstaubten und nicht verteilten Exemplare im Flur erinnern! Der Verfassungsschutz duldet eine so nachlässige Behandlung der revolutionären Praxis durchaus nicht. Es ergibt sich der objektive Humor, daß Genossen gezwungen werden, sich zu erinnern, was sie an einem Dienstag im Monat X des Jahres Y politisch gewollt haben, und es fällt ihnen nicht ein. Peter Schneider hat in seinem Gedächtnisprotokoll eines solchen Verhörs die klassische Beschreibung gegeben. Diesem Begriff unserer Geschichte haben wir offenbar nichts entgegenzusetzen.

Unsere Geschichte war also derart, daß wir in der Geschichte voranschreiten mußten, ohne Rücksicht auf uns selbst, ohne einzuhalten, wenn es nicht weiter ging.

Mir fällt die nach wie vor unzureichend erklärte Periode der Selbstliquidierung der antiautoritären Bewegung ein. In den Jahren 1970/71 hatten wir eine prinzipielle politische Niederlage erlitten: wir scheiterten bei dem Versuch, die Studentenbewegung in eine proletarische Massenbewegung zu transformieren. Die Konsequenz war nicht, die Realität zu überprüfen und neu zu analysieren, sondern den Fundus der Geschichte nach revolutionären Strategien zu durchstöbern. Das Paradoxe an dem Gründungsfieber der Organisationen, in die sich die Bewegung mit beängstigender Beschleunigung spaltete, war, daß sie die vorhandenen Kräfte nicht organisierten, sondern leugneten. In der Figur des ›Kaders‹ ist diese Paradoxie extrem formuliert. Aufgrund unserer kleinbürgerlichen Herkunft sprachen wir uns das Recht ab, noch einmal unsere Kräfte und Möglichkeiten politisch zu erproben. Die antiautoritäre Bewegung wurde in ritualisierten Klassenanalysen zur Vergangenheit erklärt. Aber als ›Kader‹ konnten wir uns wiederum klar von unserer ›Vor‹geschichte trennen, und die Geschichte selbst wurde zum Arbeitsfeld.

Ein wenig vorher trat der Begriff der ›politischen Arbeit‹ seine Herrschaft an. Im Nachhinein spüre ich nur noch, welch ein tauber Ring verschluckter Erfahrungen, nicht ausgelebter Erlebnisse, stehengebliebener, nicht ausgeführter Dialoge um ihn herum liegt. Die sich hinziehende Übermüdung, die ›nächsten Kampfschritte‹, die ›anstehenden Aufgaben‹ (wieso standen sie an?), der ungeheure Druck, Bruchstücke realer Erfahrungen in politische Linien umzupressen; der Verlust der Tageszeiten, der Jahreszeiten, der verpaßte Frühlingsanfang: nicht daß uns die Spaltung von der Realität, die in diesem Begriff lag, nicht bewußt gewesen wäre. Der autoritäre Leistungscharakter lag ja auf der Hand, und dieser Begriff erzeugte Nachkommen:

›Betriebsarbeit‹, ›Kinderarbeit‹, ›Jugendarbeit‹, ›Stadtteilarbeit‹ usw. Was wir als Menschen nicht schaffen konnten, wollten wir als Kader leisten. War es Dogmatismus, studentischer Herrschaftsanspruch, Wiederkehr des Verdrängten? Alle diese Begriffe treffen, aber erklären nur eines nicht: Warum versuchten wir – und zwar nicht im Gefühl des Übermutes oder Optimismus – die auseinanderstrebenden politischen Bereiche allein durch unsere ›Arbeitskraft‹ zu binden? Was drückte sich darin aus?

Mir scheint, daß wir in dieser Zeit begannen, unsere Subjektivität, unsere subjektive Wut, Empörung, Verzweiflung aus der Politik zurückzuziehen. Wir protestierten nicht mehr, sondern machten mit unserem Protest Politik. Nach meinem Begriff fing damit der Verlust der Öffentlichkeit an, von dem wir uns heute noch nicht erholt haben. – Ich will zunächst kurz das Phänomen selbst beschreiben, um später auf Gründe einzugehen, die aus unserer Geschichte selbst kommen. –

So viel ist jedenfalls klar: Die Linke steht nicht nur unter dem Druck der politischen Kontrolle, sie befindet sich auch am Rande der Gesellschaft. Ihre Verhandlungsfähigkeit ist minimalisiert; wenn sie protestiert, wird zunächst weggehört, einfach weil protestiert wird. Aber auch wir, als die Public relation-Manager unserer eigenen Empörung, untersuchen kritisch die Verwertbarkeit ihrer Anlässe. Wir sind eingeholt von der allgemeinen Krankheit der deutschen Politik: der Unfähigkeit, sich politisch auszudrükken. Der unmittelbare Ausdruck, die persönliche Stimme, die auf Veränderung besteht, weil die Situation unerträglich ist, meldet sich nicht. Es fehlt offenbar eine Kultur, in der man in dem Moment, wo man es fühlt, sagen kann, daß man die Nase voll hat, daß man es nicht mehr aushält, daß man nicht mehr mitmacht, und dabei gehört wird. – Erst im Medium der Verzweiflung gilt in Deutschland die Stimme der Vernunft.

Dieser Mangel an öffentlichem Gehör ist nicht deswegen gefährlich, weil wir an politischem Einfluß verlieren. Er zerrüttet vielmehr das Gefühl für uns selbst. Wir bringen nicht heraus, was in uns selbst vorgeht. Wo wir uns wundreiben, bleiben wir stumm und gedankenschwer. So sind wir in keiner Situation ganz bei uns selbst. Nicht verwundert mehr, daß ›selbst‹ *das* Stichwort des Gettos ist: Nicht wissen, was man ›selbst‹ will, endlich klären, was ich ›selbst‹ machen soll, begreifen, daß ich in dem, was ich tue, mich ›selbst‹ nicht wiedererkenne . . .

Es gibt eine blühende Subkultur therapeutischer Sekten und Selbsterfahrungsgruppen innerhalb der Linken, gegen die nichts einzuwenden wäre, als daß die Therapie das institutionalisierte ›Zu spät‹, die verpaßte Äußerung, die vermiedene Rebellion darstellt. Wenn die beste Kraft der Rebellion verbraucht ist, an der angstvollen Schwelle, wo der Wunsch nach Änderung so drängend wird, weil es sonst keine Änderung mehr gibt, wo man in ein Alter eintritt, in dem nur noch unter Preisgabe der Würde die

eigenen Konflikte von Eltern und Kindheit abgeleitet werden können, gibt es eben innerhalb der Linken gegenwärtig keinen anderen Zusammenhang als den der therapeutischen Sekten.
Dieses ›Zu spät‹ ist interessant, es begleitet als geheime Verwünschung die deutsche Linke schon lange. Sollte die Linke zurückgefallen sein und mithin der Logik der intellektuellen Existenz verfallen, in allem zu spät zu kommen? Während der antiautoritären Bewegung hatten wir die politische Initiative und bewegten uns auch darum an der Spitze unserer Gefühle, waren mit uns gleichzeitig.
Die antiautoritäre Bewegung war ein Sprung aus der Ungleichzeitigkeit in die Avantgarde. Sind wir also bei dem Versuch, die leere Bühne der Avantgarde dauerhaft zu okkupieren, wieder zum ungleichzeitigen Widerspruch der Gesellschaft geworden?

Rückblick nach vorn

Hohe Zeit also, sich seiner Geschichte zu stellen, seine Entwicklung zu begreifen; hohe Zeit und schlechte Zeit. Wir befinden uns schließlich in einer Radwechselsituation: wir blicken (noch?) nicht gern in die Zukunft, und an der Vergangenheit reiben wir uns noch wund. Aber was ist unsere Vergangenheit?
Wer sich seiner Entwicklung stellen will, wird irgendwann zurückzukehren versuchen in jene Verhältnisse, von denen er sich abgestoßen hat. Die Kleinheit jenes Ortes zu erfahren, dem alle Hoffnungen und Ängste entsprangen, dieser Akt sinnlich-zeremonieller Wiederholung wäre der Prüfstein der Selbstbesinnung. Aber mein Leben hat nicht in einer Lokalität angefangen, sondern in einer geschichtlichen Situation. Die Geschichtsleere der 50er Jahre verlassend, habe ich mit der antiautoritären Rebellion zu leben angefangen. Was sind also meine Anfänge, unsere Anfänge? Unsere Zukunft war die erfahrene Möglichkeit, daß es in *dieser* Gesellschaft überhaupt Zukunft geben konnte. Sollten wir gezwungen sein, mit diesem Rückblick auf die Zukunft weiterzuleben? Diejenigen, die die Anfänge der Studentenbewegung mitgemacht haben, haben zum großen Teil das dreißigste Lebensjahr überschritten. Unsere Biographien bezeugen nur zu deutlich, daß die politische Praxis und – sagen wir – die biologischen Wendungen der eigenen Lebensgeschichte längst nicht mehr übereinstimmen, ohne daß wir sagen können, auf welche Weise sie nicht mehr übereinstimmen. Sind wir hinter unsere Anfänge zurückgefallen, während wir älter wurden (indem wir jung blieben), hinken wir voran oder eilen wir hinterher?
Um mit gewissen Alltäglichkeiten anzufangen: mir fällt ein oft wiederkehrender Typ von Kneipengesprächen ein, eine Form chronologischer Debat-

ten, wo wir versuchten, auftauchende Erinnerungen an das, was wir politisch gemacht oder erlebt hatten, ›in die Reihe zu bringen‹. Bei der Anstrengung, Fixpunkte zu finden (vor oder nach Kambodscha, vor oder nach der Arbeitskonferenz, vor oder nach dem 2. Juni), habe ich feststellen müssen, daß es Passagen meiner Vergangenheit gibt, die mir einfach nicht mehr lebendig werden. Auch sind zum Beispiel die Jahre 1973/74 völlig leer und sehr weit entfernt (abgesehen von der Geburt des Kindes) im Unterschied zu den vorherliegenden Jahren. Mir scheint, daß ich damit eine Banalität entdeckt habe. Der Punkt ist nur, daß diese Banalität mir – mehr als nach meinem Begriff wichtigere Dinge – zu schaffen macht. Irgendwie möchte ich meine Geschichte fühlen und nehme es gerade noch mit Mühe hin, daß meine Kindheit, vom Gefühl abgetrennt in der abstrakten Zeit, sich verpuppt hat. Aber für die antiautoritäre Bewegung gilt doch zumindest, daß ich willentlich dabei war.

Was mir weh tut – ich hätte fast gesagt: die vergangenen Möglichkeiten, Erfahrungen zu machen, aber das ist es nicht – vielmehr schmerzt mich die große Menge unentfalteter Beziehungen. Wie viele Freundschaften und intensive Beziehungen habe ich nicht zugelassen – und dies kaum, weil sie mich aus der Politik herausgetragen hätten. Hier und bei anderen wichtigen Stellen erweist es sich, daß der routinierte Vorwurf gegenüber der linken Politik, sie hätte das bürgerliche Leistungsprinzip auf die Politik übertragen, damit ihre Sensibilität und auch ihre Radikalität zerstört, nur eine Scheinerklärung darstellt.

Ich habe keine Beziehung der politischen Arbeit direkt geopfert, jedenfalls kann ich mich mit einem so klaren Selbstvorwurf nicht beruhigen. Eher schon habe ich mich in die politische Praxis begeben in dem unklaren Gefühl, so besser intensiven Beziehungen standhalten zu können. So weiß ich von vielen Genossen viel zu wenig, die mich auch jetzt noch interessieren. Und manche sind schon tot. – Ich habe unendlich viel Begriffe und Begriffenes mitgenommen, zuviel, so scheint es mir manchmal, um es noch in diesem Leben anwenden zu können, und zu wenig Gesichter, zu wenig Personen, die das Begriffene wieder ausgleichen könnten.

Fragen muß ich mich, wieweit wir das Erbteil jener geschichtslosen Vorvergangenheit, jenes verfluchten bundesrepublikanischen Plusquamperfekts der 50er Jahre mitgeschleppt haben.

Vielleicht liegt es daran, daß unsere Geschichte und all das, was wir taten, so ganz auf uns selbst zurückfiel. – Wie scharf ich auch meine politische Ratlosigkeit empfinde, wie sehr sich auch mein Leben zurückblickend in einander widerstreitende Bestandteile aufzulösen scheint, so bleibt doch diese Gewißheit, daß ich ohne die antiautoritäre Bewegung mir mein Leben buchstäblich nicht vorstellen konnte, will sagen, daß mir sehr genau noch vor Augen steht, wie ich in dieser ›Vorzeit‹ existierte, derart, daß nicht mal

der Existentialismus Sinn versprach. Die Gesellschaft der 50er Jahre erschien mir wie ein geschichtsloses Feld, vollgestopft mit einer endlosen Szenerie von Überlebensproblemen. – Aber diese Gewißheit von der entscheidenden Bedeutung der Studentenbewegung verunsichert mich eher. Ich habe nicht das Gefühl, Kraft aus der Kindheit gezogen zu haben. Benjamin bemerkt einmal, daß derjenige, der nie von zuhause weggelaufen sei, schwer nur mit sich selbst eins sein kann. Ich bin nie weggelaufen, ich habe mich nie zuhause gefühlt.

Fast beneide ich die Minderheit der Genossen, die mit einer reaktionären Jugend, mit Burschenschaft oder RCDS brechen konnten. Mir fehlt die Kontur einer harten Wendung, des Bruches. Vielleicht ist es falsch, aber ich glaube, für die Mehrheit der 68er Generation gilt dies auch. Nicht aus der Rebellion – so scheint mir – sind wir zu einer politischen Bewegung geworden, nicht der individuelle Aufstand hat sich verbreitet, nicht die Empörung trieb uns zusammen. Eher die Mutlosigkeit. Nicht die Wut ließ uns die Verhältnisse unserer Herkunft durchbrechen. Eher die Überzeugung, daß sich doch nichts ändern lasse.

Unsere Kindheit war nicht die Basis unserer Subjektivität. Unsere Bedürfnisse lagen nicht in unseren Bedürfnissen, sofern diese einer Sphäre entsprangen, die wir nicht nur verlassen mußten, sondern auch zu verneinen hatten. Wer im Namen der Selbstverwirklichung, der Bedürfnisse, der individuellen Fähigkeiten die ›entfremdete politische Arbeit‹ kritisierte, verriet all dies; denn wir mußten unsere Realität von Grund auf neu konstruieren. Es gab keine Anknüpfungspunkte, keine utopische Formel, keine Verwirklichung von Träumen, denn was träumten wir schon – wir als früh gealterte Realitätstechniker? Wir mußten unsere Feinde erfinden, um sie zu sehen; wir mußten den Klassenkampf spielen, um die Klassen sichtbar zu machen. Wir waren nicht richtig bei uns selbst, als wir uns selbst zu bewegen anfingen. – Was hier paradox geschildert wird, ist die *einfache* Konsequenz in einem Deutschland, das von der Geschichte so leer geräumt war wie die Gasöfen nach dem Kriege.

Folgerichtig entwickelten wir uns in einem überaus vorsichtigen, tastenden Radikalismus. Wir provozierten Staat und Polizei, damit wir gezwungen wurden, einen Schritt weiter zu gehen. Die berühmte ›Eskalationstheorie‹ besaß einen schweykschen Kern: in der Verteidigung wohlverstandener staatsbürgerlicher Rechte waren wir leider gezwungen, revolutionär zu werden. In der Tat, in den Anfängen der Studentenbewegung gab es eine latente Ironie: der Gegner sollte uns ernster nehmen als wir uns selbst; nichts haben wir mehr genossen als die blauäugige Frage: »Was wollen die Studenten?« Wir ließen uns interpretieren. – Jene Ironie war der Garant der Radikalität, denn wir mußten uns schützen. Der vielberufene soziologische Jargon der Studentenbewegung war tatsächlich unsere Sprache, zwar nicht

unsere Alltagssprache, aber eben jene, in der es uns nicht mehr die Sprache verschlug, in der wir uns untereinander verständigen und zugleich den Bruch signalisieren konnten. Gerade in Formeln wie ›Manipulationszusammenhang‹, ›Establishment‹, ›repressives System‹, gerade in ihrer Abstraktheit drückten wir uns wirklich aus, indem wir, abstoßend von vielem, von unserer Herkunft, von unserer Resignation, von radikaldemokratischen Hoffnungen, uns vorsichtig entschlossen, eine selbständige politische Kraft zu werden, auf sich allein gestellt in dieser deutschen Geschichte.

Und jetzt mache ich einen Sprung zurück zum Anfang, doch er scheint mir nicht so groß zu sein. Wie soll man das Lebensalter bestimmen, wenn man es nicht der biologischen Liquidation überlassen will? Drei Momente scheinen mir wichtig zu sein: herauszubringen, was in uns hineingesteckt wurde; die Beziehungen unter uns selbst zu entfalten; den jedem Alter gesteckten Bereich der Erfahrungsmöglichkeiten auszuschöpfen. – Wir haben diesen Bereich nicht ausgeschöpft, die deutsche Geschichte zwang uns, da wir leben wollten, ihn zu verlassen. Vielleicht haben wir deswegen den bitteren Geschmack so vieler unentfalteter persönlicher Beziehungen hinnehmen müssen. Und haben wir das ausgedrückt, was in uns hineingesteckt wurde?
Die antiautoritäre Rebellion hatte immer auch eine belegte tonlose Stimme. Es ist ihr nicht gelungen, den Haß anders auszudrücken als in analytischen Formeln. Die Formel ›faschistoid‹ war dafür kennzeichnend. Mich hat ihr zum Teil wahlloser Gebrauch immer geschmerzt. Nicht weil ich fand, man täte unseren Gegnern Unrecht. Das Unrecht, das man ihnen antun könnte, käme nie an das heran, was sie bewirkt und hingenommen haben. Nein, es war die Hilflosigkeit, das im Halse-Stecken-bleiben unserer Wut. Und immer noch fehlen die Worte. Denn wenn es je eine Geschichte gegeben hat, die den Gedanken der Rache rechtfertigt, dann die deutsche. – Aber der Blick in die deutsche Geschichte, mit offenen Augen, ist immer noch ein ohnmächtiger Blick. So mußten wir uns auch vor diesem Haß schützen, denn ein wenig galt es doch die Verhältnisse zu ändern, damit wir uns überhaupt bewegen konnten. Und Veränderung setzt Anerkennung der Verhältnisse voraus, die es zu ändern gilt. Wären wir dem auf den Grund gegangen, was in uns hineingesteckt worden ist, hätten wir die Kraft zu dieser Anerkennung nie aufgebracht.
Dieses Paradox haben wir politisch immer noch nicht aufzulösen vermocht. Und so bleiben wir zu Recht jung, denn unsere Geschichte ist noch längst nicht am Ziel. Wir müssen jung bleiben, auch wenn die Angst vor dem Alter wächst; oder wir müßten preisgeben wollen, was wir in unserer *politischen* Jugend zu begreifen lernten, als wir soviel älter waren als jetzt.

Wolfgang Spindler, geb. 1957, arbeitet als Texter bei der Werbeagentur Mc Cann in Frankfurt und schreibt Musikkritiken, vor allem für die *Frankfurter Rundschau*.

Harry Tobinski, geb. 1959, lebt in Kiel, ist arbeitslos und schreibt in seiner »Freizeit« Kurzgeschichten.

Rainald Maria Goetz, geb. 1954, studiert – nach einer Promotion in Geschichte – Theaterwissenschaft und Medizin in München. Sein »Tagebuch eines Medizinstudenten« ist, in drei Fortsetzungen, in der *Süddeutschen Zeitung* erschienen.

Gudrun Reinke, geb. 1949, studierte Erziehungswissenschaften und promovierte über »abweichendes« Verhalten bei Mädchen. Lebt in Frankfurt.

Horst-Günter Kessler, geb. 1938, hat Dokumentation, Soziologie und Publizistik studiert. Lebt in Berlin und arbeitet als Freier Mitarbeiter für Rundfunk und Fernsehen u. a. für »Kennzeichen D«.

Detlef Lecke, geb. 1949, hat Soziologie und Theologie studiert und arbeitet als Bildungsreferent beim Landesjugendpfarramt der Evangelischen Kirche von Kurhessen und Waldeck.

Udo Pobel, geb. 1951, studierte Pädagogik und Politik. Er ist beim Deutschen Kinderschutzbund beschäftigt (Betreuung von Obdachlosenkindern) und arbeitet in Jugendclubs auf dem Land.

Alwin Meyer, geb. 1950 und *Karl-Klaus Rabe*, geb. 1953, arbeiten als freie Journalisten in Berlin.

Norbert Klugmann, geb. 1951, arbeitet beim Norddeutschen Rundfunk in Hamburg. In *Kursbuch 53* hat er über die Theaterwehr Brandheide (»Theater für Kopf und Bauch«) geschrieben.

Klaus Hartung, geb. 1940, arbeitet vor allem auf dem Gebiet der Psychiatrie-Kritik. In *Kursbuch 48* hat er über die »Krise der antiautoritären Bewegung« geschrieben.

Kursbuch 55 März 1979
Sekten

Wenn wir über K-Gruppen, Jugend-Sekten, Psycho-Logen, Körner-Kränzchen fleißig die Köpfe schütteln, sind wir dann nicht auch wieder nur – eine Sekte?
Sektiererisches aufzuspüren an der »Normalität«, an unserem Alltagsverhalten, in der Mehrheit oder der Familie, als Partner oder als Individuum – das wär doch mal ein Kursbuch wert!

Kursbuch 56 Juni 1979
Rechts-Staat

Unser Dilemma: Der Ruf nach dem Recht *ist* der Ruf nach dem Staat.
Die anarchischen Verkehrsformen heute verlangen den großen Betreuer und Regulierer, der unsere Freiheiten in seine Hände nimmt. Oder? Thema für ein Kursbuch!

Wagenbach

Robert Wolfgang Schnell
Die heitere Freiheit und Gleichheit

Vier Geschichten von der festen Bindung. Mit Graphiken des Autors.
Quartheft 95. 80 Seiten. DM 9.80

Horst Karasek
Belagerungszustand!

Reformisten und Radikale unter dem Sozialistengesetz 1878-1890.
WAT 50. 160 Seiten. DM 8,50

Robert Linhart
Eingespannt

Erzählung aus dem Innern des Motors. „Ein Buch wie ‚Germinal' von Zola."
Politik 84. 144 Seiten. DM 9,50

Pier Paolo Pasolini
Freibeuterschriften

Die Zerstörung der Kultur des Einzelnen durch die Konsumgesellschaft.
Quartheft 96. 144 Seiten. DM 14,80

Tintenfisch 15
Deutschland

Das Kind mit den zwei Köpfen: der eine schläft, der andere schreit.
Quartheft 97. 144 Seiten. DM 9,80

Über den Mangel an politischer Kultur in Deutschland

Beiträge von Heinz Brüggemann, Heide Gerstenberger, W. Gottschalch, U. K. Preuß u. a. *Politik 83. 128 S. DM 8,50*

Peter Brückner
Versuch, uns und anderen die Bundesrepublik zu erklären

Zu einer Gemeinschaft ohne Utopie.
Politik 81. 180 Seiten. DM 9,50

Tintenfisch 14
Jahrbuch: Deutsche Literatur 1978

Herausgegeben von Michael Krüger.
Quartheft 94. 128 Seiten. DM 9.80

Heinrich Heine
Ein Land im Winter

Gedichte/Prosa. Hg: Dieter Heilbronn.
WAT 47. 192 Seiten. DM 9,-

Boris Vian
Der Deserteur

Chansons, Satiren und Erzählungen. Mit einer Biographie. Herausgegeben v. Klaus Völker. *WAT 42. 144 S. DM 8.50*

Ernst Piper
Der Aufstand der Ciompi

Über den „Tumult", den die Wollarbeiter im Florenz der Frührenaissance anzettelten. *WAT 49. 128 Seiten. DM 8.-*

Tintenfisch 13
Alltag des Wahnsinns

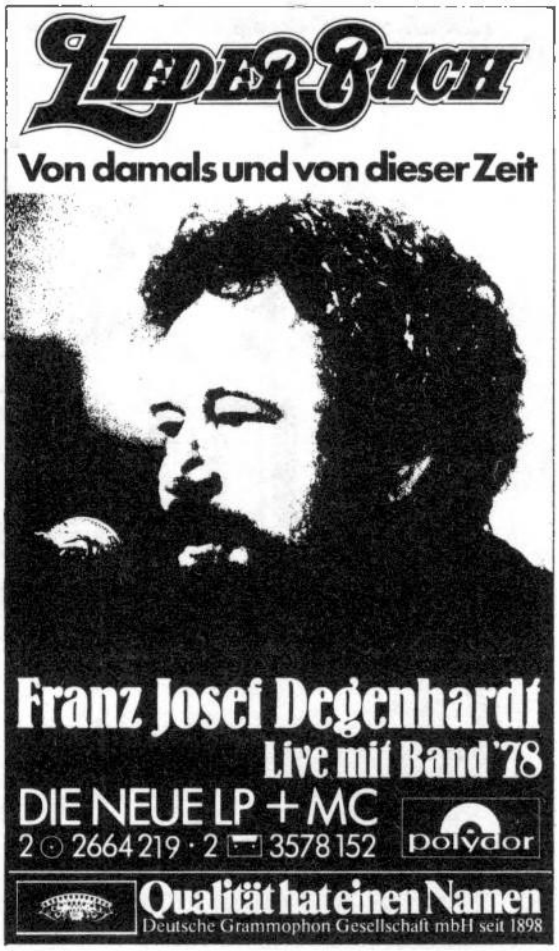
Ein Lesebuch über Produktivität, Schizophrenie und Normalität.
Quartheft 91. 128 Seiten. DM 9,80

Zwiebel

heißt unser Verlagsalmanach. Schreiben Sie uns eine Postkarte – wir schicken Ihnen als sofortige Lebenshilfe gratis eine Zwiebel: Verlag Klaus Wagenbach 1000 Berlin 30, Bamberger Straße 6

Was die Wyhlmaus mit der Krise der Jugendpolitik zu tun hat

›Jugendpolitik in der Krise‹ heißt ein Reader, der zeigt, was schiefläuft in Jugendämtern, Heimen, Jugendzentren, Jugendverbänden und was not tut, damit's besser wird. ›Die Geschichte von der Wyhlmaus‹ ist der erste Comic, der den AKW-Widerstand ins dynamische Bild und die witzig-informative Blase setzt: Jari Cuypers, der Daumier der heimatlosen Linken und Wolfgang Hippe haben eine subversive Maus kreiert, die Walt Disney im Grabe rotieren läßt. Beide Titel sind im Verlag Jugend & Politik erschienen und stehen beispielhaft für dessen Programmpalette. Die Frankfurter liefern Wesentliches zur Theorie und Praxis der Jugendarbeit, Handbücher für den klareren Kopf, Liederbücher (für Kinder, AKW-Gegner, Spontis, Pfadfinder, Kursbuchabonnenten, Rentner) und, schwarz auf weiß, Fakten für die Grünen im Lande. Detaillierte Informationen stehen im neuen schönen gelben Prospekt mit dem großzügig gestalteten Bestellcoupon. Kostenlos und unverbindlich bei:
Verlag Jugend & Politik, Hamburger Allee 49, 6000 Frankfurt am Main 90


LIEDERBUCH
Von damals und von dieser Zeit
Franz Josef Degenhardt
Live mit Band '78
DIE NEUE LP + MC
2 ⊙ 2664219 · 2 ▭ 3578152
polydor
Qualität hat einen Namen
Deutsche Grammophon Gesellschaft mbH seit 1898

VOM UMGANG MIT WÖRTERN ist ein politisches Sprachbuch für alle Zeitungsleser! Dieses Buch will Leser empfindlich machen dafür, daß die Politik der Wörter ein Interesse des Schreibers verschleiert oder verdeutlicht.
E.A.Rauter
Vom Umgang mit Wörtern
96 Seiten DM 8,80
Schweinkram!
AUSGELEICHNET mit dem Preis des ROTEN ELEFANTEN
&
AUF DER AUSWAHLLISTE 1978 DEUTSCHER JUGENDBUCHPREIS
Gerd-Gustl Müller
Der Job
Manne ist 16 und will nicht stempeln gehen
112 Seiten, DM 9,80
Weismann Verlag

Rosa Winkel
VERLAG
VERSAND
Schwule Lyrik Schwule Prosa Eine Anthologie
256 Seiten DM 14.–
ISBN 3 921 495 – 04 – 0
SUMPFFIEBER
Medizin für schwule Männer
96 Seiten DM 7.–
ISBN 3 – 921 495 – 05 – 9
Schwule Texte II Los An geles Research Group Zur ma terialistischen Analyse der Sch wulenunterdrückung 90 Sei ten DM 7.50
ISBN 3 921 495 – 03 – 2
LAVENDELSCHWERT
Roman von Felix Rexhau sen 280 Seiten DM 16.–
ISBN 3 – 921 495 – 06 – 7
Rosa Kalender 1979
384 Seiten DM 10.–
ISBN 3 – 921 495 – 07 – 5

78-1636

NEU BEI WALTER

WALTER LITERATUR

Gerold Foidl
Der Richtsaal
188 Seiten. Broschur
ca. DM 28,–
Der Erstling eines jungen österreichischen Autors: die Geschichte eines Selbstmörders, der durch die Familien-Mafia zum Äußersten getrieben wird.

Klaus Poche
Atemnot
Roman. 204 Seiten. Leinen
ca. DM 29,–
Erzählt wird von einem Schriftsteller, der sich der Gesellschaft verweigert: «Marschieren gelernt, nicht laufen gelernt.»

Inez van Dullemen
Die Erstarrung
Eine Erzählung. 152 Seiten.
Leinen ca. DM 19,–
Ein beklemmendes Stück Realität unserer Zeit als exemplarische Erzählung: verhalten, zart und beeindruckend.

Moritz Gottlieb Saphir
Mieder und Leier
Gedankenblitze aus dem Biedermeier. 180 Seiten. Leinen
ca. DM 19,80
Scherz, Satire, Ironie: eine hinreißende Blütenlese aus dem Werk des Biedermeier-Skandalautors.

Alfred Döblin
Der Oberst und der Dichter
Die Pilgerin Ätheria
Zwei Erzählungen. 356 Seiten.
Leinen ca. DM 36,–
Zwei späte Erzählungen des modernen Klassikers.

Berge Meere und Giganten
Roman. 539 Seiten. Leinen
DM 32,–
Ein utopischer Entwurf von der Welt, der nicht seinesgleichen hat.

Walter-Verlag Olten und Freiburg i. Br.

Rotbuch

Neuerscheinungen im Herbst

David Cooper
Die Sprache der Verrücktheit

Rotbuch 193
176 Seiten, DM 12,– (im Abo. 11,–)

»Verrücktheit ist ein gemeinsamer sozialer Besitz, der uns gestohlen wurde, genau wie die Realität unserer Träume und auch unseres Todes: wir müssen uns diese Dinge politisch wieder aneignen, damit sie in einer verwandelten Gesellschaft wieder zu Kräften der Kreativität und Spontaneität werden.«

Ein ganz gewöhnlicher Mordprozeß

Das politische Umfeld des Prozesses gegen R. Otto, K. H. Roth und W. Sauber

Rotbuch 198
160 Seiten, DM 9,– (im Abo 8,–)

Dieses Buch zeichnet nach, wie sich die Ankläger und ihre Zeugen in die wirklichen Angeklagten verwandeln. Dabei ergänzen sich Prozeßdokumentation und die Darstellung des politischen Umfeldes, in dem dieser Prozeß stand.

Nairn/Hobsbawm/ Debray/Löwy Nationalismus und Marxismus

Anstoß zu einer notwendigen Debatte

Rotbuch 199
128 Seiten, DM 8,– (im Abo 7,–)

Der Band enthält vier Beiträge: »Marxismus und der moderne Janus« von Tom Nairn, »Kritische Reflexionen« von Eric Hobsbawm, »Marxismus und die nationale Frage« von Regis Debray, und »Die Nationale Frage und die Klassiker des Marxismus« von Michael Löwy.

Abonnieren können Sie die Rotbücher in jeder Buchhandlung. Oder direkt beim Verlag. Wir sorgen dann dafür, daß Sie die Rotbücher regelmäßig und um 1 DM billiger (nur die politischen Rotbücher) durch eine Versandbuchhandlung erhalten.

Rotbuch Verlag Potsdamer Straße 98 1000 Berlin 30

3. Internationales Russell-Tribunal

Zur Situation der Menschenrechte in der Bundesrepublik Deutschland

Band 2
Das Schlußgutachten der Jury zu den Berufsverboten
Rotbuch Verlag Berlin

Aus dem Inhalt:

Vorwort der Herausgeber
Offizieller Schlußbericht des 3. Internationalen Russell-Tribunals über die Frage der Berufsverbote in der BRD
Gründe und Abgründe der Berufsverbote
Materialien und Argumente –
vom Tribunal autorisierte Fassung:
1. Teil: Bestandsaufnahme:
Die Zahlen / Die typischen Fälle / Das Verfahren / Die juristische Argumentation / Der Apparat / Die Auswirkungen: Privatisierung der Berufsverbote / Berufsverbote und Gewerkschaftsausschlüsse
2. Teil: Einordnung und Erklärung:
Der Ausverkauf des liberalen Rechtsstaates mit rechtlichen Mitteln / Zur politischen Psychologie der Berufsverbote und ihrer Verbieter / Die Krise als Dauerargument und die Verinnerlichung des Ausnahmezustands / Die Einflußhierarchie von Parlament, Exekutive, Gerichten und Geheimdiensten
Anhang: Berufsverbote – ein deutsches Phänomen? Zur politischen Treuepflicht im Beamtenrecht anderer westlicher Staaten
Spendenaufruf

Rotbuch 195, 128 Seiten, DM 7
(im Abonnement DM 6)

betrifft: jugend

rowohlt Taschenbücher zum Thema Schule, Jugendarbeitslosigkeit und Berufsausbildung; Probleme im Spannungsfeld zwischen Jugend und Erwachsenenwelt.

rororo aktuell

Reinhardt Crusius/Wolfgang Lempert/
Manfred Wilke (Hg.)
Berufsausbildung – Reformpolitik in der Sackgasse? Alternativprogramm für eine Strukturreform
(1768/DM 5,80)

Peter Mosler
Was wir wollten, was wir wurden
Studentenrevolte – zehn Jahre danach.
(4119/DM 7,80)

Prodosh Aich
Da weitere Verwahrlosung droht . . .
Fürsorgeerziehung und Verwaltung.
Zehn Sozialbiographien aus Behördenakten
(1707/DM 6,80)

Jugendarbeitslosigkeit
Materialien und Analysen zu einem neuen Problem.
Hg. von Sybille Laturner und Bernhard Schön
(1941/DM 5,80)

rororo sachbücher

Peter Schleuning (Hg.)
Kinderlieder selber machen
Beispiele, Erfahrungen, Anleitungen
(7115/DM 7,80)

Horst Speichert
Schulangst
Das Eltern-Schüler-Trauma. Ursachen und Auswege (7101/DM 5,80)

Carlos Castillo Rios/Joachim Schickel
Erziehung in China
Die Einheit von Lernen und Produktion
(7137/DM 9,80)

Dieter Richter/Jochen Vogt (Hg.)
Die heimlichen Erzieher
Kinderbücher und politisches Lernen
(6843/DM 5,80)

rororo rotfuchs

Marie Marcks
„Immer ich!"
Bildgeschichte eines ereignisreichen Tages
(109/DM 4,80)

Frohmut Menze
Das Schülerbuch
Das Schülerbuch blickt nicht nur ein bißchen hinter die Kulissen der Schule,es bietet auch Lösungsvorschläge und eine Fülle praktischer Anregungen und juristischer Informationen.
(151/DM 3,80)

Dagmar Kekulé
Ich bin eine Wolke
Die fünfzehnjährige Pauline versucht allein ihre Schwierigkeiten zu meistern.
(191/DM 4,80)

Ann Ladiges
„Hau ab, Du Flasche!"
Ein Buch zum Thema Jugendalkoholismus
(178/DM 3,80)